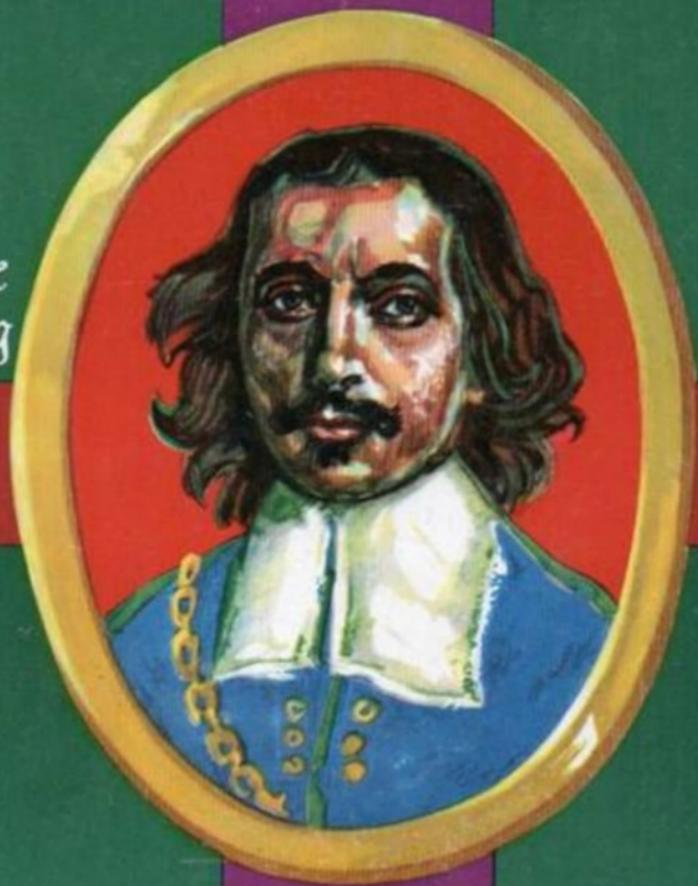


ZWISCHEN RUHM UND HASS

Eine
historische
Erzählung

von
Manfred
Jordan



OTTO VON GUERICKE

MANFRED JORDAN · ZWISCHEN RUHM UND HASS



Otto von Guericke.
*Nach einem Gemälde von Anselmus van Hulle,
gestochen von Corn. Galle.*

MANFRED JORDAN

ZWISCHEN RUHM
UND HASS

*Eine historische Erzählung über
den großen Forscher, Diplomaten und Baumeister
Otto von Guericke*

1961

VERLAG NEUES LEBEN BERLIN

KURT PAHLE GEWIDMET

IM GROSSEN KRIEG

Johann Tserclaes Graf von Tilly, Generalissimus Seiner Majestät Ferdinands des Zweiten, Kaiser des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation, und Generalissimus der Liga, des Bundes der katholischen Reichsfürsten, ein ernster, ruhiger Mann, hielt Kriegsrat mit seinen Generälen, den Grafen Pappenheim und Mansfeld und dem Herzog von Holstein, und hohen Offizieren. Es war plötzlich sehr still im Hauptquartier.

Tilly stand da, mit der Rechten die Augen beschattend, und blickte hinüber zu den Mauern und Türmen der festen Stadt Magdeburg. Man schrieb den 9. Mai des Jahres 1631; es war nachmittags gegen vier Uhr. Die kaiserlichen und ligistischen Truppen zogen sich aus dem Feuerbereich des Feindes, von den Wällen der Stadt und dem Streifen verödeten Landes um sie herum, in das Feldlager zurück. Tilly aber sah nicht diese Scharen und Haufen, die von der Belagerung abließen, wie er befohlen, die ihre Geschütze abgebaut hatten – Tilly sah Magdeburg. Die Herren hinter ihm schwiegen wie er. Magdeburg. Der reichsten, der mächtigsten Städte Norddeutschlands eine, mit protzigen, auf die Freiheit verseßnen Bürgern; Eignerin des Elbübergangs einer der bedeutendsten Handelsstraßen, die den Westen mit dem Osten verbanden. Wer Magdeburg besaß, besaß den strategisch wichtigsten Platz in der weiten Umgebung... Und dreißigtausend Mann – Deutsche, Kroaten, Wallonen, Söldner von überallher, kriegserprobt in dreizehn Jahren, vorzüglich ausgerüstet –, dreißigtausend Mann ließen ab von der Blockade dieser Stadt, der sie in monatelanger Belagerung nichts hatten entreißen können als ein paar Steine aus

dem Mauerwerk. Magdeburg! – Graf Tilly stand in seinem Hauptquartier, etwas breitbeinig, in braunen, bis über die Knie reichenden Stulpenstiefeln, und starrte hinüber. Seine Augen, sein Mund wurden schmaler.

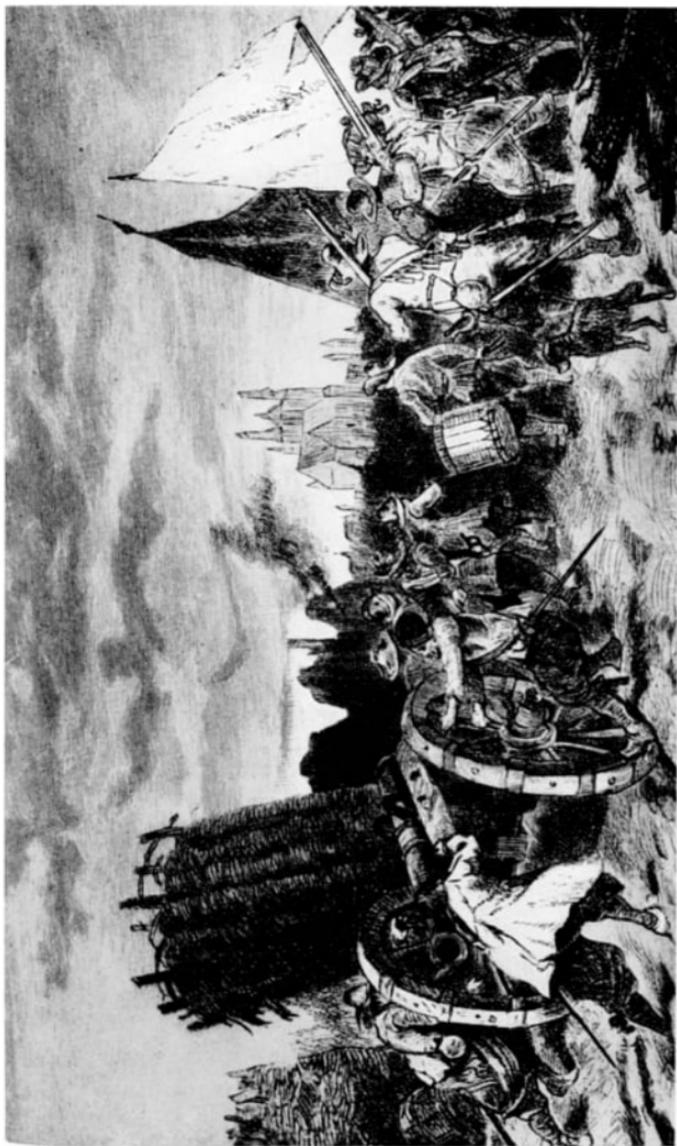
Der Graf von Pappenheim hatte vor Minuten das Wort ausgesprochen, das so viele in diesem Feldlager dachten: »Gewaltsturm!« Die Herren hatten ihn angesehen, hatten den Generalissimus angesehen, an den es gerichtet gewesen, hatten gewartet. Und Pappenheim noch einmal: »Gewaltsturm. Zum letzten Male. Nachts. Überall zugleich.« Tilly hatte sich seitdem nicht von der Stelle gerührt. Nur die Hand hatte er erhoben, damit sie die Augen beschatte. Langsam schob er den Unterkiefer vor. Dort drinnen, in der Stadt, war einer seiner Trompeter; er hatte dem Rat die letzten Kapitulationsforderungen zu überbringen und die Antwort entgegenzunehmen.

Mit langen, ruhigen Schritten lief Graf Tilly einen Bogen. Die großen Sporen klirrten. Die Generale und Offiziere wandten sich zu ihm um. Tilly sprach leise und wie beiläufig: »Kehrt der Bote bis vier Uhr in der Früh nicht hierher zurück, *mit* der Kapitulation . . .« – er zögerte – »dann beginnt der Sturm.«

In einem der Vorzimmer des Magdeburger Rathauses lümmelte im Ledersessel der Trompeter des Grafen Tilly. Er rauchte stark und schwadronierte, was das Zeug hielt. Die drei Magdeburger Soldaten, die über ihn zu wachen hatten, saßen auf dem Estrich in der Nähe der Tür, die Arme um die angezogenen Unterschenkel geschlungen, und lauschten mit offenen Mündern. Wenn der Trompeter in seinen Aufschneidereien innehielt, um einen Zug aus der Pfeife zu nehmen, bestürmten sie ihn mit Fragen. Und immer bänglicher wurde ihnen bei seinen Antworten; denn wie sie hörten, war es absolut sicher, daß allen Leuten in der Stadt und zuallererst den Bewaffneten die Köpfe abgeschlagen würden, so der Magistrat nicht auf der Stelle die Schlüssel an den Feldherrn



Die Belagerung von Magdeburg 1631. Nach einem Kupferstich des Matthias Merian.



In den Laufgräben vor Magdeburg 1631. Nach einer Zeichnung von J. Schöner.

des Kaisers übergebe. Die drei Burschen sahen schon ihre Köpfe vor sich auf den Knien, und es grauste sie.

Sie verstanden einander gut, die Feinde hier in diesem Zimmer – sie waren ja alle Deutsche.

Der Trompeter aber schwadronierte weiter und rauchte dabei aus den Beuteln seiner Wächter. Es konnte gut den Eindruck erwecken, als sei er hier der Herr und die drei andern die Bewachten. Und er erzählte – und diesmal der Wahrheit gemäß, weil hierbei kaum noch aufzuschneiden war –, welch ungeheure Beute sie unter dem Grafen Tilly im Laufe dieses herrlichsten aller Kriege gemacht hatten, und er erörterte mit viel Genuß, was alles sie der Beute hinzuzufügen gedächten, sobald sie dieses Magdeburg erobert hätten. »Ihr armen Schlucker! Ihr mit euerm Herrn Falkenberg und euerm Administrator*! Da ist der Graf Tilly ein andrer Kerl! Hal Wir werden euch alle am Spieße braten!« rief er und lachte sein fettes, dummes Landsknechtslachen.

»So«, fügte er hinzu, »und jetzt schert euch weg. Jetzt werde ich mir ein Schläfchen gönnen, bis sich eure Obrigkeit herbeiläßt, mich wieder zu besuchen. Und grüßt eure Weiber – auf die freuen wir uns schon ganz besonders!« Dabei rekelte er sich und packte die Beine mit den gespornten Stiefeln auf einen andern kostbaren Ledersessel.

Die drei Wachtposten verdrückten sich mit ihren Speißen wieder vor die Tür. Es war eine recht unsoldatische Haltung, die sie annahmen. Die Köpfe abgeschlagen! An solchen Speißen gebraten, wie sie selbst hier welche hatten! Pfui Teufel. Und alles zur Beute gemacht. Und obendrein noch die Weiber geschändet!

»Ob wir nicht«, sagte der eine und war bemüht, seinen Ton recht männlich erscheinen zu lassen, »ob wir nicht den andern sagen, was los ist? Und sagen, die sollen lieber mit dem Tilly verhandeln und uns hier nicht so was heraufbeschwören?«

* Fremdwörterklärungen am Schluß des Buches

Der Rathausaal, sonst eine Stätte gemeßner Feierlichkeit und würdevoller Gesichter, ward an diesem Nachmittag zum Ort eines recht ungewöhnlichen Schauspiels.

Der Regierende Bürgermeister Georg Kühlewein und alle Ratsherren der Stadt waren versammelt. Sie berieten schier seit einer Ewigkeit über nur eine einzige Frage: Soll die Stadt Tillys Aufforderung nachkommen und kapitulieren - oder soll weitergekämpft werden, mit der vagen Aussicht, daß sich der seit vielen Wochen erwartete Schwedenkönig mit seiner Heeresmacht doch noch bis hierher durchkämpft und die Stadt entsetzt, ehe der letzte Schuß Pulver verbraucht ist...

Die Herren saßen nicht, wie es üblich war - sie liefen im Saale hin und her. Die Fenster waren weit geöffnet, die Sonne schien herein, und der Pulvergeruch war hier drin bald so arg wie auf dem Felde. Rote Köpfe hatten die Herren oder fahlweiße. Es ging um das Wohl und Wehe von dreißigtausend Einwohnern und siebentausend Soldaten und um eine alte, traditionsreiche Stadt! Der Streit der Männer, der alle sonst geübte Gemessenheit im Denken und im Reden hatte zerrieben lassen, wurde immer heftiger, je näher die Entscheidung rückte. Die Schwedenpartei, die für das Aushalten bis zum letzten Schuß Pulver und bis zur letzten Lunte focht, bekam mehr und mehr das Übergewicht. Und sicher wäre der wartende Trompeter mit abschlägiger Antwort abgefertigt worden, wenn sich nicht Bürgermeister Kühlewein im letzten Augenblick zu der Erklärung durchgerungen hätte, ihm schein, daß dem Rat mitnichten zukomme, in einer so gewaltigen Frage mit derart unübersehbaren Folgen allein zu entscheiden. Da herrschte Ruhe im hohen Rathausaal, und Kühlewein sprach weiter, gehetzt, die Hand am Halse, ein von der übermäßigen Verantwortung tief gefurchtes Gesicht. Hier mußten die Bürger selbst entscheiden, und der Rat habe sich seiner Meinung nach darauf zu beschränken, dem Willen seiner Wähler gemäß zu handeln.

Ein billiger Vorschlag - auch die entschiedensten Verfechter des Aushaltegedankens mußten das nach einigem

Murren eingestehen. Beinahe binnen Minuten war der Beschluß gefaßt, in allen Vierteln der Stadt die stimmberechtigten Bürger zusammenzurufen und in ihre Hände das Schicksal der Festung und das Leben ihrer Bewohner zu legen.

Während die Mehrzahl der Ratsmitglieder in die Häuser der achtzehn Viertelsherren eilte und während diese mit der Einberufung der Bürgerversammlungen begannen, begaben sich die Ratsmänner Gericke und Grote zu den Befestigungen der Stadt, die ihnen als den vom Rat ernannten Schutzherrn unterstanden, und inspizierten den Zustand der Verteidigung und die Munitionsvorräte.

Es war gänzlich ausgeschlossen (das sahen sie mit beängstigender Deutlichkeit), einem eventuellen gewaltsamen Sturm der Feinde zu widerstehen, und das, obwohl ein beachtlicher Teil der Einwohnerschaft über das Truppenkontingent hinaus unter die Waffen befohlen worden war. Es fehlte an allem, am Notwendigsten sogar. Die Geschütze konnten nicht mehr eingesetzt werden, da vom Pulver kaum für zehn Flinten- oder Pistolenschüsse pro Mann übriggeblieben war. Auch an Nahrungsmitteln mangelte es. Die Stadt stand unmittelbar vor dem Zusammenbruch. Und daß mit fieberhafter Eile die letzten Salpeterreserven in Apothekermörsern zu Schießpulver verarbeitet wurden, auch das könnte den Untergang höchstens für ein paar Stunden aufhalten.

Überdies gährte es in der Bürgerwehr. Allein die Armen und die weniger Wohlhabenden lagen auf den Mauern und in den Türmen, seit Tagen ohne eine Stunde Schlaf. Die Reichen indes ließen sich's zu Hause wohl sein wie in Zeiten, da die Stadt vom Kriege nur durch Erzählen wußte. Die Reichen hatten genug Bedienstete, die sie – um sich zu schonen – zur Verteidigung, in die Gefahr des Todes schicken konnten. Auch in der höchsten Not gab es noch Unterschiede. Es fehlte nicht viel an einer Meuterei, die Erbittertesten tumultuierten bereits. Allein der untrübbarer Wille zur

Freiheit der Stadt und die heiße Liebe zu ihrem lutherischen Glauben, der täglich, ja stündlich aufs neue von den Geistlichen gestärkt wurde, ließen sie noch ausharren und zusammenhalten. Die da unten, so sagten sie sich schließlich, die würden keinen Unterschied machen – die würden nicht fragen: wieviel besitzt du, oder wie arm bist du. Und sie blickten mit ihren müden Augen in die Ebne, in der die Kaiserlichen eigentümliche, fast unbegreifliche Truppenbewegungen vollführten . . .

Gericke und Grote, im Innersten betroffen von dem, was sie gesehen, schlossen ihren Inspektionsgang mit der Kontrolle des Zeughauses ab. Unterdes war es Nacht geworden. Sie wandten ihre Schritte wieder dem Rathaus zu. Da hastete an ihnen ein Trupp Menschen, die Flinten in den Händen hatten, vorüber, geduckte Gestalten, Schemen ohne Sprache. An der nächsten Ecke ein neuer Trupp. Und dort eine Gruppe, und dort auch . . . Was ist passiert? Ist die Meuterei doch ausgebrochen? Fällt die Bürgerwehr auseinander? Nimmt das Chaos seinen Anfang? Otte Gericke trat einem der Vorübereilenden in den Weg.

»Es gibt keinen Feind mehr«, bekam er zu hören. »Die haben alles Schießzeug abgebrochen. Haben sich ins Lager zurückgezogen. Lassen vom Kampfe ab. Keiner mehr weit und breit. Wir werden nun wohl gerettet sein. Dem Höchsten Preis und Ehre! Da gehn wir eben nun endlich mal schlafen. Nach siebzig Stunden. Eine gesegnete Nachtruhe, Herr Ratmann.«

Die beiden Schutzherrn, der neunundzwanzigjährige Gericke und der zwölf Jahre ältere Grote, blickten einander an, blickten auf die Trupps, die sich mehrten, und liefen, so schnell sie nur konnten, die Rathaustreppe hinauf, in den Sitzungssaal.

Dort brannten die Kerzen. Das Kollegium, auch die Viertelsherren und die Ausschußmitglieder waren versammelt. Die Beratung hatte soeben begonnen. Gericke bahnte sich einen Weg zwischen den Männern hindurch, trat auf den

Bürgermeister zu, flüsterte mit ihm. In Kühleweins geweiteten Augen spiegelten sich die unruhigen Kerzenflammen. Schwerfällig erhob er sich. Seine Stimme war müde und trocken: »Es scheint – die Bürgerwehr entblößt die Festung –«

Eine große Bewegung kam in die Versammlung. Gericke und Grote mußten Bericht erstatten über die Inspektion. Und dann operierte die Schwedenpartei ein letztes Mal: Wenn der Feind jetzt abziehe, wie übereinstimmend beobachtet worden – um so mehr müsse man ausharren und alle Kapitulationsforderungen abweisen; König Gustav Adolf erwarten, das sei die Parole! Doch als es zur Abstimmung kam, stimmte die überwältigende Mehrheit, darunter der Regierende Bürgermeister und die beiden Schutzherren, für die sofortige Übergabe der Stadt an den Grafen Tilly. Die Bedingung hieß: Schutz für Leben und Eigentum der Bürger. Es war in der Nacht um drei Uhr.

Das Kommando in der Festung Magdeburg führte zu dieser Zeit der Hofmarschall des Königs von Schweden, Oberst von Falkenberg, ein Mann von großer persönlicher Tapferkeit und der politischen Mission Schwedens in Deutschland und Europa treu ergeben. Nicht allein Graf Tilly – auch Falkenberg wußte, von welcher eminenter Bedeutung es beim augenblicklichen Stand des Krieges war, in wessen Händen die Elbfeste Magdeburg lag. Nicht umsonst hatte ihn sein König auf Umwegen hierhergeschickt und mit umfangreichen Weisungen auf diesen Posten in der verbündeten Stadt gestellt.

In einem der ihm im Rathaus überlassenen Räume erregte sich Falkenberg, der wie seine Truppen seit einer Ewigkeit ohne Schlaf war, im Beisein zweier Offiziere des abgesetzten Administrators vom Erzstift Magdeburg, Christian Wilhelms von Brandenburg. Um die Disziplinlosigkeit der Bürgerwehr ging es, von der auch zu ihm die Kunde gedrungen war.

Mitten hinein in das vom Alkohol noch mehr als vom Zorn erhitzte Gespräch wurde ihm eine Ratsabordnung gemeldet. Die Herren Georg Kühlewein, Dr. Dennhardt, Conrad

Gerold und Otto Gericke waren beauftragt, den Obersten vom Beschluß des Rates in Kenntnis zu setzen und die unverzügliche Zustimmung zu fordern. Noch in der Nacht sollte der Trompeter mit bevollmächtigten Gesandten in Tillys Hauptquartier zurückkehren. Falkenberg griff zum Becher und trank. Lief wie ein Löwe im Kreise herum, jeden der Männer mit Blicken durchbohrend. Und dann hob er zu einer langen Rede an, die einzig und allein dazu dienen sollte, die Versprechungen schwedischerseits auf baldigen Entsatz gehörig herauszustreichen und die Gefahr, die von den Kaiserlichen drohte, ins Lächerliche herabzumindern. Von den Forderungen der Bürger kein Wort. Uneinnehmbar sei die Stadt, rief der Oberst aus und trank sich zu.

Den Ratsherrn Gericke verdroß die überhebliche Rede so sehr, daß er gleichsam aus Protest das Zimmer verließ. Er hatte nicht die Ruhe, unnützen Wortfechtereien beizuwohnen, derweil die Wachsamkeit der Verteidiger durch die seltsamen Anstalten des Feindes bis zur Verantwortungslosigkeit eingeschläfert war. Es trieb ihn hinaus an die Tore der Stadt, er mußte nach dem Rechten sehen und raten, wo es seines Rats bedurfte. Zur Elbe lief er hinunter, von wo ihn alsbald Schreien und Heulen und wildes Schießen immer mehr anzogen.

Seine Schritte wurden eiliger. Eine schreckliche Vermutung trieb ihn. Er erreichte das Fischufer, bog ein – das Herz drohte ihm stillzustehen – ein Bild des Grauens: Ein wüster Haufen Kroaten, der heimlich über die Wälle und die so gut wie entblößten Mauern in die Stadt gedrungen, war dabei, die Häuser der Fischer zu plündern und anzuzünden und ihre Bewohner auf barbarische Weise umzubringen. Allenthalben drängten neue Scharen herbei. Gericke, die Hände an eine Hauswand gepreßt, stand wie gelähmt vor Entsetzen.

Mit Mühe faßte er sich und stürzte, wie noch nie in seinem Leben, zum Rathaus zurück, in dem der Festungskommandant seine Rede noch immer nicht beendet hatte.

Fast zugleich mit Gericke kam ein Page des Obersten und meldete das Eindringen des Feindes durchs Neustädter Tor an der Hohen Pforte – der Wall sei erstürmt.

Jetzt, da es so weit gekommen, ließ Falkenberg von seiner Rede ab. Nicht eine Sekunde verharrte er, sprang die Treppe hinunter, warf sich auf sein Pferd und sprengte an der Spitze des auf seinen Befehl harrenden Regiments Trost den Söldnern des Generals von Pappenheim entgegen. Binnen kurzem waren die Städtischen Herr der Lage und drängten die Feinde zum Tor zurück. Da aber wurde der Sturm der Kaiserlichen auf die andern Tore bekannt. Die Gegenwehr der Pappenheimischen Kroaten wurde wieder fester. Ein Tor nach dem andern fiel in die Hand des Gegners. Leichen türmten sich zuhauf. Falkenbergs und seiner Leute Tapferkeit mochte noch so groß sein – an der Übermacht des Feindes, die von allen Seiten schwoll, mußte sie zerbrechen. Bald war auch an ein nur vorübergehendes Standhalten nicht mehr zu denken. Da warf eine Kugel den Kommandanten Falkenberg vom Pferde, und bald nach ihm fielen zwei andre hohe Offiziere. Das Zurückweichen der Städtischen wurde immer mehr zu einer wilden Flucht ins Innere der Stadt. Viele drangen in die Häuser ein, um ihrer Uniformen ledig und in Zivilkleidung vielleicht eher der Gnade des Gegners teilhaftig zu werden.

Die Flut der Kaiserlichen und Ligisten aber wälzte sich ihnen nach und hatte die Stadt in wenigen Stunden ganz überschwemmt.

Im Obergeschoß ihres Hauses saß die ganze Nacht hindurch Frau Margarethe, die Gattin des Ratsherrn Otto Gericke. Sie hatte eine Stickerei auf dem Schoß, doch die Arbeit war längst vergessen. Die beiden Kinder, der dreijährige Otto und der erst ein Jahr alte Jacob, schliefen im Nebenzimmer. Die Winkelbergs aus dem Nachbarhause, alte Leute, waren zu Besuch, und Gericke's Bedienstete hielten sich in ihren Zimmern auf. Am Abend hatte Frau Gericke aus der

Brauerei ihres Mannes Bier an die Soldaten verschenkt, die kompanieweise zu ihr betteln gekommen waren.

Die Alten schwatzten, um das junge Frauchen auf andre Gedanken zu bringen und von ihrer Furcht abzulenken. Dem Herrn Gericke werde ganz bestimmt nichts zugestoßen sein; daß er nun bald dreißig Stunden nicht mehr im Hause gewesen – was bedeutete das schon, wenn man die Lage der Stadt bedenke und was für Aufgaben dabei ein Ratmann, ein Schutzherr habe. Das sei so mit den öffentlichen Ämtern: das Gemeinwohl komme vor der eignen Familie. Und der Herr Gericke sei ein pflichttreuer Herr; habe ihn darum nicht die Bürgerschaft mit einem einzigen andern aus dem alten Rat in den neuen herübergewählt? Und könne denn der Schutzherr den Schutz der Stadt vernachlässigen? Hier sei die Ursache des Fernbleibens zu suchen, hier ganz allein. Die liebe Frau brauche sich da keine Sorge zu machen. Und die Gefahr des Leibes? Alles liege bei Gott dem Herrn. Wie den inspizierenden Gemahl am Wall die Kugel treffen könne, so auch ein Geschöß in den Straßen der Stadt oder gar hier im bergenden Hause. Aber wo nun doch der Feind abzöge, wie sie aus ihres eignen Sohnes Munde wüßten, da gefalle es auch dem Himmel, daß die Stadt und ihre Menschen fürderhin verschont blieben und keiner Todes stürbe, schon gar nicht der Herr Gericke . . .

Tapfer hielt sich die junge Frau. Nichts mehr ließ sie sich anmerken. Aber im Innern zitterte sie. Um ihren Mann, ja! Aber auch um die Kinder, um sich selbst.

Der Greis erzählte vom Kriege, vom Fenstersturz zu Prag, mit dem er begonnen; erzählte vom böhmischen Winterkönig Friedrich von der Pfalz, von Kaiser Ferdinand dem Zweiten, von den erbitterten Machtkämpfen der Habsburger und der Bourbonen um die Vorherrschaft in Europa, vom Recht der Menschen, ihre Religion frei zu wählen, und davon, daß ihnen dieses Recht verwehrt werde; erzählte auch vom ruhmumstrahlten Schwedenkönig Gustav Adolf, auf den die Magdeburger warteten, der aber doch nur Fetzen von der



Tillys Truppen in Magdeburg.

deutschen Leiche abreißen wolle, um sie als südliche Anhängsel seines mächtigen Ostseereiches zu neuem Leben zu erwecken. Wie oft hatte Otto Gericke seiner Frau davon und von andern Dingen erzählt, und lange hatten sie mitunter disputiert, ehe er in den Rat gegangen und dort seine Meinung in politischen Angelegenheiten vorgetragen hatte. Margarethe wußte recht genau, wie alles war. Damals, als der Administrator Christian Wilhelm, Sohn des Kurfürsten von Brandenburg, vom Domkapitel abgesetzt und von der Stadt seiner Kriegsvessenenheit wegen aus ihren Mauern verwiesen worden, derweil er zusammen mit dem Dänenkönig dem Wallenstein unterlegen – dies und manches mehr; immer hatte der Gatte sie in die Sachen des Rates eingeweiht, immer auch hatte sie sich lange danach ihre Gedanken über den Krieg und was mit ihm verknüpft war gemacht. Aber nie eigentlich waren ihr die Bilder so deutlich geworden wie jetzt, da ein Greis sie vor ihr aufblätterte, ein Mann mit der Weisheit des Alters und dem klaren und weiten Blick des Erfahrenen, einer, der in seinem langen Leben als Handelsmann viel von Deutschland und den Nachbarländern gesehen hatte und dessen Steckenpferd die Politik war.

Er nickte vor sich hin, der Vater Winkelberg, und lächelte milde. Aber schnell wurde er wieder ernst. »Und die Menschen«, murmelte er, »die vielen, vielen toten Menschen.«

Es ward schon Tag, da waren plötzlich Schritte auf der Treppe, die von der großen Diele zu ebner Erde ins Wohnschoß heraufführte. Frau Margarethes Herz schlug heftiger. Das war nicht der Gang ihres Gatten. Soldatenstiefel stapften über das knarrende Holz. Die Tür ward aufgerissen ...

»Christoph!« Frau Winkelberg stürzte dem Sohn entgegen. Mit zitternden Lippen wiederholte sie: »Christoph – «

Christoph Winkelberg keuchte. Er sank auf einen Stuhl. Die Haare, blonde Strähnen, hingen ihm wirr und verschwitzt über die Schultern und ins Gesicht, das Tuchzeug seines

Musketierwamses klappte an vielen Stellen auseinander, Blut sickerte aus einer Wunde am Oberarm.

Fassunglos, beide Hände am Kopf, stand die Mutter daneben. Sie konnte nicht weinen.

Christoph Winkelberg gehörte zu den Verteidigern des Sudenburger Tores. Man brauchte keine Viertelstunde von dort.

Langsam grub sich schreckliche Angst auch in die Züge der jungen Hausfrau. Kein Wort noch hatte der Ankömmling gesprochen; sein Hiersein genügte. Was sie die Nacht hindurch gehofft, geglaubt, woran sie sich festgeklammert hatte, es sank in diesen Sekunden zusammen. Und doch vermochte sie nicht, ganz zu Ende zu denken. Vor Margarethe stiegen die grausigen Bilder der in diesem Kriege eroberten Städte auf, von denen man immer wieder gehört hatte. Sie wandte sich ab, eilte ins Nebenzimmer, nahm die Kinder aus dem Bettchen, kleidete sie mit fiebrigen Händen an. Leise, schlaftrunken weinten sie vor sich hin.

Der Alte nur schien ruhig und gefaßt. »Ist es zu Ende?«

Christoph, mit den Fingern seine Muskete umklammernd, hob den Kopf ein wenig, indes sein Atem noch stoßweise ging.

»Wir waren oben im Torhaus. Vom Lärm werden wir wach. Kein Schuß – Speiße, Säbel hauen unten drein, man kennt den Ton. Wir starren in die Finsternis hinab, versuchen zu begreifen. Da flammt eine Lunte auf. Eine Fackel. Dort auch.« Christoph schluckte heftig. »Jetzt fallen auch einzelne Schüsse. Keiner weiß, wen er trifft, Freund oder Feind. Sie sind ineinander verbissen. Und Berge von Toten. Auf den Mauern stehen die Kaiserlichen. Wir stürzen auf die Straße, schreien, brüllen. Mit rasender Wut kämpfen unsre Leute. Wir stürmen die Mauer. Vor uns und hinter uns sind Feinde. Aber sie weichen . . . Für Minuten. Es drängen mehr herbei. Krachen. Das Tor ist erbrochen. Sie quellen herein. Wir müssen die Mauer wieder aufgeben. Ich springe hinab, schlage hin, will mich aufraffen, stolpere. Liegt einer unter mir, ein

halber Körper bloß...« Christoph stieß sich vom Stuhl empor. »Vater!«

Der Alte, unbewegt: »Alles zu Ende?«

Christoph stürzte zu einem der drei Straßenfenster, neben dem der Vater stand, riß es auf. Schreien, nur wenig entfernt, drang herein. Die Kerzenflammen auf dem Tisch bogen sich unter dem Luftzug. Christoph, in einer seltsamen Verbindung von Haß und Lust: »Ahnt Ihr, was das ist, Vater? Krieg vielleicht? Kampf?« Er schlug das Fenster zu, verbiß sich den Schmerz, der langsam aus der Wundtaubheit herauswuchs. »Wie Tiere brüllen die Menschen. Da werden Kinder an den Brüsten ihrer Mütter gespießt, Frauen und Mädchen aus den Armen ihrer Männer und Väter gerissen, geschändet, erschlagen... Satanassel! Kinder nehmen sie, quälen sie, werfen sie in die Flammen der Häuser, grölen vor Vergnügen, wenn die unschuldigen Wesen lebendigen Leibes verbrennen! Da verbluten Greise an den Piken kaiserlicher Söldner... Das ist wie... ich weiß nicht... Man könnte irrsinnig werden, möchte sich den Schädel an der Wand zerschlagen –«

»Und das kann ein Gott im Himmel mit ansehen«, flüsterte die Mutter schreckensbleich.

Der alte Winkelberg schnob durch die Nase und schloß die Augen. »Ein schöner Glaubenskrieg. Ein neuer bethlehemitischer Kindermord.« Er wandte sich um, daß er sich fasse, trommelte mit den Fingern an die Scheiben.

Frau Margarethe kehrte mit den Kindern ins Zimmer zurück. Der kleine Jacob war in ihren Armen wieder eingeschlafen. Otto drängte sich verschüchtert an die Seite der Mutter. Der Soldat starrte sie an. Ihre Blicke begegneten einander. Dem jungen Mann schlug das Herz im Halse, so weh taten ihm den Anblick grenzenloser Furcht und seine eigne Unfähigkeit zur Hilfe. Konnte er nichts retten? Oh, wenn es damit getan wäre, den Teufeln in den Weg zu treten! Nicht eine Sekunde hätte er gezögert. Aber sein Tod nützte nichts und niemandem – jedoch miterleben, was hier geschehen würde – nein; lieber... Eine Hand legte sich

ihm auf die Schulter. Die Stimme des Vaters riß ihn vor einem törichtem Entschluß zurück: »Laß dich verbinden, Junge, du hast Fieber.« Ehe er sich ganz wiederfinden konnte, begann Frau Margarethe in der großen geschnitzten Truhe nach geeignetem Verbandstoff für ihn zu suchen.

Das Dienstvolk der Gericke, das zum überwiegenden Teil die Stübchen des Dachgeschosses bewohnte, hatte sich, als das Getöse und Wehklagen über die Stadt gekommen, in der Kammer der Schaffnerin Gisetraut zusammengefunden. Der Feind in der Stadt!? Wie war das möglich! Wie, um alles in der Welt, konnte das geschehen! *Der Feind in der Stadt!* Blut und Feuer auf seinem Wege! Durchs Fenster kamen Schein und Geruch der Brände und Laute der Todesnot. Entsetzlich, entsetzlich! Und warten müssen – nichts tun können als warten, abwarten. Lange ertrugen sie in ihrer Gemeinschaft diese Marter der Zeit. Da drang eine erregte Stimme aus dem ersten Stockwerk herauf, eine fremde Stimme. Ein junges Mädchen verlor die Nerven, rannte hinaus, die Treppe hinab. Die andern liefen hinterdrein – wie von selbst. Ein Jüngling, nicht viel mehr als ein Knabe, zerschlug Gisetrauts Stuhl, daß ihm das Bein eine Waffe werde, mit der er sich für sein Mädchel schlagen könne.

Nun standen sie im Zimmer unten. Frau Margarethe kehrte der Truhe wieder den Rücken; sie hatte vergessen, wonach sie gesucht. Gisetraut, eine starkknochige Frau Anfang der Sechzig, führte das Wort. Ob wirklich alles aus und zu Ende, ob an keine Rettung mehr zu denken, ob nicht doch noch die schwedische Majestät –

»Versteckt die Frauenspersonen«, riet Vater Winkelberg. »Verkriecht euch unters Stroh und Heu in den Scheuern.« Und da einige losheulten: »Laßt das Jammern, das vertreibt die Eroberer nicht.«

Die große Erregung der Leute ließ überhören, daß jemand von der Diele heraufkam und durch die Tür trat.

»Gottlob«, stieß Otto Gericke hervor, »ist hier noch nichts geschehn.« Der Spitzenkragen seines Hemdes stand weit

offen, sein schlichter dunkelbrauner Leibrock, aus bestem flandrischem Tuch gefertigt, war zerfetzt vom Ringen Mann gegen Mann.

Ein Aufschluchzen; endlich, endlich brach es aus Margarethe heraus, und sie flog dem Gatten in die Arme, barg ihr Haupt an seinem von langem schwarzem Haar gerahmten Gesicht. »O Gott, daß du da bist! Daß du nur da bist! Nun wird auch alles gut!« Er spürte ihre Tränen; und er küßte sie, küßte die Kinder. Dann begrüßte er Winkelbergs mit stummem Händedruck und die alte Gisetraut – die andern waren davongelaufen.

Frau Winkelberg wagte in das winzige Schweigen hinein die Frage:

»Ist es wahrhaftig so schlimm?«

Gericke hatte auf dem Wege sein Hirn zergrübelt nach einem sichern und dann nach einem leidlich sichern Versteck für Frau und Kinder. Er hatte Qualen gelitten, daß er zu spät kommen könnte, und war ob seiner Ohnmacht, zu retten, zu helfen, verzweifelt . . . Nun wird auch alles gut – o Margarethe! Wie sollte etwas gut werden, wo die Menschlichkeit dahin war? Da der Generalissimus Tilly den Soldaten augenscheinlich freie Hand zu lassen gezwungen war – wer wollte hoffen, daß sie auch nur vor einem einzigen Hause, vor einem einzigen Menschen haltmachen würden; hoffen, daß sie, und wäre es von Tilly selbst, vor der Befriedigung ihrer Lüste wieder zur Raison zu bringen wären? Die Bitternis quoll über. »Schlimm? Vor solchem Chaos war unsre alte Stadt bisher bewahrt. Die Sprache könnte nicht schildern, was das Auge hat schauen müssen.« Schon bereute er, das gesagt zu haben; Margarethe zitterte am ganzen Körper, sie verstand nur zu gut, was hinter seinen Worten steckte. Er mühte sich um ein milderndes Lächeln, während Augen und Sinne nach dem Versteck suchten, dem Versteck.

Draußen war es inzwischen hell geworden. Durch alle sechs Fenster (drei wiesen zum Hof hinaus) strömte das matte Licht des aufziehenden grauen Tages herein. Gisetraut

kniete mit gefalteten Händen in einer Ecke. Frau Winkelberg, müde, ergeben, beehrte heimzugehen.

»Zu spät«, knurrte ihr Mann, der wieder ans Fenster getreten, ohne den Blick von der Straße zu wenden, auf der räubernde Horden sich immer näher heranschoben, Haus für Haus. »Sie brechen eben unser Tor drüben auf.«

Die Wirkung dieser Worte war ungeheuer: Christoph stürzte zu seinem Vater hin. Frau Winkelberg sank lautlos auf ihrem Stuhl in sich zusammen. Frau Margarethe riß mit kaum mehr menschlichem Aufschrei die Kinder an sich. Otto, wiewohl auf diesen Augenblick von Anfang an gefaßt, war starr; jetzt gab es kein Ausweichen mehr und kein Zurück. Jetzt . . . Er atmete flach. Eine Sekunde Zeit gewinnen, eine halbe nur!

Die alte Gisetraut aber erhob sich still und machte sich am Kamin zu schaffen, räumte Holz zur Seite.

»Frauen und Kinder im Bierkeller verbergen«, riet Christoph, »in leere Fässer hinein vielleicht.«

»Oh«, sagte Gisetraut, »dort werden sie wohl am schlimmsten hausen. Aber hier der Kamin, gnädiger Herr.«

In ihre Worte hinein fuhr ein Poltern. Stiefel und Spieße wuchteten gegen das Haustor, das Gericke vorhin verschlossen hatte. Christoph und Gisetraut, wie auf Verabredung, brachten Frau Winkelberg, die langsam wieder zu sich kam, ins Dachgeschoß hinauf, wo ihr das Bett der Schaffnerin mit dem großen Kruzifix darüber am ehsten Sicherheit gewähren konnte. Zudem war die Kammer für Nichteingeweihte schwer zu finden; und sollte schließlich – das allerdings blieb unangesprochen – das Alter nicht doch ein gewisser Schutz sein? Das Krachen splitternden Holzes, das bis hier heraufdrang, ließ Christoph von der Mutter kurzen Abschied nehmen. Er eilte, von Gisetraut gefolgt, wieder hinab ins Zimmer, wo Gerickes und Vater Winkelberg mit Zureden und sanfter Gewalt versuchten, den sich heftig sträubenden kleinen Otto in den Kamin zu stecken, wohin ihm die Mutter mit Jacob folgen sollte.

Mörderischer Spektakel. Das Haustor barst, Stimmen auf der Diele. Gisetraut sprach dem Knaben gut zu. Christoph griff zur Muskete, sprang, noch immer unverbunden, auf den Flur hinaus, zur Treppe hin, der Vater folgte ihm. Sie mußten den Feinden das Betreten des Wohngeschosses wenigstens so lange verwehren, bis Gericke's Familie im Schornstein hinreichend Zuflucht gefunden.

Arg bezechte wallonische Pikeniere waren es, die die Stufen heraufgestolpert kamen – glücklicherweise nur zwei. In verstümmeltem, gelalltem Französisch forderten sie Gold, Wein und Frauen. Und zugleich stießen sie mit ihren Waffen nach den Winkelbergs. Christoph riß den Vater zurück, wartete den Moment ab, da der Gefreite zu neuem Stoße ausholte, und warf sich mit solcher Wucht gegen den Mann, daß der das Gleichgewicht verlor, kopfüber die Treppe hinunterstürzte und reglos auf dem Pflaster der Diele liegenblieb. Dem andern traten die Adern aus den Schläfen, vor Wut. Im Nu hatte er die Pike eingelegt und dem Alten eine Blesur am Halse beigebracht, ehe noch Christoph, vom Schwunge fortgerissen, sich gegen ihn wenden konnte. Der Greis taumelte, rief nach seinem Sohne, kam über einer Truhe zum Sturz. Der Wallone war ihm gefolgt und trieb mit viehischem Gejohle dem alten Mann das Eisen in die Brust. Einen Augenblick stand Christoph wie vom Schlag gerührt. Dann packte er mit beiden Händen den Lauf seiner Muskete und zertrümmerte dem Mörder seines Vaters den Schädel.

Unterdes war im Zimmer, dank Gisetrauts Bemühung, von Weib und Kindern keine Spur mehr geblieben. Der Schornstein, in den der Kamin mündete (und ebenfalls der des Nebenzimmers), hatte nun auch den Dreijährigen aufgenommen, und das Holz war wieder so geschichtet wie vordem. Gericke, ein wenig erleichtert, lief vor die Tür – und fand den Freund vor der Leiche des Vaters kniend . . .

Die alte Gisetraut ging mit schweigsamem Eifer daran, die toten Wallonen auf den Hof und hinter die Stapel leerer Bierfässer zu schleifen. Gericke half ihr, verbissen und

zutiefst gerührt vom Leid seines Freundes. Alles geschah in Eile; denn schon kündeten sich mit Gebrüll neue Horden auf der Straße an.

Christoph mußte fürs erste den Vater lassen und sich aufs Dach flüchten, wollte er nicht als städtischer Soldat aufgegriffen und kurzerhand gehängt werden . . .

Die neuen Eindringlinge waren ligistische Offiziere mit wenigen, ihnen persönlich dienenden Gemeinen. Sie gedachten, das schöne, große Haus zu ihrem Quartier zu machen, und ließen deshalb zwei Söldner als Posten vor dem Tor zurück. Sie spazierten durch die weiträumige Diele und besichtigten das Hofgelände. Eben hatte sich Gisetraut erschöpft am Brunnen niedergelassen. Ein Leutnant bayrischer Abstammung – der Anführer, wie es schien – pflanzte sich vor sie hin. »Bist nachher du die Besitzerin von dös Gonze?« Seine Kumpane quittierten den Scherz mit Gegröle. Gisetraut aber schwieg, stellte sich taub. »Ah, da schau her«, quäkte gemütlich der Bayer, »die Freid' klemmt ihr de Goschen zue.« Ein grobschlächtiger Kerl packte sie, um sie in den Brunnen zu stürzen, aber der Offizier schrie: »Holt! Saukerl! Magst leicht *du* Leichenwasser sauf?« Und er versetzte der Alten, zum Spaß, einen solchen Backenstreich, daß sie der Länge nach aufs Pflaster schlug.

Es war noch nicht ganz Mittag, da hatten die neuen Besitzer des Hauses das Oberste zuunterst gekehrt und sich von Gericke, der sie auf ihrem »Rundgang« begleiten mußte, alles, was ihnen habenswert erschien, schenken lassen. Gericke perlte der Schweiß auf Stirn und Wangen, und er trank selbst, sich zu erfrischen, von dem Bier, dem die Bayern ausgiebig zusprachen. Schränke waren umgestoßen, Truhen erbrochen, Betten und Kissen aufgeschlitzt, daß auch nichts ihrem beutegierigen Sinn entginge. Was half es, daß die Offiziere sich beim Rauben und Plündern »gefälligerer« Methoden bedienten als der bewußt bei niedrigsten Instinkten gehaltne Haufe der gemeinen Söldlinge! Sie ließen sich »beschenken«, wo die andern einfach stahlen – heraus kam es auf dasselbe.



Plünderer im Dreißigjährigen Krieg. Nach einem Gemälde von C. Beppo.

Was hatte Gericke ausgestanden! Wohl auch wegen der Habe, die man ihm abnahm – vor allem aber wegen der Versteckten. Nur unruhig brauchten die Kinder zu werden – ja, nur ein Husten brauchte sie anzukommen, wenn jemand durchs Zimmer ging –, schon wären sie verraten. Und nicht nur auf diese Weise war ein Entdecktwerden zu befürchten. Der Leutnant rief im Schlafzimmer angesichts der zwei Bettstellen vergnügt aus: »Ös habt's a Weib im Haus!« Gericke, mit ehrlichstem Gesicht, beteuerte, Frau und Kinder seien verweist. Aber der Bayer lachte. »Scho guet, dös wird sich finden.« Und nun ging die Untersuchung noch sorgfältiger vonstatten, auch die Kamine blieben nicht verschont – allein die Besorgnis, Ruß könne ihnen ins Gesicht fallen, hinderte die Kerle, so weit hineinzukriechen, daß sie die Versteckten erblickt hätten.

Plötzlich drang grausiges Geschrei vom Hof herauf, anhaltend und von solcher Stärke, daß es Gericke das Blut in den Adern stocken ließ. Nach einer Schrecksekunde stürzte er zu einem der Hoffenster. Die Offiziere, gemessen, die Bäuche voller Bier, traten herzu. Nicht auszudenken, dieser Anblick! Ein gegen dreißig Mann starker Söldnertrupp hatte von der hintern Gasse her die Hofmauer überstiegen und war über die Wirtschaftsgebäude hergefallen und vor allem über das Brauhäuschen. Mit Piken, Speießen, Knüppeln hatten sie die Stroh- und Heulager auseinandergerissen und dabei sehr willkommene Beute zutage gefördert. Nun standen die Frauen und Mädchen und die Männer und Burschen im Halbkreis auf dem Hof. Und während ein Teil Soldaten sich auf die Weibspersonen stürzte, sie auf grausamste und ekelerrregende Weise zu vergewaltigen und zu mißhandeln, zwang der andre mit der Waffe das Mannsvolk, dem abscheulichen Schauspiel zuzusehen. Der Jüngling, der den Stuhl zerbrochen, sprang vor, sein Liebstes vor der Notzucht zu bewahren – und mußte sein Leben geben dafür. Wandte nur einer den Kopf zur Seite, dem Anblick auszuweichen – schon fuhr ihm eine Pike ins Genick, oder man schoß ihm ein Loch in den Schädel. Das

Gesindel wechselte sich ab; erst als es seine Begierden völlig gestillt hatte, nahm der widerliche Spuk ein Ende. Gisetraut allein, die sich vom Schlag und Fall längst erholt hatte, entging durch ihr Alter dem Los der Geschlechtsgenossinnen.

Gericke konnte den Blick nicht von der Szene wenden, so sehr ihn auch schauderte. Die Offiziere in seinem Zimmer aber feixten nach Landsknechtsart und machten sich zotig auf Einzelheiten aufmerksam, die ihren eignen Appetit zu kitzeln geeignet waren. Als freilich dem Auftritt unten seine Krone ward, als mit Schüssen und Stößen die Menschen niedergemacht wurden, da nahm auch das Vergnügen der Offiziere ein jähes Ende. Der Leutnant lief rot an, und er und seine Kumpane überbrüllten sich mit bayrischen Flüchen. Diese Bazi! Diese Malefizsaubuebni! Wenn sie schon in fremdes Revier eindringen, in fremden Gärten sozusagen ernteten, dann sollten sie wenigstens etwas übriglassen, woran man sich selbst noch ergötzen könne! Daß doch die Heilige Mutter Gottes dreinführe! Am liebsten wäre der Leutnant mit seinem Dolchmesser hinabgelaufen und hätte sich Respekt verschafft. Aber die Hundelakl waren in der Überzahl. Und so kehrte er sich gegen Gericke, der, fahl im Gesicht und dem Erbrechen nahe, am Fenster lehnte, setzte ihm das spitzige Instrument auf die Brust.

»Do hat nu mei G'duld an End'!« brüllte der Bayer und verspritzte Speichel. »Wann d' net auf der Stell' Weibslaut' dahereinschaffst, hol' di der Teuxell!«

Auch die andern fielen mit Drohen und Schelten über Gericke her. Sie schmetterten obszöne Liedchen, gossen Bier ins Zimmer und dem Hausherrn ins Gesicht.

»So seid doch vernünftig, um Gottes willen!«, rief Gericke verzweifelt. Weiter kam er nicht. Ein Schwall von Hohn deckte ihn zu. »Im Haus ist kein einziges Frauenzimmer mehr!«, schrie er. »Sie waren alle dort auf dem Hof!«

»San dös leicht *alle* Weiberln aus der großen Stadt g'west, han?«

»Magst uns zu'n Narr'n machen?«

»Schaug nur zue, daß d' welche derwischst, sunst da...«
Der Kerl beschrieb eine Geste des Aufhängens.

Gericke wand sich unter dem Messer weg. »Wenn ich aus dem Haus gehe, komme ich doch nicht lebend zurück, nicht alleine, schon gar nicht mit den Frauen!«

Das sahen sie ein. Aber diese Einsicht reizte ihren Zerstörungstrieb, dem manches Möbelstück zum Opfer fiel. Nicht genug, sie verlangten neue Reichtümer von Gericke für ihre Nachgiebigkeit. Gold wollten sie, ein großes, hübsches, pralles Säckchen Gold.

»Wo soll ich das hernehmen?«

»Willst uns weismachen, gell ja, daß d' keins unter die Erd' bracht hast?«

Nun hatten in der Tat, seit die Stadt belagert worden, viele Leute ihr Vermögen, soweit sie es in edlem Metall besaßen, an ausgefallnen Stellen vergraben. Auch Gericke hatte einen Teil des seinen auf solche Weise in Sicherheit gebracht; unter dem Pflaster der Diele war es vermauert. Sollte er das holen? War damit wirklich Wut und Habgier dieser Bande zu stillen? Der Leutnant spielte mit dem Dolch. Gericke wich zur Tür zurück. Einer gab ihm Ohrfoigen. Er war versucht zurückzuschlagen in diese aufgedunsne unersättliche Visage...

Er entschloß sich zu einer Verzweiflungstat. Mit einem Satz war er aus der Tür und schlug sie von außen zu. Im Nebenzimmer sprang er an den Kamin, holte die zitternde Frau, die verängstigten und fast erstickten Kinder heraus. Sattes Gejohle drang herüber. Ohne angehalten zu werden, gelangten sie auf die im Dämmer versinkende Straße. Gericke rannte, die Kinder auf dem Arm, lief, daß die Frau ihm kaum folgen konnte, in der Richtung auf die Elbe. Mit Todesangst flohen sie, stolpernd, stürzend, geblendet hier und da von einzelnen Feuersbrünsten – und die Hoffnung auf Rettung war doch nur so gering.

Fast ein Wunder war es zu nennen, daß sie unversehrt im Hause des Johann Alemann, des Onkels der Margarethe Gericke, ankamen. Es war einzig dem Umstand zu verdanken,

daß die Sieger mit dem Plündern in den Häusern so beschäftigt waren, daß sie nicht gleichzeitig Obacht haben konnten auf das, was auf der Straße geschah.

Selbstverständlich war Alemanns Haus anfangs sowenig wie ein andres vor den Eindringlingen geschützt gewesen. Selbstverständlich raubten und plünderten sie auch hier, und nicht eben wenig, zumal sich Johann Alemann selbst gegenwärtig gar nicht in der Stadt, sondern auf einem seiner Güter in der Nähe aufhielt. Die alte Dame jedoch, die vorerst mit ihren Töchtern hier zurückgeblieben, hatte später nicht mehr fliehen können. Margarethe Gericke konnte sich, während sie durch die verlassenen Straßen liefen, nicht ausdenken, weshalb ihr Mann sie gerade zu Alemanns führte. Sie wußte ja nichts von dem Gerücht, das die ganze Zeit im Rat und andernorts umgegangen: der Johann Alemann sei ein Günstling der Kaiserlichen und ihnen mehr zugetan als den Schweden. Manche raunten sich in der vergangnen Nacht sogar zu, er habe sich nichts weniger als der Verrätereie an der Stadt schuldig gemacht, erst dadurch sei sie in die Hand der Feinde gekommen – Margarethe ahnte nichts davon. Gericke selbst mochte, wenn er sich mit kühlem Verstand alles auseinandersetzte, an solch Geschwätz nicht glauben (darum auch hatte er der Gattin gegenüber geschwiegen), und doch, da ihm keine Wahl blieb, vertraute er auf das Fünkchen, das von dem Reden in ihm geblieben.

Im Hause empfing sie Frau Alemann, und Margarethe legte sich sogleich mit den Kindern nieder, rußverschmiert, wie sie waren; sie wäre sonst von der Anstrengung zusammengebrochen. Den Neffen führte die Hausfrau in das Arbeitszimmer ihres Mannes.

Es sollte ganz den Anschein haben, als sei das Gerücht nicht weitab von der Wahrheit.

Einem Hünen mit den Abzeichen des Kaisers am Rock sah sich Gericke gegenüber. Dem wurde er vorgestellt. Es war der kaiserliche Generalkriegskommissar von Walmerode; eigens um die Familie Alemann und ihre nächsten Verwand-

ten zu schützen, hatte er sich nach der Erstürmung in die Stadt begeben, und wirklich konnte er das Leben derer retten, die hier im Hause wohnten oder schnell herbeigeeilt waren; das Eigentum freilich wiederzubeschaffen war ihm so unmöglich wie uninteressant.

Von Gericke ließ er sich viel erzählen, der hohe Herr. Und da der junge Mann mit aller Inbrunst hoffte, Walmerode möchte auch für ihn und die Seinen etwas tun, kam er bereitwillig allen Forderungen nach; die militärischen Verhältnisse in der Stadt konnten ja für den Sieger auch ohne Worte kein Geheimnis bleiben. Dennoch aber war es ein folterndes Verhör.

Der General schien mehr und mehr Gefallen an diesem Bittsteller zu finden. Jedenfalls ließ er sich gnädig herbei, auch für das Leben der Familie Gericke zu garantieren und sie mit seinen andern Schützlingen aus der Stadt zu führen. Jedoch – und er lächelte freundlich, als er das sagte – hinge diese Zusage von der Entrichtung eines gewissen Lösegeldes ab – »Sagen wir: in Höhe von dreihundert Talern.« Gericke, schon froh über die Bereitwilligkeit des Freiherrn, fiel in die alte Qual zurück. Woher sollte er im Augenblick diesen Betrag nehmen? Natürlich hatte er unter den vergrabnen und vermauerten Besitzümern so viel und noch mehr – aber jetzt dorthin und wieder zurück gelangen? Unmöglich. Und wer sollte ihm in dieser Situation, da allen alles genommen, etwas leihen? Der Generalkriegskommissar zeigte sich einsichtig und klopfte dem jungen Ratsherrn freundschaftlich auf die Schulter. Sodann nahm er einen Bogen her und schrieb einige Zeilen darauf. Gericke mußte seinen Namen daruntersetzen »... wird versprochen, aufs schnellste dreihundert Taler in Gold...«

Noch am gleichen Abend verließ der kleine Zug, zu dem sich in letzter Minute die alte Gisetraut geschlagen, die Stadt. Gisetraut hatte sich, als auf Gericke's Hof das Morden begonnen, nach den ersten Schüssen wie tödlich getroffen auf die Erde fallen lassen. Niemand hatte nach ihr gesehen. Und

als die Wüstlinge dann abgezogen, war sie aufgestanden, davongeschlichen und abgehetzt zu Alemanns gekommen. »Die Kinderchen . . . haben die's überstanden?«

Wären Walmerodes Schützlinge nur um eine Stunde später aufgebrochen, sie hätten kaum mehr entfliehen können. Das Feuer, das die Sieger verschiedenorts angelegt, wurde plötzlich durch einen Wind begünstigt und breitete sich über die ganze Stadt aus. Das Grauen und die Verwüstung sollten ihren Gipfel erreichen. Unendlich viele Menschen, auch die in Kirchen zur Verfügung der Sieger eingesperrten Frauen, kamen unter entsetzlichen Qualen um.

In Schönebeck an der Elbe wurden Gerickes gefangen gesetzt, bis sie das versprochene Lösegeld an die Privatschatulle des allmächtigen Walmerode bezahlt haben würden. Und von dort aus konnten sie den Feuerschein und den Rauch sehen, der von ihrem Magdeburg ausging, dieser einst volkreichen, wohlhabenden, glücklichen und friedlichen Stadt. Der Krieg hatte ihnen außer dem Leben alles genommen. Selbst von der Kleidung, die sie auf dem Leibe getragen, war ihnen unter dem Schutz des Generals geraubt worden. Und ein betrunken Soldat hatte dem einjährigen Söhnchen eine Stichwunde versetzt, an der es ernsthaft kränkelte.

Otto Gerickes durchgeistigtes Gesicht war so bitter. Er wähnte sich um Jahre gealtert; gereift wohl, aber um einen zu hohen Preis. Und doch war ihm noch das Glück beschieden gewesen, das Tausende seiner Mitbürger nicht gehabt: am Leben geblieben zu sein, seine Frau, die er herzlich liebte, gerettet und ohne Schande gerettet zu sehen.

Wenn sie nachts die Blicke vom Fenster wandten, daß sie den Tod in Magdeburg nicht sähen, sondern nur einander ganz nahe waren, dann konnten sie wohl sogar auf Sekunden den Krieg und das Morden und ihre gänzliche Armut vergessen und sich in dem Gefühl lieben, als wäre alles so, wie es immer gewesen.

EIN MANN BESINNT SICH

Um diese Zeit lief durch die vom Kriege heimgesuchten Länder die Kunde, Erzherzog Leopold Wilhelm habe seinem kaiserlichen Bruder ein Schreiben zukommen lassen. Auch ein Teil des Inhalts flatterte von Mund zu Munde – schneller, als ihn ein reitender Bote hätte ausstreuen können:

»Euer kaiserliche Majestät glauben nicht, wie das Volk auf den Durchzügen haust. Ich bin auch etliche Jahre dem Kriegswesen nachgezogen, aber solche Greuel wie jetzt habe ich nicht gesehen. Es kann nicht ohne allen Schaden abgehen, allein das Brennen, das Weiberschänden, das Totschlagen, das Abschneiden der Ohren und Nasen; anderer Martern, welche den armen Leuten angetan werden, nicht zu gedenken. Die Offiziere füllen ihre Beutel mit der armen Leute Schweiß und Blut, und ich könnte mehrere nennen, die vor kurzer Zeit schlecht einhergezogen sind, jetzt aber 3–400 000 Gulden bares Geld besitzen. Diese Summe erhielten sie nicht vom Feinde, sondern sie preßten sie den armen Untertanen ab. Die Ungeduld fängt an so groß zu werden, daß ich mich in meinem Gewissen verbunden halte, alles dies Euer Majestät zu berichten.«

Als Otto Gericke von diesem Brief hörte, war er mit den Seinen noch immer in Schönebeck Gefangener des kaiserlichen Generalkriegskommissars von Walmerode. Solch ein Brief gab Stoff zum Nachdenken! Der kriegsmüde Mann versetzte sich in die Lage eines Menschen, der vom Kriege kaum mehr gesehen hatte als den Namen (soweit ihm das gelang), in die Lage eines Menschen also, wie der Kaiser einer war. Wie, so überlegte er – wie hätte auf den die Mitteilung Leopold

Wilhelms wirken müssen und ganz besonders dadurch wirken müssen, daß sie nicht von einem Irgendjemand, sondern von einem Herzog von Österreich und hohen Kirchenfürsten, einem kaiserlichen Prinzen, kam, einem Manne, der durchaus keine von den Nöten seiner Untertanen am eignen Leibe litt, der ihre Todesangst nicht in sich selbst spürte, der in seinem erzbischöflichen Luxusleben nicht einen Tag eingeschränkt war – wie hätte die Meldung wirken müssen! Und wirkte sie? Konnte sie überhaupt wirken, da sie nicht an alle Kriegsführenden gleichmäßig ergangen war? ... Die Kriegsfurie raste weiter, mit wechselnden Erfolgen, ohne absehbaren Gewinn auf der einen wie auf der andern Seite. Und noch immer starben Menschen, noch immer wurden Städte niedergebrannt und zertrümmert, Länder und Fluren verwüstet; die Überlebenden wurden ärmer und ärmer, Deutschland wurde ärmer, mit jedem Tag, mit jeder Stunde.

Der junge Ratsherr, ein Gefangener und bettelarm, lief rastlos in seinem Zimmer auf und nieder, dachte nach ...

Draußen in der Welt die andern Völker, alle, die den Krieg nicht im Lande haben, werden reich und mächtig – die Engländer, die Spanier, auch die Franzosen, obwohl der Pariser Hof eine Menge Geld an Schweden zahlt, um auf diese Weise der habsburgischen Monarchie, dem großen Konkurrenten auf dem Kontinent, zu schaden –, alle werden reich und mächtig, indes sich die Deutschen gegenseitig zerfleischen. Wie blüht die Wissenschaft bei allen zivilisierten Nationen! Welche Triumphe feiern namentlich die Naturwissenschaften! In Deutschland aber regiert der Tod, und das brutale Recht der starken Faust, eigentlich einem schon fernem Zeitalter zugehörig, hat wieder weit und breit als einziges Gültigkeit. – So sagt doch noch, es sei ein heiliger Krieg, den ihr führt, ein Krieg zur Verteidigung der reinen protestantischen Lehre, ihr einen, zur Rückführung der verlorenen Schafe in den Schoß der alleinseligmachenden Kirche, ihr andern – sagt es doch noch! Ihr braucht es nur auszusprechen, und die Wissenden, die mit Verstand Begabten, die durch

Erfahrung Gewitzten werden schreien! Dem vor hundert Jahren niedergeknüppelten Bauern oder einem in seiner Torheit alt Gewordnen höchstens werdet ihr noch weismachen können, ihr strittet für sein Seelenheil. Der wird's euch vielleicht glauben, wird sich ducken und dumpf dahinbrüten und nur zum Himmel flehen, der Kelch gehe eher heute als morgen an ihm vorüber.

Gericke's Gedanken liefen ineinander und verschlangen sich. Er warf sich in den geflochtenen Stuhl und stützte die hohe Stirn in die Hand.

Ist dieser Krieg überhaupt beendbar? Wer soll ihn beenden? Die Fürsten? Niemals – solange sie nicht am Ziele ihrer eigennützigen Wünsche sind. Die Söldner und ihre Offiziere? Niemals – solange es noch ein Winkelchen gibt, in dem sie räubern und sich bereichern können; der Brief des Österreichers ist das beste Zeugnis dafür. Der gemeine Mann? Der gemeine Mann zählt ja nicht mit; der Bürger der großen Städte ist gegenwärtig zum Spielball der Fürsten geworden, so sehr er sich auch sträubt und auf seine Privilegien pocht.

Wer also soll diesen Krieg beenden? Wann endlich soll wieder Frieden sein in Deutschland? Wann sollen auch die Deutschen wieder zulangen können am voll gedeckten Tisch der Wissenschaften, der sich grade jetzt in seiner ganzen Pracht zu zeigen beginnt, da ein Kopernikus, ein Giordano Bruno, ein Kepler, ein Galilei die Hüllen von ihm weg-rissen? Wann denn, wann –?

Gericke sprang auf, lief schweren Schrittes hin und her, die Finger in sein Haar gekrallt. Die wievielte Nacht war das, die er grübelnd verbrachte? Die Frau im Nebenzimmer ward unruhig. Sie rief nach ihm, und er ging, sie zu besänftigen und in den Schlaf zu streicheln, der ihn selbst floh. Zurückgekehrt, stützte er sich auf den Tisch. Die Kerze war nahe am Verlöschen. Er zerdrückte ihr Leuchten mit den Fingern. Ein blasser, kleiner Mond hing hinter den Scheiben. Der Mann öffnete das Fenster und lehnte sich hinaus. Welch

eine Ruhe, da die Kartaunen schwiegen! Welch ein Frieden in dieser Dunkelheit! Nur die Luft war nicht gut. Von Verbranntem hatte sie die Spuren behalten, von Verwestem und vom Blut, vom Blut auch.

Gequält schloß Gericke das Fenster, und wieder wanderte er auf und ab.

Später streckte er sich auf sein Ruhelager, die Hände unter dem Kopf, und preßte die Augen zu. Allein sie öffneten sich wieder, ob er es gleich nicht wollte. Und sie suchten einen Halt in der niedrigen Geräumigkeit des Zimmers. Auch die Furcht war wieder da, die so gern unterdrückte, die Furcht vor dem Morgen, vor dem Was-wird. Auf welche Weise und wann endlich wird er seiner Familie das tägliche Brot schaffen können?! Wie wird er ihr eine Herberge außerhalb der Gefangenschaft geben können?! Wovon? Von seiner Armut? Von diesem Zustand aus, in den er von größter Wohlhabenheit hinabgestürzt worden war? Wird denn sein Schwiegervater Jacob Alemann die Lösesumme, um die man ihn gebeten, schicken können? Nicht einmal das war sicher. – Welch eine Zeit! Das nackte Leben erbetteln zu müssen, das Geringste zum Essen, das Allernotwendigste zur Kleidung! Und gefangen zu sein, nicht der Herr seiner selbst, wie man es gewöhnt! »Ehrenhalber gefangen« – Welch ein Witz! Um es so weit zu bringen, hatte man sich also geplagt, hatte man das Gemeinwohl vor das eigne gestellt, hatte man der Pflicht gelebt!

Pflicht? War es wirklich eine Pflicht, gar eine unangenehme Pflicht? War es denn nicht vielmehr eine Vergünstigung, ein Vorrecht?

Otto Gericke hatte eine glückliche, notlose, wohlbehütete Kindheit gehabt, Sproß eines der reichsten Magdeburger Patriziergeschlechter, der er war. Am 20. November 1602 wurde er geboren als Sohn des Hans Gericke und seiner Gattin Anna von Zweydorff, einer Patriziertochter aus dem Braunschweigischen.

1602, das war noch die Zeit, da Magdeburg, reich und nahezu unabhängig, gleichberechtigt im Reigen der Hansestädte blühte; eine Zeit, da ebenso im Süden und Westen Deutschlands Nürnberg, Augsburg, Ulm, Frankfurt, Köln, im Norden Bremen, Hamburg, auch Lübeck noch, auf der Höhe ihrer Macht und Wohlhabenheit standen, Freie Reichsstädte, Zentren von Handel und Wandel mit ehrgeizigem, selbstbewußtem Bürgertum, auf das die Fürsten der Nachbarschaft voll Mißgunst und Besorgnis blickten.

In diesen Städten stellten die reichsten und angesehensten Familien, das Patriziat, die Bürgermeister und Ratsherren; sie bildeten die herrschende Schicht, die sorglich über ihren Vorrang wachte; sie allein verstanden es, durch ihre persönliche ökonomische Unabhängigkeit das Unabhängigkeitsbedürfnis ihres Gemeinwesens gegenüber Fürsten und Landadel vorzüglich zu vertreten, und daher rührte ihre Macht, immer wieder, Generation für Generation. Seit eh und je gehörten in Magdeburg die Gerickes zu diesen bevorrechteten Familien. Bis ins dreizehnte Jahrhundert hinein ließen sich ihre Glieder in den Annalen der Stadt zurückverfolgen. Da machte ein Stephan Gericke von sich reden, der seit 1509 im Rate Kämmerer war. Sein Sohn Jakob Gericke (1486–1544), anfangs auch Ratsherr und Kämmerer, war bald Bürgermeister und oftmals Gesandter der Stadt, zudem nannte er mehrere Rittergüter sein eigen. Da war Markus Gericke (1510–1582), in allem das gleiche wie sein Vater; in der nächsten Generation Hans Gericke (1555–1620), Ottos Vater, ein hochgebildeter Mann; er trat als Hofjunker in den Dienst König Stephan Bathorys von Polen, weilte als dessen Gesandter an den Höfen von Kopenhagen, Stockholm, Moskau, Konstantinopel, ward für seine Verdienste in den polnischen Adelsstand erhoben. Später kehrte er in seine Heimatstadt zurück, ein Rittergutsbesitzer wie seine Vorväter und Inhaber einer Braugerechtsame, der aufstieg zum Schultheißen des kaiserlichen Schöppenstuhls zu Magdeburg. . . Da waren die Brüder und Vettern dieser Gerickes – Ratsherren und Rechtsgelehrte,

Kämmerer, Amtsleute, Gesandte, Bürgermeister... So selbstverständlich diese Männer alle in den Besitz ihrer Würden und Ämter gelangt, so klar und selbstverständlich war auch der Weg des jungen Otto Gericke vorgezeichnet – genauso selbstverständlich, daß auch er einst zu den Ersten der Vaterstadt zählen würde.

Ein Gericke war nicht genötigt, in der schlecht und recht arbeitenden Stadtschule seine erste Ausbildung zu nehmen. Otto standen vortreffliche Gelehrte als Hauslehrer zur Verfügung, bis er, mit fünfzehn Jahren, die Universität beziehen konnte. Ein herrliches Studentenleben, wie ihn dünkte, begann. Zunächst war er in Leipzig, der großen Handelsstadt Mitteldeutschlands, die sich in letzter Zeit zu einer erstrangigen Pflegestätte von Kunst und Wissenschaft entwickelt hatte. Dort studierte er Philosophie als Propädeutik, wie es üblich war. – Doch bald schon fielen die ersten, wenn auch noch unbedeutenden Schatten auf das Leben des jungen Mannes: im nahen Königreich Böhmen war der Krieg ausgebrochen. Vater Gericke, als er Genaueres in Erfahrung gebracht, mochte den einzigen Sohn nicht so dicht bei der Gefahr wissen, und darum verfügte er dessen Übersiedlung an die Academia Julia in Helmstedt. Jedoch auch hier durfte er nicht lange sein. Diesmal unterbrach etwas andres, schwerer Wiegendes, seinen wissenschaftlichen Eifer auf einige Zeit: der Tod des verehrten Vaters rief ihn nach Hause.

Noch herrschte im Norden Deutschlands Friede, und an den innern Verhältnissen der Hansestadt hatte sich so gut wie nichts geändert. Ja, bereits jetzt blickten die Magdeburger auf den jungen Mann, erwarteten das Ende seiner Studienzeit, damit er führend an den Geschicken seiner Heimat teilhabe. Doch sollte die Erfüllung dieser Wünsche noch Weile haben; jetzt begann nach der allgemeinen ja erst die fachwissenschaftliche Ausbildung. Otto wandte sich im folgenden Jahr an die Universität Jena, von wo er 1623, nach abgeschlossenem Jurastudium, für zwei Jahre in die niederländische Universitätsstadt Leiden übersiedelte, um sich dort

ganz dem Gebiet zuzuwenden, das seiner Neigung und Begabung am meisten zu entsprechen schien: den mathematischen Wissenschaften, vor allem dem Ingenieurwesen. Grade letzteres mußte ihm bei seinen künftigen Aufgaben im Rate der Stadt besonders nützlich werden. Schließlich trat er eine mehrmonatige Bildungsreise nach England und Frankreich an.

In die Elbstadt heimgekehrt, ein tatendurstiger, pläneschmiedender, fröhlicher Mensch von noch nicht fünfundzwanzig Jahren, verliebte er sich in die junge, schöne Margarethe Alemann, die Tochter des mit den Gericke eng befreundeten und auch verschwägerten Jacob Alemann, Obersten Beisitzers des Magdeburger Schöppenstuhls, Herzoglich Braunschweigischen Geheimen Rates und Fürstlich Halberstädtischen Kanzlers. Bald fand eine glänzende, glückhafte Hochzeit statt, und wenig später wählte die Bürgerschaft Otto Gericke in den Rat der Stadt.

Welch eine Zeit des Überschwangs! Verehrt vom Volk, geachtet von seinesgleichen, bewundert, geliebt von Margarethe – Welch ein Glück und Welch ein Kraftquell! Berge zu versetzen fühlte er sich fähig. Mit Feuereifer stürzte er sich auf alles zugleich: auf die Pflege und Verbeßrung seiner Ländereien vor den Toren der Stadt, auf die Ausübung der Braugerechtsame, auf die Verwaltung des ererbten Vermögens und auf den öffentlichen Dienst. Und im Rate riß sein Schwung manchen der alten Herren mit. Welche Wonne, abends bei dem geliebten Weibe zu sitzen, das nun mit einem Mädchen niedergekommen, auch im Kreise der Nachbarn Winkelberg, und zu erzählen, Pläne zu machen, zu träumen...

Da traf ihn ein empfindlicher Schlag. Das Töchterchen starb. Der Arzt wiegte den Kopf – ein schwächliches Kind. Und blickte besorgt zu der Mutter hin, der zierlichen, zerbrechlich anmutenden Person. Er schwieg, um nicht Angst zu säen. Diese Frau war zum Muttersein nur wenig geschaffen. Gericke vergrub sich, seinen Schmerz zu betäuben, noch tiefer in die Amtsgeschäfte.

Bald bekam er die Last seiner Ratmannschaft zu spüren. Er führte ein Ratherrnamt im Krieg. Zogen auch die einander feindlichen Heere irgendwo in Deutschland umher, rückte sogar Wallenstein nach kurzem Aufenthalt vor der Stadt friedlich wieder ab – durch nichts, aber auch durch gar nichts durften sich die führenden Männer Magdeburgs davon ablenken lassen, daß Krieg war und im Krieg kein Fleckchen Erde mit Sicherheit außer Gefahr. Der Magistrat bedachte das sehr wohl. Doch jeder der Ratmänner stellte sich zu den Fragen der Zeit auf seine Weise. Das Kollegium war in grundsätzlichen Dingen oft völlig uneins und obendrein freilich auch zu einem Teil uneins mit der Bürgerschaft. Kein Zweifel, daß weitaus die Mehrheit der Einwohner strenggläubig der Lehre des Dr. Martin Luther anhing – kein Zweifel darum, daß diese Mehrheit den Kaiser als Katholiken und mächtigsten Wortführer der Gegenreformation haßte und, bestärkt und angefeuert in diesem Haß durch großartige Prediger, für ein inniges Bündnis der Stadt mit der Union der protestantischen Fürsten eintrat – natürlich ohne dadurch in kriegerische Händel verstrickt werden zu wollen. Der Reichsgedanke kümmerte sie den Teufel. Von dieser Partei saßen auch Männer im Rat, doch in der Minderzahl.

Viel stärker vertreten waren die Gemäßigten, die dem Kaiser die Huldigung erhielten (nicht als dem Katholiken Ferdinand von Österreich notabene, sondern als dem rechtmäßigen politischen Oberhaupt des Heiligen Römischen Reiches), und dies in der klaren Erkenntnis, daß Ferdinand der natürliche Bundesgenosse der Stadt war gegenüber dem Erzstift und seinem Administrator, der Magdeburg zu einer Landstadt ohne hansestädtische und sonstige Privilegien herabzudrücken beehrte. In diesem Punkte dienten die Gemäßigten auf ihre Weise den Wünschen und Interessen der Bürgerschaft; der alte Traum, eine reichsfreie, also auch de jure von jedermann außer dem Kaiser unabhängige Stadt zu werden, konnte einzig und allein auf dem Wege der Freund-

schaft und, mit Ausnahme in der religiösen Frage, bedingungslosen Ergebenheit zum Reich, zum Kaiser in Erfüllung gehen. Daß diese Partei jedoch nicht daran dachte, an der Seite Ferdinands gegen die eignen Glaubensbrüder zu Felde zu ziehen, lag völlig auf der Hand. – Für diese an und für sich gesunde, wenn auch eben nicht durchhaltbare Neutralitätspolitik setzte sich auch Otto Gericke ein. Er hielt es überdies, wie die meisten seiner Ratskollegen, im Interesse der Stadt für nützlich, die eine wie die andre Seite der Kriegführenden in dem Glauben zu lassen, Magdeburg sympathisiere ausschließlich mit ihr – ohne sich jedoch zu einem offiziellen und eindeutigen Bekenntnis hinreißen zu lassen. Aber von Dauer, wie sich zeigte, sollte eben diese Politik nicht bleiben können.

Wallenstein, des Kaisers oberster Heerführer, war also 1625 friedlich wieder abgezogen. Eine hervorragend günstige Lage, in die Magdeburg dadurch kam. Jedoch wie schnell änderte sie sich – ohne Zutun des Rates! Bisher war der Krieg ohne ausländische Einmischung geblieben. Jetzt aber, da die Macht des Kaisers immer mehr wuchs, da das habsburgische Haus und die zentrale Reichsgewalt zum Sieg zu kommen drohten, griff der Dänenkönig, unterstützt von England, Holland und Schweden, in den deutschen Konflikt ein, um seinen Besitzstand in den schleswig-holsteinischen Herzogtümern zu sichern und sich nach einer Niederlage Habsburgs an deutschem Lande zu bereichern. Sogleich brach der damals noch im Magdeburger Erzstift regierende Administrator Christian Wilhelm mit einem Heer auf und stellte sich an die Seite des Dänen – um teilzuhaben an dem großen deutschen Ausverkauf, der, wie er meinte, unmittelbar bevorstehe. Aber sehr bald unterlag der König und er den kaiserlichen Truppen, und Dänemark mußte sich zu einem Sonderfrieden bequemen, der auch nach außen hin Kaiser Ferdinand auf der Höhe seiner Macht zeigte. Nun aber, nach diesem Friedensschluß, wandte der Kaiser sein Heer gegen das Erzstift des abtrünnigen und dafür mit der Reichs-

acht belegten Administrators und also auch gegen die Stadt Magdeburg.

Inzwischen hatte das Domkapitel Herrn Christian Wilhelm seiner kriegslustigen Haltung wegen und freilich auch, um des Kaisers Zorn zu besänftigen, für abgesetzt erklärt. Hatte sich die Lage so zugespitzt, mußte nun auch das Ratskollegium Stellung nehmen; und es beschloß, dem ehemaligen Landesherrn den Einzug in die Stadt zu verwehren. Christian Wilhelms Versuch, Magdeburg daraufhin durch einen Handstreich in seine Gewalt zu bekommen, scheiterte kläglich. Diese Politik des Rates versöhnte Kaiser Ferdinand, und es schien ganz so, als wolle der Krieg auch fürderhin vor den Toren der Stadt haltmachen.

Natürlich mußte nun ein neuer Administrator eingesetzt werden. Die Wahl des Domkapitels fiel auf den vierzehnjährigen Herzog August zu Sachsen, einen Sohn des Kurfürsten Johann Georg, eines der großen Gegenspieler Brandenburgs. Kaum vorgenommen, zeigte sich auch schon, wie ungünstig diese Wahl war. Die Kapitelsherren hätten bedenken müssen, daß es letzthin Kontroversen zwischen dem sächsischen Herrscherhaus und dem Kaiser gegeben hatte. Im übrigen erhob der Kaiser selbst für einen seiner Söhne Anspruch auf das Erzstift. Was so lange zu vermeiden gewesen, war es nun nicht mehr: die kaiserlichen Truppen nahmen das Magdeburger Land, das das Domkapitel dem Sachsenherzog zugesprochen, in Besitz. Noch aber gab es keine direkten Feindseligkeiten gegenüber der Stadt selbst.

Da geschah es, daß König Gustav Adolf von Schweden an der pommerschen Küste landete und der geächtete Christian Wilhelm sich in seine Arme warf. Das hätte noch nichts bedeutet; aber Christian Wilhelm verstand es, heimlich in die Stadt zu kommen. Und sogleich erwies sich, wie verhängnisvoll die Uneinigkeit innerhalb des Rates war – nicht nur wurde der Eindringling nicht entfernt, man ließ es sogar geschehen, daß er unter der Bevölkerung proschwedische Stimmung machte, das Volk gegen den Kaiser aufhetzte, einen

religiösen Fanatismus ohnegleichen entfachte und den Rat in der Öffentlichkeit brüskierte – keinesfalls der schönen blauen Augen Gustav Adolfs wegen, sondern weil er nur auf die schwedischen Waffen gestützt das Erzstift wiedergewinnen konnte. Er benutzte das religiöse Deckmäntelchen sehr geschickt, drohte, ohne ein enges Bündnis mit dem Norden sei die Rekatholisierung Magdeburgs auf die Dauer nicht zu verhindern – und immer lauter wurden daraufhin die Stimmen für den Anschluß an Gustav Adolf, gegen die vernünftige Politik des Rates. Bald waren es nur noch wenige, die nicht auch an die militärische Überlegenheit der Schweden glaubten. Indes – der Rat, schuldig geworden durch sein Zaudern, schwieg. Gustav Adolf sparte nicht mit Garantieerklärungen, versprach alles, was Bürger gern hören, forderte schließlich ein Militärbündnis. Da kam es, beinahe über Nacht, zu einer Revolte in Magdeburg. Die Bürgerschaft setzte kurzerhand das Ratskollegium ab und ließ sich durch den Bürgerausschuß ein neues wählen, eines, von dem sie sich bessere Wahrnehmung ihrer angeblichen Interessen versprach – ein Ereignis, wie es in der Geschichte der Stadt noch nicht dagewesen.

Der Rat gestürzt! Etwas Ungeheuerliches war damit geschehen.

Anfangs fand es Otto Gericke verwunderlich, daß grade er und nur noch einer außer ihm als Ratmann wiedergewählt worden. Aber es war ganz einfach so, daß er als Mensch wie als Politiker, namentlich seines beharrlichen Fleißes wegen, eine überaus große Sympathie bei den Bürgern besaß und sich wohl auch schmeicheln durfte, daß seine Kenntnisse und Fähigkeiten als Ingenieur und Baumeister der Stadt zu nennenswertem Vorteil gereichten.

Der neue Rat aber ging jenes verhängnisvolle Bündnis ein, das wenige Monate später Tilly und Pappenheim mit einem Heerwurm von dreißigtausend Mann an die Schanzen und Türme, an die Außenbefestigungen der Stadt führte; und immer näher arbeiteten sie sich an die eigentliche Stadt,

an die Mauern heran, ein Vorwerk nach dem andern nehmend. Sudenburg und Neustadt wurden gänzlich niedergebrannt, Magdeburg von jeglicher Lebensmittelzufuhr abgeschnitten; die Munition der Verteidiger ging durch viele unnütze Schießereien zu Ende – und doch war der Stadt selbst noch kaum ein Stein aus dem Mauerwerk gebrochen.

Da zog diese unheilvolle Nacht vom 9. zum 10. Mai herauf . . .

Der Gefangne Otto Gericke lag ausgestreckt auf seinem Lager, und sein Blick lief, ungehemmt durch die Wand, auf die er traf, ins Weite. Abschnitt für Abschnitt seines noch jungen Lebens tauchte vor seinem geistigen Auge auf und zog von Horizont zu Horizont. Manches war verwischt, verschwamm im Schatten von Wichtigerem; manches fehlte auch ganz in der Erinnerung – wie nicht an jedem Abend die Sterne den Menschen sichtbar sind.

Es ging bald auf den Morgen zu, und er hatte noch nicht eine einzige Minute geschlafen. Da rang ein Mensch um Klarheit wie um sein Seelenheil, da rang ein Mensch um sich selbst. Geschult am nüchternen Denken der Naturwissenschaften, suchte er Zusammenhängen auf die Spur zu kommen, suchte er nach dem Richtig und dem Falsch in diesem mörderischen Auf und Ab des Krieges. Und er sprang auf, weil ihm die Lösung, die alles klärende Formel zu finden nicht gelingen wollte. Wieder lief er mit weitausladenden Schritten hin und her. Er besann sich. Im Nachbarzimmer schlummerten drei Menschen, die ihm innigst zugehörten. Er schlich hinüber, stand lange an dem Bettchen des jüngsten Sohnes, hüllte die Decke fester um ihn. Sollte auch diese Sorge noch bleiben? Jacobs Zustand, so sehr sich auch alle gegen diese Wahrheit wehrten, ward schlechter und schlechter. Ein dünnes, überzartes Kind.

Der Vater mußte an das Mädchen denken, das ihm der Tod entrissen . . . Er schloß die Augen, schüttelte, ohne es zu wissen, den Kopf.

Noch einmal, nach längerer Zeit, nahm der Mann den unendlichen Weg im Zimmer auf, mit Macht seine Gedanken wieder auf jenen Gegenstand zwingend, der ihm den Schlaf geraubt. Die Formel, die Lösung! Aber indes er über sie grübelte, stieg ein Gefühl in ihm auf, das ihn erschreckte, er wollte es verbannen, aber das Gefühl wuchs, nahm ganz von ihm Besitz: ein Gefühl der Mitschuld, unklar noch und düster und wenig deutbar, aber mächtig. Der Mann sprach immer wieder den Namen Magdeburg vor sich hin. Magdeburg... Hatte er wirklich nichts tun können, dieses Schicksal zu verhindern? Der Puls schlug ihm heftiger, eine Hitzewelle strömte vom Herzen durch den ganzen Körper. Er mußte sich setzen. Wenn schon mitschuldig, war dann nicht ganz besonders er, der Baumeister Gericke, berufen... O Magdeburg! Du sollst herrlich wiederauferstehen. Du sollst mehr und besser und größer und schöner werden, ein Kleinod unter den deutschen Städten. Ich werde... Den Stuhl, auf dem er gehockt, stieß er fort und lief vors Haus. Im Zimmer war nicht Platz für die Weite, die sich in ihm aufgetan. Gierig atmete er die reine Luft, die der Morgenwind von Osten herbeiwehte... Welch ein Tag! Und er lachte der Wache ins Gesicht, die drohend auf ihn zu kam, um ihn durch ihre Gegenwart zu erinnern, wie aussichtslos ein Fluchtversuch sei.

Die Soldaten beruhigten sich wieder, einer sogar sprach ihn freundlich an: »Ihr seid doch klug.« Dann zog er aus seinem Wams eine Taschenuhr und eine Münze: »Wenn Ihr mir das Chronometer repariert, spendier' ich Euch diesen Dukaten.« Und er ließ die Stücke, jedes in einer Hand, in die Luft hüpfen und fing sie wieder auf. »Angenommen?« Gericke mußte erst in die Wirklichkeit zurückfinden. Dann nahm er lächelnd die Uhr und nickte. »Angenommen.« Noch nie hatte ein Magdeburger Patrizier auf diese Weise Geld verdient...

Auf der Schwelle des Hauses traf er mit Gisetraut zusammen, die von seinem ruhelosen Auf und Ab erwacht war und

besorgt nach ihm zu schauen kam. Ja, war es denn möglich? Der Herr Ratmann faßte sie bei den Schultern, wie er es als Bub immer getan, genauso ungestüm. Und er raunte: »Ach, Gisetraut . . .!«

Nicht lange nach Sonnenaufgang preschte eine Gruppe Berittner heran. Die Staubwolke, die sie umwallte, ließ schon über eine große Entfernung auf sie aufmerksam werden. Gerickes standen am Fenster und blickten ihnen entgegen. Frau Margarethe meinte, es werde wohl wieder eine von den Patrouillen der Pappenheimer sein, die sich des öftern in dieser Gegend zeigten. Wie oft schon hatten sie sich eingebildet, dies, dies endlich müßten die Retter aus der Gefangenschaft sein. Falsche Hoffnungen jedesmal.

Die Berittnen kamen heran, ihr Anführer sprang aus dem Sattel und trat auf das Haus zu. Es entspann sich ein lauter Wortwechsel mit der Wache, saftige Redensarten flogen hin und her. Dann bequeme sich ein Pappenheimischer Offizier herbei und sprach mit den Ankömmlingen, machte eine dürftige Ehrenbezeugung. Gerickes entdeckten an den Pferden Anhaltiner Wappen. Anhaltiner Reiter? Was hatten die hier zu suchen? Frau Margarethe legte ihrem Mann die Hand auf die Schulter. Vater Alemann hatte doch wohl unmöglich mit Anhalt etwas zu tun. Die fremden Soldaten traten ein. Der Anführer übergab »Herrn Gericken, Ratsherrn zu Magdeburgk« ein Handschreiben mit dem Siegel des Fürsten Ludwig von Anhalt-Köthen und einen Beutel mit sechshundert Talern. – Träumten sie? Wachten sie? Gericke hielt den prallenden Beutel aus Ziegenleder fest in der Hand . . .

Sachsens Kurfürst – so erfuhr Gericke durch seine Fragen von dem Offizier – hatte dem Schwedenkönig das geforderte Bündnis abgeschlagen und mit Gewalt den Durchzug des schwedischen Heeres durch sein Land verhindert. Diese Tatsache veranlaßte Gustav Adolf seinerseits, dem sächsischen Prinzen August die Anerkennung als Administrator von Magdeburg zu verweigern. Statt seiner setzte er aus eigener

Machtvollkommenheit den anhaltischen Fürsten Ludwig, einen erklärten Förderer der Sache Schwedens, zum Verweser über das Magdeburger Land, das freilich bis jetzt weder der eine noch der andre von ihnen in der Gewalt hatte. Kraft dieses Titels kam es dem Fürsten zu, sich für das Wohl und Wehe der hansestädtischen Ratsmitglieder zu interessieren. Daß er sich im Falle Gericke so besonders gnädig zeigte, war dem Umstand zu danken, daß Gericke's Stiefvater, der erztiftische Möllnvoigt Christoph Schulze, zugleich Fürstlich Anhaltischer Rat war und damit beachtlichen Einfluß auf den Köthener Ludwig besaß.

Nun waren sie frei, endlich, endlich wieder frei und Herr ihrer Entschlüsse. Margarethe umarmte und küßte ihren Gatten, und die Tränen rannen ihr über die Wangen. »Nur fort von hier – diese Menschen nicht mehr sehen müssen . . .«

Gericke hatte noch immer Brief und Beutel in der Hand. Sein blasses Gesicht geriet in Bewegung. Jetzt ging es nach Magdeburg zurück. Jetzt ging es ans Werk. Zwar war sein Haus, wie er inzwischen erfahren, zum Teil ausgebrannt; aber einige Räume dürften ohne allzugroße Schwierigkeiten wiederherzustellen sein. Man würde sich einschränken müssen, in vielem – aber was bedeutete das schon angesichts der Freiheit, der Lust am Schaffen? In zwei, höchstens drei Tagen würden sie abreisen können, und dann . . . »Margarethe, ich freue mich so – auf daheim.«

»Du willst nach Magdeburg? Jetzt nach Magdeburg zurück?« Sie fürchtete sich vor dem namenlosen Elend in der feindbesetzten Stadt. Trieb ihn so sehr der Ehrgeiz? Konnte er denn Ratmann sein wollen, wo es nichts mehr zu raten und zu beschließen gab, wo der Wille verrohten Militärs regierte; Schutzherr sein, wo es nichts zu schützen gab? Sie blickte ihn lange an. Dann lächelte sie. Sie konnte seine Sehnsucht nach daheim schon verstehen, sie empfand sie ja selbst. Aber: »Willst du Bier brauen und verkaufen, wo die Leute verhungern? Hast du Mut, die völlig verwüsteten Ländereien

wieder zu kultivieren? Und wenn sie nun bald wieder zum Tummelplatz der Kriegsvölker werden? Es gibt nichts zu essen. Wovon sollen wir leben? Jacobchen braucht gute Pflege. Nicht wahr, daran denkst du auch...«

Er faßte sich an die Stirn. »Aber – Margarethe – ich muß doch...«

Sie hielt ihm den Mund zu. »Liebster, bitte, nicht weiter-sprechen. Alles wird sich ja wieder zum Guten wenden. Alles, was du willst, wirst du noch tun können. Nur Zeit braucht es. Meinst du nicht auch? – Willst du uns denn opfern, wo wir grade erst gerettet sind?!«

Er wandte sich ab, gekränkt, aber noch mehr betroffen. Konnte er widersprechen? »Ich will bauen, Margarethe, die Stadt neu aufbauen. Ich werde gebraucht, und – ich kann auch nicht mehr untätig sein.«

Margarethe wurde sehr ernst: »Wer soll das Bauen denn bezahlen, jetzt...«

Wortlos ging er hinaus. Er ließ sich von der Wache zum Stadtkommandanten von Schönebeck führen, um dort die dreimal hundert Taler für Walmerode zu hinterlegen.

Als sie beim Mittagessen saßen, jammerte Jacob in einem fort; er war nicht zu bewegen, den aus Quetschkörnern gekochten Brei zu sich zu nehmen. Der Vater legte den Löffel wieder auf den Tisch, ohne gegessen zu haben, stützte den Kopf in die Hände.

Margarethe trat zu ihm und strich ihm übers Haar. »Glaubst du nicht, daß sich deine Verwandten in Braunschweig über unsern Besuch freuen würden?«

BESUCHE IN ERFURT

Die Straße von Frankenhausen nach Erfurt war denkbar schlecht, und unsicher obendrein. Von ihrem Heerhaufen versehenlich oder absichtlich abgekommene Söldnerhorden, die in den Wäldern herumlungerten, fielen über Reisende her oder plünderten Dörfer und einzelnstehende Gehöfte aus. Immerhin waren die Reisenden im Kriegsgebiet selten geworden. Es gab nichts mehr, was man von einem Ort zum andern hätte transportieren müssen, und ebensowenig gab es Menschen, die Lust hatten, auf den großen Straßen oder gar auf den Landwegen sich der immerwährenden Gefahr eines Überfalls auszusetzen. Nur wessen Geschäft den Wert des eignen Lebens beinahe überstieg, ging auf die Reise, und auch dann nur innerhalb einer größern Gemeinschaft, die wenigstens einige Sicherheit versprach.

Und da ritt nun auf der Straße von Frankenhausen nach Erfurt ein einzelner Mann in gestrecktem Galopp dahin. Noch nicht dreißig Jahre mochte er zählen, kleine, wohlgeformte Nase, helle Augen, kantiges, bärtiges Kinn unter blondem Haar. Den Blick gleichsam zur selben Zeit auf den miserablen Weg wie auf das drohende Waldesdickicht zur Rechten und zur Linken gerichtet, mehr liegend als sitzend auf dem Roß, brachte er Meile um Meile unangefochten hinter sich.

Sein Ziel konnte nicht mehr fern sein – er hatte die Grenzmarkierung zwischen dem Kurfürstentum Sachsen und dem Herzogtum Sachsen-Weimar längst passiert; und das Weimarer Gebiet war hier nur wenige Meilen breit, dann führte die Straße ins Erfurter Stiftsland, das zum fernen Erzbistum Mainz gehörte.

Da plötzlich, an einer Straßenbiegung, springen ihm zwei zerlumpte Kerle in den Weg – der eine mit einer spießähnlichen Waffe in der Hand, der andre mit einem Schießprügel, für den er die Lunte entzündet. Kaum sechzig Meter hat der Reiter noch bis dorthin zurückzulegen. Kühl überdenkt er seine Chancen. Seitwärts abzubiegen ist hier, bei der Beschaffenheit des Waldes, unmöglich. Wenden könnte er, aber damit würde er Zeit verlieren und dennoch das Hindernis nicht aus dem Wege räumen; und überdies gehörte es zu den Praktiken der militanten Aasgeier, Überfälle in zwei Gruppen anzulegen: die eine griff vorn an, die andre verbarrikierte den Rückweg. Also? Der Reiter preßt sich noch dichter an den Leib des Pferdes, gibt ihm dabei die Sporen und jagt gradeswegs auf den mit dem Schießseisen Bewaffneten zu. Kaltblütig lassen die beiden Söldlinge den Reiter herankommen. Der Flintenmann legt an, zielt, der andre reicht ihm die brennende Lunte an die Pfanne. Der Reiter setzt zum Sprung an. Noch ehe das Pulver zündet, ist der Schütze niedergeritten. Im selben Augenblick schwirrt der Spieß dem Flüchtenden nach – umsonst; der kleine Riß, den der Fuchs an der linken Hinterhand davonträgt, gefährdet weder Roß noch Reiter. Bald sind sie hinter einer vorspringenden Waldnase verschwunden. Zurück bleiben zwei armselige Lumpen. Sie haben nicht geglaubt, der Reiter könne Kleidung, Lebensmittel oder andre Waren bei sich tragen – aber vielleicht besitzt er Geld, vielleicht auch das nicht; dann bleibt, was er auf dem Leibe hat, und das Pferd; wenig genug, aber ein Etwas, ein Mehr, als sie selbst haben . . . Nun ist der Reiter fort, und der Spießwerfer beugt sich über seinen Gefährten, dem die Pferdehufe die Gedärme aus dem Bauch getrieben haben. Der Sterbende stöhnt und schreit, klammert sich an die Straßensteine, an die Beine seines Kameraden, brüllt und stampft. Und der Kamerad flucht und spuckt, und weil ihn der andre festhält, gibt er ihm einen Tritt, damit er seine Füße freibekommt. Müde, verwahrlost, um eine, vielleicht um die letzte Hoffnung gekommen,



Marodeure. Nach einem Gemälde von Wilhelm Dietz.

bestialischen Hunger in den Eingeweiden, latscht er in die Richtung, die der Reiter genommen. Den Kameraden mögen die andern Geier fressen, die gefiederten – wenn sie Glück haben, finden sie ihn noch warm.

An den Toren der Stadt Erfurt waren, wie an allen befestigten Plätzen, doppelte Wachen aufgezo- gen, die jeden, der die Absperrung zu passieren wünschte, visitierten und ihn nicht selten, je nachdem es ihnen Vergnügen machte, bis auf die Haut durchsuchten, Frauen – das versteht sich von selbst – nicht ausgenommen.

Der Reiter, der die Straße von Frankenhausen herankam, sah sich bald von einigen wilden Gestalten umringt. Er mußte über ihren Eifer, der einer durchaus legalen Beute galt, ein wenig lächeln. Das Lächeln hätte ihm leicht böse ausgehen können; oh, das Ehrgefühl des Söldners ließ sich nicht verspotten. Der Offizier des Tors, ein Alter mit gewaltigem Schnauz- und Backenbart, kam finstern Blickes herbei. Er hieß den Ankömmling vom Pferde steigen und knurrte ihn an: »Wohin?« Währenddessen würfelte bereits drei junge Kerle die modische flache Kopfbedeckung des Fremden aus.

»In eure Stadt«, war die Antwort.

»Was heißt das?«

»Nach Erfurt.«

»Woher?«

»Von Magdeburg.«

Die Blicke des Offiziers wurden noch finstrier. Sie durchbohrten den Burschen, der es wagte, sich über seine Fragen lustig zu machen. Von Magdeburg! Einem Offizier solch freche Lüge ins Gesicht zu schleudern! Ein einzelner Kerl, und diese weite Strecke –? »Von wo?«

»Von Magdeburg.«

Er war nun ganz gewiß, daß dieser Mann in Gewahrsam komme. Mit Kennermiene betrachtete der Alte den Fuchs. Ein schönes Tier. Der Fuchs wird künftig ihm gehören. Sein

bisheriger Besitzer lächelte ein großsprecherisches Lächeln. Der Offizier mußte sich Zwang antun, nach dem Reglement zu verfahren und erst zu Ende zu fragen, ehe er den Kerl abführen ließ.

»Name?«

»Christoph Winkelberg.«

»Begehrt allhier?«

Statt einer Antwort griff der Fremde, der sich Winkelberg genannt, in sein Wams und zog ein gefaltetes Papier hervor. Das reichte er dem Alten und beobachtete, wie dieser las. Ein neues Lächeln blitzte in seinen Augenwinkeln. Er hätte drauf schwören können: der Offizier vermochte keinen Buchstaben zu lesen. Und richtig, der Finstre hob den Kopf wieder und blickte Winkelberg lange forschend in die Augen. »Hier warten«, beschied er ihn endlich und stakte breitbeinig zum Tor hinein.

Bald ging ein Gemunkel bei den Soldaten um. »Es soll ein Paß Seiner Majestät des Königs von Schweden sein, von Gustav Adolf, dem Sieger von Breitenfeld.«

Es war ein Erzählen lang und breit. Die Nacht mochte kommen, und es mochte in der Stadt sich alles zum Schlafen legen – in einem Zimmer des Gasthauses zur Hohen Lilie gingen die Kerzen nicht aus. Man saß zu dritt in der Nähe des Kamins, über dem, in vergoldeten Stuck gefaßt, das Erfurter Wappen prangte. Ein gutes Zimmer in einem guten Hause, das die Gäste von Stand und Rang zu beherbergen pflegte.

Man sprach vom letzten Beisammensein in jener grauenvollen Nacht, in der der alte Winkelberg erstochen wurde. Die schrecklichen Tage der Belagerung, Eroberung und Einäscherung Magdeburgs erstanden aus der Erinnerung wieder auf. Frau Margarethe war aufs heftigste bewegt. Sie saß, in kleinen Stößen atmend, in ihrem hohen Stuhl und hielt die Augen halb geschlossen. Als sich Christoph Winkelberg die lange Pfeife neu stopfte, versetzte Otto Gericke: »Ich bin

dabei, das alles aufzuschreiben. Es muß einmal herunter von der Seele. Es wird sonst keine Ruhe im Herzen und im Kopfe. Vielleicht füg' ich dem Buch zu späterer Zeit eine ganze Geschichte unsrer Stadt an – werd' sehn. Wohl auch zum Nutzen fernerer Geschlechter wird so etwas sein. Wenn es dir Freude macht, magst du morgen in den fertigen Blättern lesen. Vielleicht hab' ich hier und da etwas versäumt, das du mir sagen kannst.«

Dann erzählte der so gänzlich unerwartet eingetroffene Gast vom Abzug der Pappenheimschen Regimenter aus Magdeburg, der unmittelbar auf den Sieg Gustav Adolfs bei Breitenfeld gefolgt war; sprach von den letzten Taten der Besatzungshorden – sie hatten die vom Brand verschont gebliebne Kirche geschändet, vor Wut, daß in diesem Gotteshaus, dem sie katholische Messen aufgezwungen, nun wieder lutherische Andachten abgehalten würden; sprach vom Einzug der Schweden, der nicht lange hatte auf sich warten lassen, von ihrem ruhigen, ordentlichen Betragen, von ihrer Milde, die ihnen im wahrsten Sinne des Wortes das Prädikat »Befreier« eingetragen.

Der junge Winkelberg erzählte nicht in einem Zuge – es war ein Fragen und Antworten, erhitzt und getrieben vom Interesse des nun schon Monate von der Heimat abwesenden Ratsherrn; ein Gespräch, an dem sich auch die junge Frau, sobald nur der Nacht vom 10. Mai nicht mehr gedacht wurde, beteiligte.

Als es längst Mitternacht vorbei war, schwand Margarethe langsam die Kraft, ihre Müdigkeit zu unterdrücken. Doch da die Männer noch immer keine Lust zeigten, das Zusammensein für heute zu beenden, erhob sie sich und zog sich still zurück.

Noch war kein Wort über den Grund gesprochen worden, der Christoph Winkelberg hierhergeführt. Es schien, als wolle der junge Mann es sehr hinauszögern, ihn zu nennen, denn kaum hatte er seinen Bericht beendet, da bat er den Freund, nun doch von sich zu sprechen. Und Otto Gericke

willfahrte gern. Er schilderte die Wochen in Schönebeck und erzählte dann von Braunschweig.

In Braunschweig war das Leben ruhig und weitab vom Kriege gewesen, und man hätte sich dort wohlfühlen können – er aber, Gericke, sehnte sich von Tag zu Tag mehr danach, die unfreiwillige Muße, die ihn längst quälte, zu beenden und eine Beschäftigung zu haben, die ihm nicht nur die Mittel zum Unterhalt für sich und die Seinen in die Hand gab, sondern auch an seine Fähigkeiten und Kräfte einige Ansprüche stellte. »Es muß etwas Kompliziertes sein, daran man sich den Verstand erhitzen kann«, sagte und schrieb er sogar in verschiedenen Bewerbungen. An die Fürsten und manche Stadt der Umgebung richtete er solcherlei Gesuche, und er hielt die Auswahl groß, um ja mit Sicherheit eine Zusage zu finden. Eins von diesen Schreiben ging an den Herzog Wilhelm von Sachsen-Weimar ab und erreichte diesen just in den Tagen, da er als Heerführer in die Dienste Gustav Adolfs getreten. Der Herzog, höchst angetan von Gericke's selbstbewußter Offerte, ließ den jungen Mann sogleich zu sich kommen und trug ihm nach einer kurzen Audienz im Namen des Königs von Schweden die Funktion eines Ingenieurs und Generalquartiermeisters innerhalb seines militärischen Stabes an. Nun sich ihm ein solches Amt bot, zögerte Gericke wohl einige Tage, doch schließlich obsiegte sein Tatendrang über die Bedenken, in seiner neuen Position könne er noch einmal mit dem Kriege direkt in Berührung kommen. Überdies hatte ihm der Herzog versichert, man wünsche sich sein Talent vor allem für die Instandhaltung und Verbeßrung von Bauwerken mannigfacher Art dienstbar zu machen. So ward er denn ordentlich bestellt und stand also in schwedischen Diensten. Ehe er noch nach Braunschweig zurückreiste und von dort seine Familie nachholte, drang Herzog Wilhelm mit seinen Truppen in das Erfurter Gebiet ein, nahm in einem glänzenden Angriff die Stadt selbst und fügte de facto das gesamte Stiftsland seinem Herzogtum hinzu, mit der selbstverständlichen und dennoch trügerischen Hoffnung, es nach einem

Friedensschluß behalten zu können; auf diese Weise war mit einem Male der östliche mit dem westlichen Teil seines Landes aufs glücklichste verbunden. Otto Gericke kam auf des Herzogs Weisung nach Erfurt, bezog ein Appartement in der Hohen Lilie und bekam sofort die militärischen Einrichtungen der Stadt als Festungsbaumeister und Ingenieur unterstellt.

»Und fühlst dich wohl?« fragte Christoph Winkelberg, wobei er die Asche aus dem Pfeifenkopf klopfte.

»Nun – ,wohl'?« antwortete Gericke. »Wohl' ist ein großer und weiter Begriff. Ich lebe, habe Arbeit die Fülle, verstehst du? Und man ist mit meinen Leistungen zufrieden. Darf ich mehr wünschen in diesen widrigen Zeiten? Stimmt du mir nicht zu?« Er hatte in seinem Bericht die Depressionen der Schönebecker Zeit verschwiegen, aus Scham, hatte sein immerwährendes Verlangen, nach Magdeburg zurückzukehren, verschwiegen und ebenso, daß er bloß seiner Frau, seiner Familie zuliebe nachgegeben, in Schönebeck wie in Braunschweig. Und da nun der Freund auf die Frage nur nickte, fuhr er schnell, von diesem heiklen Punkt ablenkend, fort: »Man hört in meinem Amte viel von den Plänen des Königs. Nimm es vertraulich: Ich glaube, das Ende des Krieges ist nahe. Wo Gustav Adolf den Generalissimus Tilly bei Breitenfeld aufs Haupt geschlagen, wird ihm ganz Mitteldeutschland zufallen, und wie die Rede geht, will er nach Bayern ziehn, alle Fürsten der Union an seiner Seite, als Gegner aber einen geschlagenen kaiserlichen General. Und denk an die französischen Subsidien, an Englands freundschaftliche Neutralität. – Ich glaub' daran, daß der Krieg wird bald sein Ende haben.«

Über diese Vermutung ging die Rede hin und wider; und als sich in der dritten Morgenstunde der Gast endlich doch erhob, da war noch immer kein Wort gefallen über den Grund seines Kommens. Rechtschaffen müde – er hatte sich am Nachmittag kaum drei Stunden von der Reise erholt – zog er sich in das Zimmer, das ihm zugewiesen war, zurück.

Der Königlich Schwedische Festungsbaumeister Otto Gericke stand mitten in dem großen Raum, allein. Die Stunde, da ihm die Augen geschmerzt und sein Körper gebieterisch nach Schlaf verlangt, war längst vorüber. Er verspürte keinen Drang, sich niederzulegen, und so wanderte er eine Zeitlang im Zimmer auf und nieder. Noch einmal hörte er die Worte seines Freundes, sah Pappenheim vor sich und seine Kirchenschänder . . . Und in plötzlichem Entschlusse zog er aus einem Fach einen Stoß Blätter, entzündete eine zweite Kerze, schnitt eine neue Feder zurecht und ließ sich in den schweren Armstuhl hinter seinem Arbeitstisch nieder, von dem aus er am Tage den Blick frei hatte über den weiten Platz vor dem Dom.

Es entstanden in dieser Nacht noch viele Abschnitte in seinem Buch über die Belagerung und Zerstörung der Stadt Magdeburg.

Als Frau Margarethe nach Aufgang der Sonne über dem Wimmern ihres jüngsten Kindes, das immer noch siech war, erwachte, fand sie das Ruhelager ihres Gatten unberührt. Sie wiegte und sang das Kind in den Schlaf zurück und betrat dann leise das Arbeitszimmer. Da waren die Kerzen niedergebrannt. Der Morgendämmer hauchte den Raum in magres Grau. Otto hatte, vom Schlaf übermannt, den Kopf auf den Tisch sinken lassen. Sacht trat die junge Frau heran und beugte sich über das Geschriebne.

»Belangend die Anzahl der Erschlagenen und Umgekommenen in der Stadt, weil nicht allein das Schwert, sondern auch das Feuer viele Menschen aufgeessen, kann man dieselbe nicht eigentlich wissen, denn nicht allein hatte bald nach dieser erbärmlichen Einäscherung der General Tilly die verbrannten Leichname und sonst Erschlagenen von den Gassen, Wällen und anderen Plätzen auf Wagen laden und ins Wasser der Elbe fahren lassen, sondern man hat auch fast ein ganzes Jahr lang nach der Zeit in den verfallenen Kellern viele tote Körper zu 5, 6, 8, 10 und mehr, die darin erstickt

und befallen gewesen, gefunden, und weil die, so auf den Gassen gelegen, sehr vom Feuer verzehrt und von den einfallenden Gebäuden zerschmettert gewesen, also daß man oft die Stücken mit Mistgabeln aufladen müssen, wird niemand die eigentliche Summam benennen können. Insgemein aber hält man dafür, daß mit eingeschlossen die beiden Vorstädte und was von der kaiserlichen Soldatesque – als von denen nicht allein im Sturm hin und wieder viel geblieben, sondern sich auch mancher verspätet, im Keller oder Hause zu lange gesucht oder sonst verirrt haben – umgekommen und verbrannt, es auf 20 000 Menschen, klein und groß, gewesen, die bei solchem grausamen Zustande ihr Leben enden oder sonst am Leibe Schaden leiden müssen. Die abgestorbenen Leichname, so vor das Wassertor hinaus in die Elbe geführt worden, haben, weil an dem Orte alle Wege ein Kräusel oder Wirbel ist, nicht bald hinwegfließen können oder wollen, also daß viele da lange herumgeschwommen, die teils die Köpfe aus dem Wasser gehabt, teils die Hände gleichsam gen Himmel gereckt und dem Anschauer ein fast grausam Spectakel gegeben haben, davon denn viel Geschwätzes gemacht worden, gleich als hätten solche toten Leute noch gebetet, gesungen und zu Gott um Rache geschrien, wie denn ebenermaßen man von vielen Gesichtern, Gespenstern und dergleichen Dingen zwar sagen, aber von niemand im Grunde der Wahrheit bejahet werden wollen.«

Ein schmerzliches und doch zärtliches Lächeln um ihre Züge, streichelte Margarethe dem geliebten Mann über das Haar; und als er sich regte, küßte sie ihn auf die Wange. »Otto«, bat sie leise an seinem Ohr, »leg dich noch zwei Stunden oder drei zur Ruhe. Du darfst nicht wieder anfangen, die Nächte so zuzubringen wie heute.« Und während er sich streckte, schmiegte sie sich an ihn. »Versprichst du mir das, Lieber? Du mußt gesund bleiben.« Jetzt war er es, der lächelte; er küßte sie wieder, die Arme um ihren schlanken Hals geschlungen. Diese schöne, sanfte, gute, einzigartige Frau.

Die Tage einer Woche und zwei darüber waren verstrichen, als vor dem Dom, vor dem Gasthaus zur Hohen Lilie ein reitender Bote abstieg, mit der Meldung, am kommenden Morgen werde Seine Majestät von Schweden die Stadt besuchen, vornehmlich um deren Verteidigungszustand zu überprüfen. Otto Gericke, den vor allem diese Meldung anging, war den Tag über nervös und gereizt. Er hatte sogar Streit über eine solche Nichtigkeit wie das Mittagsmahl. Angetan mit dem Reitkleid, das er sich kürzlich aus Leder in gutem Schnitt hatte anfertigen lassen, ritt er noch einmal den Festungsgürtel ab, gab Anweisungen zu geringfügigen Verbesserungen hier und dort und sprach in scharfem Ton mit einigen Offizieren. Sein Freund Christoph Winkelberg, mit leichter Unruhe, begleitete ihn. Auf dem Wege fiel kaum ein Wort zwischen ihnen.

Als sie lange nach Sonnenuntergang ins Domizil zurückgekehrt waren und das Abendessen eingenommen hatten, zog Christoph den Baumeister wie zufällig zur Seite.

»Ich werde morgen in aller Frühe heimreiten«, sagte er. »Ich mag die Mutter nicht zu lange allein lassen.« Er blickte den Freund fest an. »Mir wäre es lieber, wie reisten zusammen, aber . . . Du mußt nach Magdeburg, nach Hause, Otto. Man braucht dich überall. Magdeburg braucht dich, hörst du? Die Stadt ist ein Trümmermeer. Allein du kannst sie wieder aufbauen. Was soll dir Erfurt, wenn die Vaterstadt dich ruft!«

Gericke schaute ihm mit ein wenig zusammengekniffnen Augen in das frische Gesicht. Grade damit kam Christoph? Frau Margarethe saß noch bei Tische, aber sie hatte jedes Wort verstanden, obwohl Winkelberg leise gesprochen. Ihre Blicke suchten die des Gatten, sie trafen sie nicht. Otto trat ans Fenster, schaute über den Domplatz hinweg, über die Häuser, über die Stadt Erfurt . . .

Darum also.

»Hat dir der Georg Kühlewein gesagt, du sollst mich aufsuchen?«

»Nein, aber ich hab' gesehn, daß man dich braucht.« –

Am andern Morgen – es war in der neunten Stunde – schmetterten Trompeten über das Feld vor der Stadt. Ein großer Haufe berittnen Volks ergoß sich in die Ebne. Reiter mit Feldstandarten sprengten voraus. Trompeten antworteten von den Türmen der Stadt, von den Mauerköpfen. Vor dem Tor hatten sich der Rat und die vornehmsten Bürger eingefunden, an ihrer Spitze der Bürgermeister, der königliche Statthalter Graf von und zu Löwenstein und der königliche Festungsingenieur und Generalquartiermeister Otto Gericke. Die Standartenträger ritten kunstvoll große Schwenkungen aus, und von der Menge des Gefolges aller Art schied sich ein untersetzter Mann mit blondem kurzgeschnittenem Haar, in Rüstung und Spitzenkragen – Mitte der Dreißig mochte er sein –, der einen Schimmel mit erlesnem Sattel- und Zaumzeug ritt – ihm zur Linken, etwas zurückbleibend, der Herzog von Weimar. Die Herren, die sich zum Empfang eingefunden, neigten sich tief vor dem nordländischen König, der in diesem Augenblick auch absoluter Herr, Gebieter und Richter war über sie und ihre Stadt.

»Durchlauchtigster, großmächtigster und sieghaftester König, gnädigster König und Herr, Euer Majestät zu Schweden . . .«, begann der Bürgermeister seine große, zeremonielle Begrüßungsrede. Und Gustav Adolf, indes er den Spitzbart strich, hörte ruhig und gelassen an, was ihm in seiner zwanzigjährigen Regierungszeit wohl an die tausendmal gesagt worden. Dann winkte er freundlich, die Herren machten ihm Platz, bestiegen die wartenden Pferde, und an der Spitze seines Stabes ritt der König durch das Tor in seine Stadt, in der er für zwei Tage Quartier nehmen wird.

Die angekündigte Besichtigung der Festungsanlagen begann noch am selben Vormittag. In des Königs Begleitung befanden sich nur wenige hohe Offiziere (unter ihnen Wilhelm von Weimar, der Löwensteiner und Feldmarschall Torstenson) und ein Schreiber zur genauesten Notierung aller Angaben. Dem König zur Seite ritt Otto Gericke, der über

jedes einzelne Werk eingehend Bericht erstattete, hier und dort neue Anlagen und Erweiterungen empfahl, aber auch einige Maßnahmen widerriet, die getroffen werden sollten. Der König hörte mit viel Aufmerksamkeit zu, stellte Fragen, ließ sich manches zweimal erklären und teilte im großen und ganzen die Auffassungen, die sein Ingenieur entwickelte. Einmal ließ er sich sogar umstimmen – es ging um die auf dem Cyriakusberg gelegne alte Burg, die er ursprünglich ausgebaut zu haben wünschte. Gericke hielt andre Vorhaben für wichtiger und dringlicher, im übrigen bestritt er kühn den strategischen Nutzen der alten Befestigung. Er legte seine Meinung an Hand eines von ihm gefertigten Planes dar und redete sich zusehends in Eifer. Des Königs Blick ruhte bald mehr auf dem ausdrucksvollen Gesicht und den energischen Bewegungen der Hände als auf der Landkarte von Tinte und Farbe.

Auf dem Nachhausewege war es entschieden: die Cyriakusburg wird nicht ausgebaut werden.

»Seine Kenntnisse konvenieren mir sehr«, sprach Gustav Adolf, als sie zu Tale ritten. »Ich habe einen tüchtigen Mann an Ihm. Es ist mein Wunsch, Ihm meine Achtung zu bezeigen. Bringe Er sich in Erinnerung, wenn Er den Spruch Seines Königs nötig hat.« Er trieb seinen Schimmel zu größrer Eile an.

Gericke hielt sich ihm zur Seite.

»Er hat Familie?« erkundigte sich der König.

Otto Gericke, froh über die Leutseligkeit des Monarchen, gab nicht nur Antwort; er sprach auch, schnell entschlossen, von Magdeburg, von den Nöten und dem Elend seiner Stadt. Er suchte nach Wortbildern, die verdeutlichen sollten, was er fühlte und dachte.

Der König blickte mit großen blauen Augen gradeaus. »Es ist schade um diesen volkreichen Platz«, versetzte er düster. »Ich kam zu spät. Die Sachsen hielten mich auf.«

Es entstand eine Pause, während der der Wind das Gespräch der auf folgenden Herren herbeiwehte. Gericke beob-

achtete den König aus den Augenwinkeln. Es war kein leichter Entschluß, den er zu fassen sich anschickte: diese Frage, dieses Ansinnen. Er richtete sich hoch auf. Und dann wagte er's. »Euer Majestät geruhen, mich gnädigst ihrer Huld zu versichern – Wenn es sogleich schon erlaubt wäre, untertänigst...«

»Nun?« fragte Gustav Adolf.

»Magdeburg liegt ganz darnieder. Man wird den Schutzherrn brauchen, der ich bin, den Baumeister. Ich wünschte herzlich, in Euer Majestät Diensten nach dort zurückkehren zu dürfen, um...«

Der König lächelte, tätschelte den Hals seines Pferdes, dann beorderte er den Löwensteiner zu sich und sprach, zu Gericke gewandt: »Erfurt und der Herzog werden Ihn vermissen. Doch ich erkenne Seine Sehnsucht an und den tapfern Hintergrund. Nur eins bitte ich mir aus: Er führt die Oberaufsicht über Festung Erfurt weiter, bis alles, was wir heute festgelegt, vollendet ist. – Graf Löwenstein, Ihr sorgt für einen Paß.«

Gerickes Pferd scheute vor einem auffliegenden Rabenpaar. Er kam dem Zuge etwas voraus. Der Ingenieur genierte sich sehr, daß seine Reitkunst so versagt hatte. Aber Gustav Adolf lachte und scherzte: »Ist Er denn so zufrieden mit Seinem König, daß Er uns Kapriolen vorführt, Herr – Baumeister?«

TRAUM VON MAGDEBURGS GRÖSSE

Am Ufer der Elbe, an etwas erhöhtem Platze, stand hinter einem Tisch, auf dem viele Zeichnungen und Skizzen lagen, ein großer, schlanker Mann mit stark ausgeprägten Zügen, mit einem Gesicht, das schwerlich zu übersehen war. Unter der hohen, nur wenig gewölbten Stirn trat eine lange, schmale Nase hervor, die man römisch nennen könnte, flankiert von sicher blickenden braungrauen Augen, deren Lider durch den fortwährenden Aufenthalt in der feuchtkalten Luft entzündet waren. Ein herbes Antlitz, dem nur das Bärtchen auf der Oberlippe etwas Weichheit verlieh; der zugespitzte Kinnbart à la mode ließ es ein wenig länger noch erscheinen, als es war. Auf die Schultern fiel dem Manne offnes pechschwarzes Haar, auf das sich eng um den Körper schließende dunkelbraune Kleid, das Schmuck und Verzierungen, selbst den so beliebten Spitzenkragen, entbehrte.

Der Wind blies vom Wasser her und spielte mit den Papieren, die von flachen Steinen auf der Tischplatte festgehalten wurden. Es war um die Mittagszeit. Der Mann, Otto Gericke, Ratsherr und Baumeister, rechnete, prüfte. Und von den Papieren sprang sein Blick zum Strom hinunter – vierhundert Mann, Arbeiter aus dem Hinterland der Stadt, bauten dort eine Brücke, angetan, die Zeiten zu überdauern, wenn man sie nicht erneut zum Raub des Krieges und der Flammen werden ließ; die Brücke – eine der Voraussetzungen für das Wiederaufblühen der alten Hansestadt. Es war seine Brücke! Aber vierhundert Mann! Was waren schon vierhundert Mann bei einem so großen Unternehmen! Wie langsam, wie schleppend kam der Bau voran! Vierhundert Mann, die ja nicht nur bauten, sondern auch das Material herbei-

holen mußten, oft genug von weit her. Der Bauherr faltete die hohe Stirn. Wenn man fünfhundert hätte oder gar sechshundert . . .

Gericke winkte einen der jungen Burschen heran, die damit beschäftigt waren, Stämme maßgerecht zuzuhauen, gab ihm Anweisungen für einen der Bauaufseher und eilte davon. Vor dem Hause, das der schwedische Festungskommandant, General Banér, für sich beschlagnahmt hatte, hielt er inne. Nach einigem Warten wurde er vorgelassen. Er traf den General bei Tische.

»Was macht unsre liebe Brücke?« erkundigte sich sogleich Banér mit vollem Munde.

Gericke erstattete Bericht. Er sprach sehr lange und sehr ausführlich, und mit besondrer Eindringlichkeit schilderte er seinen Kummer.

Der General hatte sich mit beiden Händen das nächste gebratne Huhn vom Tisch genommen und genüßlich in den fetten Sterz gebissen. »Ihr hättet das früher sagen sollen«, brachte er zwischen Kauen und Schlucken hervor. »Vierhundert Mann sind eigentlich viel Leute. Und Ihr meint: zuwenig?« Er riß sich mit seinen starken Zähnen einen Fetzen Fleisch von dem Geflügel herunter. »Ihr hättet das früher sagen sollen«, wiederholte er; und dann, nach einigem Nachdenken: »Die Brücke ist wichtig; wichtiger, als Ihr denkt.« Er lachte und rülpste mit großem Behagen.

»Ich weiß, wie wichtig die Brücke ist«, versetzte der Baumeister ungeduldig. »Eben darum komme ich zu Euch. Die Brücke ist der Lebensnerv der Stadt.« Ihn ärgerte das Geschwätz des Generals. Nicht zuletzt ein umgestoßner Humper auf dem Tisch gemahnte daran, daß Banér, wie es seine Art war, wieder erheblich über den Durst getrunken hatte.

Der General lachte herzlich, verschluckte sich, hustete und lachte weiter. »Lebensnerv der Stadt! So ist es richtig!« Er warf das wenig sorgfältig abgenagte Gerippe des Huhns auf die Platte zurück und rieb sich das tiefende Fett vom Gesicht und von den kleinen dicken Händen. Dann drückte er

sich empor, schüttelte seinen großen Kopf und hieb Gericke lachend die flache Hand auf die Schulter. »Ganz unter uns«, sagte er laut an dessen Ohr, »der Krieg braucht diese Brücke. Piff-bum, der Krieg. Ihr versteht?« Er rülpste, nickte, wandte sich nach einer seiner Ordonnanzen um, während er sich an Gericke's Schulter festhielt, damit er das Gleichgewicht nicht verliere. »Komm her«, rief er. »Dreihundert Mann besorgen, verstanden? Für den Magdeburger Lebensnerv, verstanden?« Er lachte schallend. »Und nun los! In kurzem steht die Brücke! Baumeister – oder nicht?« Er boxte Gericke freundschaftlich gegen die Brust, langte sich noch ein Zuckergebäck vom Tisch herbei, biß hinein, daß es krachte, und schleppte sich, die Hände wie Schaufeln bewegend, in den Raum, der ihm zum Schlafen diene.

*

Solange das Rathaus noch nicht wieder aufgebaut war, trafen sich die Ratsherren zu ihren Sitzungen im Hause des Bürgermeisters Georg Kühlewein, das vom Brand verschont geblieben. Kühlewein war durch das, was er hatte durchmachen müssen, ein alter Mann geworden. Grau und strähnig und jeder Pflege trotzend, hing ihm das Haar auf die Schultern nieder. Er war eine Zeitlang außer Amt und Würden gewesen und fern der Stadt in Schutzhaft, da böse Zungen von ihm behauptet, er habe mit dem kaiserfreundlichen Johann Alemann unter einer Decke gesteckt und ihn treffe neben diesem die Hauptschuld, daß Tillys Sturm im Jahre 1631 so erfolgreich gewesen sei. Und der Beweis? Sein Haus war von Tillys Feuerbrand unversehrt geblieben.

In Kühleweins Arbeitszimmer saßen die Herren und nahmen den Bericht des Stadtkämmerers entgegen. Die Finanzlage Magdeburgs war trostlos. Einer, der die Szene nur durch das geschlossene Fenster beobachtet hätte, hätte die Beschaffenheit des Stadtsäckels von den Gesichtern der Versammelten ablesen können. Die Steuereinnahmen waren auf den sechsten Teil zusammengeschrumpft, weil es nur noch ein Sechstel der

ehemaligen Bevölkerung gab. Die Kontributionen der schwedischen Besatzungsmacht aber wurden von Woche zu Woche und von Monat zu Monat umfangreicher. Ein Großteil der Soldaten führte Frauen und Kinder mit sich – und sie alle mußte die Stadt wohnen lassen, beköstigen und kleiden. Und wieder, schon zum vierten Male in letzter Zeit, mußte der Rat den grausamen Beschluß fassen, die direkten und die indirekten Steuern zu erhöhen – es mußte sein, obwohl alle wußten, daß durch diese Maßnahme wieder manche Familie zum Auswandern aus der Stadt und in namenloses Elend getrieben wurde. Der schwedische General Banér hatte kein Ohr für Bitten um Erleichterung, für Klagen über Not und Elend... Und ein anderer folgenschwerer Beschluß wurde auf Anraten des Kämmerers gefaßt: zusätzlich Geld münzen zu lassen, schlechteres Geld, eine weniger wertvolle Legierung.

Sehr niedergedrückt war in dieser Sitzung der Ratmann Otto Gericke. Nicht, daß er die Verteilung der neuen Lasten nicht verstanden hätte – aber das allgemeine Chaos immer wieder bewiesen, jede auch noch so vage Hoffnung zerschlagen zu sehen, das riß an seinen Nerven. Früher, noch nach seiner Rückkehr aus Erfurt, hatten ihn die Herren im Rat stets als einen ruhigen, besonnenen Mann gekannt, der nicht viel sprach, doch um so mehr handelte, der mit wenigen Worten jede Situation zu charakterisieren verstand und einen Ausweg wußte, der wohl auch einen Scherz machte, um die verdüsterten Gesichter der andern aufzuhellen und so zu dem Ziele zu gelangen, das er sich gesteckt – der jüngste, der vitalste unter ihnen und, das freilich uneingestanden, auch der klügste, der überlegenste. Das schien jetzt alles dahin. Gericke war einer unter vielen, niedergedrückt unter Niedergedrückten. Man hatte auf den letzten Sitzungen, seit jenem Tage, an dem ihm Banér dreihundert neue Arbeitskräfte zugewiesen, nicht ein Wort aus seinem Munde gehört, nur die Dumpfheit gespürt, unter der er litt. Daß er bei der Abstimmung die Hand hob, bewies allein, daß er überhaupt zuhörte. Seine

Blicke aber streiften ruhelos über die große Zeichnung, die er stets mit sich führte und selbst bei Ratssitzungen entfaltet vor sich auf dem Tisch hatte. Solches Verhalten war nicht schicklich, aber man ließ ihn gewähren: die Zeichnung – es war der von ihm entworfne Plan zum Wiederaufbau der Stadt Magdeburg.

Dieser Plan hatte schon eine Geschichte. Genaugenommen begann sie in den frühen Morgenstunden jenes Tages, da die Anhaltiner Reiter in Schönebeck eintrafen. Dann, in Braunschweig, auch in Erfurt noch, formierten sich die Grundgedanken fester, aus denen Magdeburgs Neuaufbau wachsen sollte; ja, in Erfurt entstanden auch schon kleine Grobskizzen. Und kaum war Gericke dem Ruf seines Freundes Winkelberg gefolgt und in die Heimat zurückgekehrt und hatte mit Selbstverständlichkeit, ach! mit Entrüstung das ihm von Banér im Auftrag des schwedischen Königs gemachte Angebot, als Offizier einige Kompanien ins Feld zu führen, zurückgewiesen, da begann er in Tagen und Nächten bei fast ununterbrochener Arbeit, aus alten Skizzen den Grundriß der Stadt, wie er vor der Zerstörung gewesen, zusammenzutragen und Einzelheiten, die ihm fehlten, durch eigne Aufmessungen zu ergänzen. Doch nicht wie ehemals, war seine Meinung, sollte Magdeburg neu erstehen, sondern anders, großartiger, schöner. Dieser Entschluß ward damals in der Schönebecker Nacht gefaßt. Viele der alten, winkligen Gäßchen wollte er nicht wieder zum Leben erwecken. Statt ihrer waren neue, große Straßenzüge erdacht, die sich, Balken gleich, durch das Weichbild der Stadt legen sollten, je zwei in westöstlicher und in nordöstlicher Richtung – grade, saubre, bequeme Verbindungen der Elbhäfen mit dem Hinterland, Adern des Handels und des Verkehrs. Nicht für den Augenblick war dieser Plan ersonnen, die Bedürfnisse kommender Jahrhunderte waren in ihm vorausgesehen . . . Gericke träumte vor vergangenem und zukünftiger Größe Magdeburgs, von Handel und Wandel, von Wohlstand, Reichtum und Macht . . .

Ludwig von Köthen, Gustav Adolfs und nach dessen Siegetode des schwedischen Kronrats Verweser in den Magdeburger und Halberstädter Landen, fand diesen Wiederaufbauplan vorzüglich und empfahl der Stadt, ihn baldigst zu verwirklichen. Der Rat der Stadt belobigte den Architekten dafür – aber bei der Belobigung blieb es. Die Mittel fehlten, ihn zur Tat werden zu lassen – – Margarethes Gedanken. Die verbliebenen oder etwa zurückgekehrten Einwohner, sofern ihre Häuser und Wohnungen dem Brand zum Opfer gefallen waren, hatten ihrerseits weder Geld noch Kraft noch auch nur Lust, sich mit Gerickes Stadtplanung zu befassen. Sie hatten erbärmliche Holzhütten auf den Trümmern errichtet und darin Unterkunft bezogen oder gar nur die Keller freigelegt und es sich darin heimisch gemacht.

Später lag der Plan dem General Banér vor. Der entschied: Wird gebaut. Weidete sich an Gerickes Freude, nötigte ihm immer neue Erklärungen ab und sagte schließlich, während er Konfekt kaute: »Fangen wir mal mit den Wällen und Befestigungen an, mon ingénieur *de la guerre*.« Und Gericke mußte Türme bauen, Schießscharten, Zinnen, Wehrgänge, Ausluge. Und zu bezahlen hatte das die arme Stadt. Der General lachte nur und ließ sich Essen kommen und Wein, und auch das hatte die arme Stadt zu bezahlen. Als die Befestigungen endlich fertig waren, verfügte der General den Baumeister wieder zu sich. »Ihr hattet doch einen so schönen Plan, Herr Ratmann. Wir bauen weiter. Jetzt kommt die kleine Zollbrücke dran.« Und Gericke schöpfte neue Hoffnung, prüfte, rechnete, verbesserte seine Zeichnungen, nannte Margarethe eine Schwarzseherin – baute, baute mit vierhundert Mann, sah bei allem, was er tat, die Stadt, ihre Bedürfnisse, ihre Zukunft . . . Und dann – »Der Krieg braucht diese Brücke! Piff-bum, der Krieg, Ihr versteht?« Und fortan mußte die Stadt für siebenhundert Mann zahlen, und der Schwede fraß und soff sich voll.

Woche um Woche schlich ins Land . . .

Die Sitzung des Rats ging dem Ende zu.

„Habt Ihr, Herr Gericke, etwas zu äußern?“ fragte der Bürgermeister.

Gericke sah auf von seinen Zeichnungen und blickte in die Runde.

»In vierzehn Tagen ist die Brücke fertig«, sprach er leise.
»Und dann? Was dann?«

Sein Blick suchte nach dem, der einem Antwort geben könnte, doch die Männer schwiegen. Der Kämmerer drängte zum Aufbruch – er war zum General Banér befohlen.

*

Der Kommandant Banér griff mit der Linken nach dem Hammelrücken und schnitt sich mit der Rechten ein beachtliches Stück herunter. Ehe er hineinbiß, tat er einen kräftigen Zug aus dem Becher. Er aß und trank und ließ sich bedienen. Und als ihm ein Offizier in einer dringenden Angelegenheit gemeldet wurde, ließ er ihn warten.

Da bliesen die Türmer. Dem General blieb der Brocken im Halse stecken. Er sprang auf, ließ den Offizier vor.

»Truppen nähern sich der Stadt!«

»Was für Truppen, Leutnant?« brüllte der General.

»Noch nicht erkennbar, General.«

Banér stieß ihn mit seinen kleinen Händen zur Seite, stapfte hinaus, schwang sich zu Pferde, wie schon einmal ein schwedischer Festungskommandant sich zu Pferde geschwungen hatte, sprengte zur Brücke, die nun schon lange in Benutzung war.

»Wer kommt dort?« donnerte er den Wachhabenden an.

Der riß sich zusammen, grüßte, schnarrte: »Wohl Sachsen, General, Kursachsen.«

Banér setzte die Stadt sofort in Verteidigungszustand, war plötzlich hier und plötzlich dort und trieb seine Leute zu größter Eile und Gewissenhaftigkeit an. »Das verdammte versoffne Schwein«, brüllte er einmal ums andre, und die Eingeweihten wußten, daß er damit nicht sich selbst meinte, sondern den Kurfürsten Johann Georg den Ersten von Sachsen.

Johann Georg, von dem man wußte, daß er nicht nur den Trunk über alles liebte, sondern auch Gefallen daran fand, die Mitglieder seiner Familie herzhaft und höchst eigenhändig zu verprügeln, stand in manchen Zeiten fast gänzlich unter dem Einfluß eines kühlen Diplomaten, seines Oberhofpredigers Matthias Hoe von Hoenegg. Obwohl von streng lutherischer Bekenntnistreue, hielt der Kurfürst doch zu seinem Kaiser, dem Katholiken – solange ihm das von Nutzen schien. Mit Vergnügen half er Ferdinand bei der Niederwerfung Schlesiens und der beiden Lausitzen, weil er sich dafür das Fürstentum Naumburg und manche andre hübsche Gebietsabrundung versprach. Selbst die Führung der evangelischen Reichsstände, die er innegehabt, setzte er für diesen militärisch-diplomatischen Schachzug aufs Spiel. Aber der Kaiser enttäuschte ihn durch das Restitutionsedikt maßlos. In offenkundigen Glaubenssachen, die mit Machtfragen zusammenhängen, verstand nun freilich der biedre Johann Georg keinen Spaß – es kam zu Reibereien mit dem Österreicher, die indes Hoenegg geschickt so zu lenken wußte, daß sie dem Bündnis mit dem Kaiser nicht abträglich wurden. Johann betrachtete weiter die Schweden als seine Feinde und verwehrte zum Beispiel Gustav Adolf den Elbübergang, was indirekt zur Folge hatte, daß Magdeburg 1631 zerstört wurde. Nun aber erhob der Kaiser gegen Johanns Sohn August, den das Magdeburger Domkapitel zum Administrator gewählt hatte, Einspruch – und da wurde der Sachsenfürst mit einem Male sehr kühl. Und es geschah überdies zu der gleichen Zeit, daß ligistische Truppen bei ihrem Durchzug durch das Kurfürstentum herzlich wenig nach sächsischen Interessen fragten, sondern nach Herzenslust wüsteten, raubten und brandschatzten. Die Nachricht von den Exzessen traf den Monarchen bei der Jagd, die er leidenschaftlich liebte; nun war ihm aber an diesem Tage das Waidmannsglück nicht hold gewesen . . . Eine maßlose Erbitterung erfaßte den Kurfürsten. Kurzerhand diktierte er zwei Depeschen, ohne Hoenegg befragt zu haben, eine an den Kaiser nach Wien: die Kündigung des Bünd-

nisses; eine an den Schwedenkönig: der Wunsch, sich ihm anzuschließen. Gustav Adolf nahm das Anerbieten an und übertrug dem Sachsen die Eroberung des habsburgischen Böhmens. Johann witterte einen fetten Braten. Wenn er das große Königreich Böhmen seinem Lande einverleiben (dessen Krone, die ihm 1619 angetragen worden, er damals Hoeneggs wegen abgeschlagen hatte, was er längst bereute) und ein Großsachsen schaffen könnte, das wenige Meilen südlich der Stadt Brandenburg begann und wenige Meilen nördlich der Stadt Linz endeten, das im Westen die Werra berührte und im Osten die March! Der Oberhofprediger riet jetzt abermals zur Mäßigung, das Kriegsende sei noch nicht da – warum also sich so festlegen? Und Johann Georgs Truppen kletterten nur mit großer Schonung über das Erzgebirge nach Böhmen hinein. – Wie recht doch der Priester gehabt hatte! Auf der Höhe seines Ruhms und seiner Siege fiel Gustav Adolf bei Lützen unter einer feindlichen Kugel. Des Kaisers Gegner hatten ihren Kopf verloren. Johann hielt Kabinettsrat, von Hoenegg kam zur Privataudienz – das Kurfürstentum Sachsen fiel von seinen bisherigen Bundesgenossen ab, zog seine Söldlinge aus Böhmen zurück und erklärte sich neutral. Immerhin aber ließ Johann beim Kaiser keinen Zweifel aufkommen, daß es ihm gar nicht viel ausmache, die Neutralität wiederum aufzugeben und Böhmen tatsächlich einzuheimsen. Da galoppierten Sonderkuriere von Wien nach Dresden und von Dresden nach Wien, die Diplomatie spielte, und plötzlich gab es einen zereemoniellen Sonderfrieden zwischen Sachsen und dem Kaiser. Der dicke Johann Georg erhielt zwar außer dem Fürstentum Querfurt keinen von den Landstrichen, auf die er versessen gewesen, jedoch überließ ihm der Kaiser die beiden Lausitzen (mit Ausnahme des in brandenburgischem Besitz befindlichen Cottbuser Kreises), dieselben Markgrafschaften also, die er selbst nur der tätigen Mithilfe des Sachsen zu verdanken gehabt hatte. Im übrigen legte der Friedensvertrag fest, daß Herzog August zu Sachsen auf Lebenszeit anerkannter magdeburgischer Administrator sein dürfe. Johann ging auf Jagd,

prügelte seine Gemahlin und seine Mätressen, soff, hielt Kabinettsrat, empfing, während er im Bett lag, den Oberhofprediger – und erklärte Schweden und Frankreich den Krieg. Anderntags waren die Söldner schon unterwegs, das magdeburgische Erzstift zu besetzen, damit der prachtliebende und dabei verschuldete junge August endlich wirklich in den Genuß seines Herzogtums komme . . .

General Banér in Magdeburg fluchte und tobte. Soviel er vorher geschlemmt und genossen – jetzt gönnte er sich kaum die Zeit zu einem kleinen Imbiß. Tag und Nacht war er bei den Befestigungen zu sehen. Oft hatte er den Baumeister Gericke bei sich. Die Sachsen indes unternahmen keinen Angriff. Sie begnügten sich damit, um die Stadt herum zu lagern und alle Verbindungswege abzuschneiden. Eine Stadt auszuhungern kostete am wenigsten. Gericke fragte den General nach den Chancen. Der spuckte. »Halten können wir uns nicht«, schimpfte er, »aber sauer soll's dem verdammten versoffnen Schwein werden.«

Immerhin ritt bald ein Parlamentär ins Zelt des sächsischen Obersten von Trandorff, der die Belagerer befehligte. Banér bot die Übergabe der Festung an, sofern der Oberst den Schweden freien Abzug garantiere.

Der Oberst war nicht beauftragt, die Schweden zu fangen, sondern Magdeburg zu besetzen.

*

Otto Gericke saß über seinem Plan vom Wiederaufbau der Stadt. Seine Frau und der vierzehnjährige Sohn Otto plauderten am Fenster. Es herbstete draußen. Heute vor zehn Jahren war der kleine Jacob gestorben, das Sorgenkind. Er hatte die Blessur, die ihm der kaiserliche Soldat zugefügt, doch nicht überstanden. Mutter und Sohn sprachen von dem Kinde. Der Vater brütete über Magdeburgs Zukunft.

Die wirtschaftliche Lage der Familie hatte sich in den letzten Jahren durchaus gebessert. Die Landwirtschaft, wiewohl

mit viel weniger Menschen als vor 1631 betrieben, warf erklecklichen Gewinn ab; mehr noch aber die Bierbrauerei. Die Zeiten, da Bier und Branntwein die wichtigsten Handels- und Ausfuhrprodukte dargestellt und also Reichtum in die Stadt und in die Taschen der Braugerechteste-Inhaber gebracht, waren zwar vorbei, aber immer noch (oder besser: schon wieder) spielte der Bierexport eine große Rolle, und die alten Geschäftsverbindungen des Hauses Gericke bewahrten den derzeitigen Chef vor der für Jahrzehnte befürchteten Absatzkrise. Zu Einnahmen dieser Art aber kamen noch die keineswegs geringen Bezüge, die er durch seine Tätigkeit als Ingenieur in kursächsischen Diensten hatte. Alles zusammengerechnet jedoch ergab eine Summe, die klein war im Vergleich zu Beträgen, die er hätte gewinnen können, wenn er seine privaten Geschäfte vor den Dienst für die Stadt gestellt hätte.

Es kam Geld ein. Aber was hatte allein die provisorische Instandsetzung des Hauses verschlungen! Und wieviel war noch nötig, um es ganz in den alten Zustand zu bringen!

Zuweilen blickte Margarethe vom Fenster zu ihm hinüber. Da saß er nun wieder über seinem Plan – zehn Jahre hatten ihn nicht klug gemacht. Immer noch hoffte er. Ach, Mann! Es gab auch unter den Sachsen kein Geld, seine Ideen zu verwirklichen, erst recht nicht; mochte er nun an den Plänen bessern und feilen, soviel er wollte. – Und wenn es nur das gewesen wäre! Zu allem Überfluß hatte er auch noch das Amt des städtischen Kämmerers auf sich genommen – des Kämmerers einer ausgepowerten, verheerten Stadt! Wieder neue Mühen, neuen Verdruß, schlimmeren gar. Das fraß seine Zeit und seine Kraft. Und er wurde und wurde dieser Lasten nicht müde, er lernte nicht an sich denken.

Frau Margarethe hieß ihren Sohn in den Hof spielen gehen. Sie trat zu ihrem Mann und legte ihre Wange auf seinen Kopf. »Weißt du, daß heute der 7. Oktober ist?«

Abwesend streichelte er ihre Hand.

»Jacobchens Todestag.«

Jetzt blickte der Mann auf. »Verzeih«, bat er, »daß ich das vergessen konnte . . .«

»Du vergißt in letzter Zeit sehr viel, Otto«, sagte Frau Margarethe mit einem etwas matten Lächeln, »mich auch.«

Sie war noch immer schön, vielleicht durch ihre Reife schöner noch als früher. Das offen bis auf den Rücken niederfallende gewellte Blondhaar kleidete sie wunderbar; und die Zartheit des feingeschnittenen Gesichts ward noch unterstrichen durch das Hausgewand in lichtblauem Ton, das übrigens durchaus geeignet war, ihre körperlichen Vorzüge voll zur Geltung zu bringen. Den Oberkörper bis zur geschnürten Taille eng umschließend, besaß es einen sehr weiten Rockteil, der ein wenig auf dem Boden nachschleppte und sich so an ihre Beine schmiegte.

Gericke betrachtete sie lange. Und er küßte sie, schuld- bewusst. »Ich bin ein so nüchterner Mensch geworden, Liebes.«

Eine halbe Stunde später gingen sie zum Friedhof, auf dem sie damals den kleinen Jacob beigesetzt. Unterwegs nahm Margarethe tapfer das Gespräch wieder auf, das ihr Gatte gar nicht liebte. »Du solltest mehr an dich denken, an uns – wie oft haben wir darüber schon gesprochen. Du ruinierst deine Gesundheit – und hast doch nichts davon. Kein Mensch zahlt dir für deine Mühlen. Und deinen Bauplan wirst du niemals mehr durchsetzen, da es nur Not gibt. Du bist nicht nüchtern, wie du sagst – du bist nur idealisch.« Und mit rührenden Worten beschwor sie ihren Mann, zu sein wie die meisten der Stadtväter, die, wie er gelegentlich erzählt, noch immer Kniffe wußten, aus dem dünnen Ratssäckel Zuwendungen für sich zu schlagen, und dies, obwohl sie lange nicht so für das Wohl der Stadt beschäftigt waren wie ihr Otto und seine Freunde. »Soll der Knabe, ein Patriziernachfahr, ein Gericke, einst sagen, sein Vater habe an alles andre mehr gedacht als an sein Geschlecht? Ich ertrag' es nicht mehr, Otto, wie alles ist: wie du den Knaben abweist, wenn er zu dir kommt; wie du *mich* nicht hörst und nicht siehst, vernarrt in deine Ideen – für nichts und wieder nichts . . .«

Vor Jacobs kleinem Grab sprach Margarethe geneigten Hauptes ein Gebet. Dann gingen sie beide nebeneinander wieder nach Hause. Otto, der Sohn, stand erwartungsvoll vor dem Tor. Er faßte nach des Vaters Hand, führte ihn auf den Hof. Dort hatte er aus Holz und Steinen eine Brücke gebaut, eine Miniaturbrücke, aber genau nach dem Aussehen der Zollbrücke, die der Vater erdacht und ausgeführt.

»Gefällt sie Euch, Vater?« forschte der Sohn mit gewichtiger und zugleich besorgter Miene.

Der Vater mußte lachen. »Sie gefällt mir, mi fili.« Und er schenkte ihm zwei Groschen, die er grade bei sich hatte.

Die Mutter war den beiden gefolgt. Gespannt wandte sie sich jetzt an den kleinen Otto, dessen Verständigkeit sie gern gegen jedermann im Munde führte: »Sag, Bursch, wenn du ein Amt hättest – so wie der Vater eins oder der Bürgermeister Kühlewein . . .«

»Hör auf«, unterbrach sie lachend der Gatte, »hör auf. Das wird ja der reinste Familienrat.«

Und auf dem Weg ins Haus nahm er seine Frau beim Ohrläppchen und flüsterte ihr zu: »Also ich werde mich bessern, versprech' ich dir. Einem Hochwohlloblichen Rat werde ich heute abend noch eine Kostenrechnung schreiben und . . .« Er unterbrach sich und meinte dann: »Oder besser vielleicht morgen früh – oder im Laufe des Tages, ja?«

KURFÜRSTLICHE DURCHLAUCHT

Vom hohen Berge blickten weit ins Land hinein, in die Elbniederung, die Domtürme und die Albrechtsburg von Meißen. Ein hochrädiger Kutschwagen näherte sich, auf der alten Landstraße von Nordwesten her kommend, dem Bergfuß. Die Pferde nahmen die kleine Steigung mit Leichtigkeit. Doch die Rast, die sich die beiden Reisenden und der Kutscher in Meißen gönnen wollten, ehe sie sich auf die letzte Strecke ihres Weges machten, sollte ihnen versagt bleiben: Die Tore der Stadt waren verschlossen. Es schien keinerlei Grund am helllichten Tage für diese Maßnahme zu geben; nirgends auf dem Wege waren die Ankömmlinge einem Söldnertrupp von der Größe begegnet, der einer befestigten Stadt wie Meißen hätte gefährlich werden können. Und nirgends war von einer Truppenansammlung in nächster Nähe die Rede gewesen. Gewiß – Marodeure, Wegelagerer des Krieges, verkommene Kumpane, Diebe und Mörder aus Not oder Lust hatten mehr als einmal ihren Weg gekreuzt, und nur durch Zufall oder dank der Schnelligkeit ihrer Pferde waren die Reisenden ihnen entkommen. Von solchem Raubgesindel aber hatte eine feste Stadt nichts zu fürchten. Die Besatzung eines einzigen Tores hätte hingereicht, sie unschädlich zu machen. Warum also verriegelten die Meißner ihre Pforten?

Christoph Winkelberg, den ein Getreidehandel nach Torgau geführt hatte und der dort nach dem Abschluß eines vorteilhaften Geschäfts in den Wagen zugestiegen war, damit er seinen Freund Otto Gericke auf der wichtigen diplomatischen Reise begleite, ließ sich den Schlag öffnen und versuchte, einen der vorderhand noch unsichtbaren Torhüter zu einem

Schwätzchen zu verlocken, um einige Auskünfte zu erhalten. Es kostete ihn große Beredsamkeit und obendrein das Versprechen eines beträchtlichen Geldgeschenks, ehe sich ein wildbärtiges Gesicht in einem der Gucklöcher zeigte. Gericke blieb im Wagen, und nach einiger Zeit kehrte auch der Freund zurück, verfolgt von den Fluchsalven des Wachmannes, der das versprochne Geschenk natürlich nicht erhalten hatte; denn Welch eine Summe sollte wohl verschleudert werden, wollte man für jede Auskunft, die man auf der Reise von Magdeburg nach Dresden nötig hatte, fünfzehn Dukaten zahlen! Winkelberg gab, um zunächst ein Stück von der Stadt fortzukommen, dem Kutscher das Zeichen zu unverzüglicher Weiterfahrt.

Was Gericke nun von seinem Freund erfuhr, war dieses: Vor einer guten Woche war der Feldmarschall Leonhard Torstenson, derzeitig schwedischer Oberkommandierender in Deutschland, mit einer starken Truppenmacht an Meißen vorbeigezogen und hatte drei Meilen stromaufwärts ein Feldlager aufgeschlagen. Von dort aus hatte er die städtische Besatzung wissen lassen, daß er Meißen zu schonen gedanke, sofern es sich jeglicher Feindseligkeit enthalte. Die Besatzung, fast sämtlich Meißner Bürger oder doch aus der nähern Umgebung stammend und nicht eben sehr erpicht auf einen Kampf mit dem vielfach überlegnen und in den letzten Jahren zu Recht als maßlos grausam verschrienen Feind, hatte sich ruhig verhalten. Und bis jetzt gab es keinen Grund, etwas andres zu tun. Torstensons Soldaten aber lagen noch immer vor der Stadt, das Gesicht gen Dresden, in gelegentlichen kleinen Scharmützeln mit einem kursächsischen Heer, das sich, um die Hauptstadt und den Monarchen zu verteidigen, den ehemaligen Bundesgenossen und jetzigen Feinden entgegengestellt hatte.

Es sei nichts davon bekannt – das sagte Christoph Winkelberg mit Betonung –, daß innerhalb besagter Zeit ein Reisegefährt, gleich welcher Art und welcher Herkunft, durch die feindlichen Linien gelangt sei. Noch jedes, das den törichten

Versuch unternommen habe, sei aufgebracht und als Beute betrachtet worden. Sein, Christoph Winkelbergs, Rat könne unter diesen Umständen kein anderer sein als der, eine Strecke zurückzukutschieren und zu versuchen, etwa über Rochlitz und Freiberg das Aufmarschgebiet zu umgehen, um eventuell Dresden von einer ungefährlichen Seite her zu erreichen.

Indes rollten sie mit gutem Tempo weiter.

Gericke drückte sich in die Wagenpolster hinein und meinte: »Wieviel Verzögerung würde das bedeuten? Einen Tag mit Sicherheit. Vielleicht ein Vielfaches davon. Und bedenke, Christoph – so sicher, wie es ist, daß wir Verzögerung erleiden, so unsicher ist es dessenungeachtet, ob es uns gelingen wird, den widerstreitenden Parteien auszuweichen. Wie leicht kann es sein, daß Torstenson den Ring um Dresden schon geschlossen hat – daß also ein Zugang selbst von Pirna her unmöglich wäre. Wir kutschten also Tag um Tag im Kreise herum und hätten nichts gewonnen. Dein Rat ist gut gemeint; doch das ist alles, was ich an ihm finden kann.«

»Aber willst du vielleicht hier auf die schwedischen Linien stoßen, uns einsperren und berauben lassen? Vom Füsiliere nicht zu reden...?«

Gericke schmunzelte. »Ebendas will ich. Wenigstens den ersten Teil.«

»Entschuldige, aber...«

»Du läßt außer acht, daß Torstenson und ich einander kennen.«

In diesem Augenblick hielt der Wagen mit einem Ruck stille. Der Kutscher kletterte umständlich-eilig vom Bock herunter, riß den Schlag auf und meldete ängstlich: »Gleich da vorn – Soldaten, ganz nah, Euer Wohlgeboren. Wenn es Euer Wohlgeboren beliebt, umzukehren...«

»Nichts da, zugefahren! Es sind Schweden. Nette Leute.«

Der Kutscher zeterte: »Jesus Christus! Wenn Euer Gnaden doch bedenken wollten: Euer Leben – mein Wagen, meine Rösser als Beute...« Bei diesem Gedanken waren ihm die

Tränen nahe. Er hielt seine große schwielige Hand im Schmerz vor die Augen.

»Fahr Er zu«, rief Gericke, sogar ein wenig unwillig. »Ich stehe Ihm dafür, daß nichts geschieht.«

Langsam ruckelte das Gefährt auf seinen hohen Rädern weiter. Die Pferde liefen im Schritt. Für eine kurze Strecke. Dann wurde aufs neue stillgehalten. Und während noch Christoph Winkelberg auf das draußen einsetzende laute Gespräch zu lauschen begann, flog auch schon die Tür auf, und zwei kriegerische Gesichter glotzten ins Wageninnere.

»Gaussteigt, feine Herren«, radebrechte einer, wobei er verschmitzt grinste.

Johann Georg I., Kurfürst des Heiligen Römischen Reiches, Herzog zu Sachsen, Landgraf in Thüringen, Markgraf von Meißen und der Lausitzen, Administrator von Meißen, Naumburg, Merseburg, Burggraf von Zörbig, Leisnig, Döbeln, Colditz, Dohna, Fürst von Querfurt, Graf von Wettin, Barby, Henneberg, Brehna, Eilenburg etc. etc., war zur Jagd gewesen, hatte sich einiges Rotwild vor die Flinte treiben lassen, darunter einen prächtigen Sechzehnder, hatte leidlich gut getroffen und war zufrieden mit seinem bunten Gefolge ins Dresdner Schloß zurückgekehrt, zu einem handfesten Gelage, hatte dann mit einer hübschen Zofe das Lager bestiegen und des Nachts wohl auch ein paar Stunden wirklich geschlafen. In bester Laune, mit einem prächtigen Morgenkleid angetan, spazierte er durch die Flure seines Schlosses, ein frivoles Liedchen summend, das er seinen Stallburschen abgelauscht hatte – ein immerhin sechzigjähriger Herr von erträglicher, wenn auch untersetzter Figur, ebenso vollem Gesicht mit großem krausem Kinnbart und schräg nach oben gewirbelten Augenbrauen. Im Arbeitszimmer erwartete ihn seit zwei Stunden der Sekretär von Schirnau. Er hatte Mappen auf dem aus fremdländischen Hölzern gefertigten und reichverzierten Schreibtisch ausgebreitet, auch eine große Landkarte der Umgebung von Dresden, hatte einige Federn zu-

rechtgeschnitten, die Blumen, die der Kurfürst in seinem Kabinett liebte, gießen lassen und harrte mit wachsender Ungeduld seines Souveräns.

Johann Georg kam allein; Hoe von Hoeneß, der Oberhofprediger, war ausnahmsweise nicht an seiner Seite. Der Sekretär eilte dem Fürsten entgegen, um die Tür hinter ihm zu schließen, doch Johann Georg zog sie selbst ins Schloß. Der Sekretär verneigte sich tief. Der Kurfürst winkte leutselig mit der Hand.

»Etwas Neues, lieber Schirnau?«

»Einiges, Euer Kurfürstliche Durchlaucht.«

»Laß Er hören.«

Johann Georg betrachtete die Blätter einiger tropischer Pflanzen, die in der Mitte des Raumes zu einer prächtigen grünen Insel drapiert waren. Er befühlte ihr fleischiges Laub, was er der ihm daraus entstehenden erotischen Assoziationen wegen gern tat, und war offenbar ganz bei seiner botanischen Liebhaberei. Doch bald trat er an seinen Tisch, ergriff mit der kostbar beringten Hand den Becher aus edlem Kristall und trank von dem schweren dunklen Wein, den der Sekretär ihm eingeschickt hatte; er leckte sich die Lippen, strich sich den geschwungnen Schnurrbart und nahm Platz. Von Schirnau hub an zum täglichen Bericht. Er sprach von allerlei Ereignissen, die sich im weiten sächsischen Lande zugetragen hatten und eines Spruchs des Fürsten bedurften. Johann Georg spielte mit dem edelsteinbesetzten Miniaturdegen, der sein Schreibzeug zierte und mit dem er Briefsiegel aufzubrechen pflegte. Die Lippen etwas vorgeschoben, die dicken Augäpfel ruhig in dem fleischigen Gesicht, hörte er dem Vortrag seines Sekretärs zu. Nicht lange. Solcherlei Geschäfte konnten ihn schnell langweilen.

»Nicht das, Schirnau«, rief er. »Verschieben wir das auf morgen oder einen andern Tag. Sprech Er von angenehmen Dingen. Was machen meine Bauten? Hat sich einer der Architekten sehen lassen? Wie ist die Lage zwischen Schweden und mir?«

Der Sekretär verneigte sich, raffte einige Mappen zusammen und wies mit den Fingern einer Hand auf das ausgebreitete Kartenblatt: »Wenn Euer Kurfürstliche Durchlaucht dieses hier betrachten wollen?« Mit gewählten Worten schilderte er ziemlich ausführlich den Hergang einiger belangloser Kampfhandlungen, die sich in den letzten Tagen zwischen Dresden und Meißen abgespielt hatten.

Der Kurfürst nickte zufrieden. »Das ist brav, das ist sehr schön. Wir werden bei Gelegenheit auf einen vorteilhaften Stillstand der Waffen denken. Und meine Bauten? Gibt's was Neues?«

»Nichts.«

»Nichts? Bequeme Kerle, diese Architekten. Man sollte sie zum Teufel jagen.« Er goß sich vom Wein zu und trank. »Noch etwas, Schirnauf?«

»Ein Herr aus Magdeburg bittet untertänigst, von Euer Kurfürstlichen Durchlaucht vorgelassen zu werden . . .«

»Aus Magdeburg? Wer ist das?«

»Herr Otto Gericke, Ratsherr und Kämmerer. Derselbe, wenn Euer Kurfürstliche Durchlaucht sich gnädigst erinnern wollen, der schon zweimal hier gewesen. Gestern vor dem Dunkelwerden ist er, mit dem Wagen aus Meißen kommend, eingetroffen.«

»Gericke . . .? Ah, ich erinnere mich sehr gut. Und aus Meißen, sagt Er? Mitten durch die feindlichen Heere? Beherzt, beherzt. Wo ist der Mann?«

»Er wartet im Garten, Euer Kur . . .«

»Herein mit ihm. Und laß Er Wein, Früchte, Konfekt bringen.«

Während der Sekretär einen Augenblick in tiefer Verbeugung verharrte, erhob sich Johann Georg mit Schwung und schritt, den brokatnen Morgenmantel etwas nachschleppend, zu einer der bis zum Fußboden herabreichenden Fenstertüren, die offen stand und einen Blick über den weiten Park gestattete. Er atmete tief und schloß die Augen. Es roch nach frischem herbstlichem Wald. –

Als der Magdeburger Ratsherr ins Kabinett trat, hatte der Kurfürst soeben seine Karaffe leergetrunken. Gericke machte eine devote Reverenz. Der Fürst im Morgenmantel trat auf ihn zu, führte ihn zu einem der Sessel, die mit dem Schreibtisch das einzige Meublement des Zimmers darstellten. Als bald traten Pagen ein und brachten die befohlenen Erfrischungen.

»Es wurde mir gesagt«, begann Johann Georg, nachdem sie den ersten Zug getan, »Er habe Seinen Weg über mein Meißen genommen?«

Gericke, blaß und ein wenig aufgereggt, verneigte sich im Sitzen und berichtete von dem unerwarteten versperrten Zustand der Stadt Meißen, von seinem Entschluß, die Reise ohne Zögern und Umwege fortzusetzen, von der erheiternden Gefangennahme durch schwedische Soldaten, von seinem nachdrücklichen Ersuchen, dem Feldmarschall Torstenson vorgeführt zu werden, von dem schließlichen Erfolg seines Begehrens, von der freundlichen Art des Marschalls, den er damals beim Erfurter Besuch König Gustav Adolfs kennengelernt hatte, von Torstensons selbstverständlicher Hilfe, von einigen belustigenden Episoden, die es gegeben, ehe das ihm inzwischen gestohlene Eigentum wieder aufgefunden und ihm zurückerstattet worden, vom Geleit der Schweden bis dicht an die sächsischen Linien heran, von dem anfänglich ungeschönen, ja groben Verhalten eines kurfürstlichen Offiziers und dem schließlich doch erlangten Paß zur Stadt, dem Eintreffen hier, der guten Nachtruhe . . . »Und also bin ich hochbeglückt, schon so bald vor Euer Kurfürstlichen Durchlaucht Angesicht erscheinen zu dürfen.«

Johann Georg nötigte ein ums andre Mal zum Trinken, zum Zugreifen. Er selbst trank schnell und viel. Der Page hatte zu tun, stets im rechten Augenblick bei der Hand zu sein.

Gericke ward zusehens ruhiger und sichrer. Man hatte ihm bald nach seiner Ankunft vom Waidmannsglück des Fürsten erzählt und von der daraufhin sich stets einstellenden guten

Laune. Zu seiner großen Freude fand er nun dieses Gerücht bestätigt, und er wollte kaum zweifeln, daß ihm auch diesmal die Gesandtschaft ganz und gar glücken werde, obwohl er gekommen war, viel, sehr viel zu fordern und nicht nur Beschwerde zu führen über das blutsaugerische Verhalten der kursächsischen Besatzung in Magdeburg, wie er es bei seinen Missionen 1642 und 1643 getan. Für die erste Reise hatte ihn der Rat auserkoren gehabt des glücklichen Umstandes halber, daß er als einziges Mitglied des Rats zugleich in sächsischen Diensten stand – die beiden darauffolgenden Male aber, da man ein ganz neues Talent bei ihm entdeckt: das des Diplomaten von hohen Graden; und ohne Frage hatte man die Absicht, ihm mehr und mehr die ganze Außenpolitik der Vaterstadt zu übertragen . . .

»Sprech Er mir von Magdeburg«, verlangte der Fürst.

Gericke vermied geschickt, die geringe Ergebnislichkeit zu erwähnen, die die Magdeburger für den Administrator August hegten. Desto ausführlicher stellte er die immer schwerer werdenden Bedrängungen durch den sächsischen Stadtkommandanten Oberst Trandorff dar. Daß der Kurfürst schon zweimal gnädigst zu Magdeburgs Gunsten interveniert, habe stets im Augenblick geholfen und das Auspressen jeglichen Vermögens auf kurze Zeit behoben; aber um so brutaler hatten sich hernach Offizier und Soldat gebärdet, aus Rache für die Klageführung. Die Stadt sei in einen Zustand gänzlicher Apathie verfallen, wie sie ihn seit Hunderten von Jahren nicht gekannt. Die Bürger seien ihres Lebens und schon gar nicht ihres geringen Eigentums mehr sicher. Man könnte glauben, es werde fortlaufend Krieg geführt. Der Stadtsäckel sei ein schlaffer, hohler Beutel – und kämen dann geringe Summen herein, schon greife der unersättliche Oberst zu. Als die Schweden Magdeburg besetzt gehalten, habe schon kaum jemand zu atmen gewagt und die Not sei unendlich groß gewesen; aber man habe sich darein schicken müssen und hätte auch nichts ausrichten können, weil es doch Ausländer gewesen seien, denen der Wohlstand deutscher Lande gleich

nichts bedeutet – nun aber deutsche Soldaten von noch schlimmerem Betragen zur Last zu haben, übersteige die Kraft eines jeden Ortes, besonders aber und in gradezu irrsinigem Ausmaße die Magdeburgs als der vom ganzen Krieg am verheerendsten heimgesuchten Stadt. Es sei schon vor vielen Monaten als nötig befunden worden, eine erneute und grundsätzliche Petition an Seine Kurfürstliche Durchlaucht zu richten, aber die Boten, die solche zu überbringen beauftragt gewesen, habe der Oberst abfangen und in Eisen schließen lassen, und daraufhin seien die Lasten abermals vermehrt worden. Seitdem habe niemand mehr gewagt, vom Rat den ehrenden Auftrag anzunehmen, sich dem geneigten Ohr Seiner Kurfürstlichen Durchlaucht zu nähern. Er selbst, Otto Gericke, sei zu verschiedenen Malen angegangen worden; jedoch der beängstigende Gesundheitszustand seiner Gemahlin habe ihn entschieden gehindert, dem Rat zu willfahren. Und er gestehe es frei, daß er auch jetzt nichts weniger als gern aufgebrochen, da noch immer sein Weib nicht vom Krankenbett aufgestanden; ja, die Ärzte seien in den letzten Wochen sogar um ihr Leben besorgt. Mit allen Fasern habe es ihn daheim festgehalten. Der Zustand der Stadt indes habe nun keine weitre Verzögerung der Gesandtschaft gestattet, weder im Interesse des Kurfürsten und des Administrators als Eigner des Erzstifts noch gar im Interesse der Bürger. Und so habe er sich denn nach umständlichen Bitten des Rates und persönlicher Gewissenspein von seiner geliebten Frau losgerissen und auf die Reise begeben, die heute noch für jeden Menschen ein Zug am Abgrund des Todes entlang sei. Er versichre nunmehr Seine Kurfürstliche Durchlaucht seiner größten Dienstbarkeit und Untertänigkeit und bitte submiss, sich den Zustand Magdeburgs zu vergegenwärtigen und Mitleiden und Klugheit, was in diesem Fall auf dasselbe hinauslaufe, walten zu lassen.

Es war zu früh noch, mit dem ganzen Verlangen der Bürgerschaft ans Licht zu treten – das mochte in den nächsten Tagen geschehen. Der Ratsherr ließ es dabei bewenden, den

Boden gut geackert zu haben, ehe er daranging, ihn zu bestellen.

Der dicke Johann Georg verharrete eine Zeitlang mit vorgewölbten Augen in düstrier Schweigsamkeit. Dann fuhr er sich mit der beringten Rechten mehrmals über sein kurzgeschnittnes sprödes Grauhaar, dem er gemeinhin, wenn er Audienzen gewährte oder sich bei anderer Gelegenheit der Öffentlichkeit zeigte, eine Perücke überstülpte. Er trank den Rest aus der fünften Karaffe.

Am übernächsten Tage befahl der Kurfürst den Magdeburger Gesandten am späten Nachmittag wieder zu sich. Der Monarch war in großer Robe mit frischer gesteifter Halskrause. Er war in strahlender Verfassung. Man hatte ihm gemeldet, daß die Gräfin Guteburg, eine stattliche Landadlige, der er einige Monate den Vorzug gegeben, mit einem Knaben, der bezüglicherweise Johann getauft werden sollte, niedergekommen war. Er hatte prächtige Patengeschenke auswählen lassen und eine große Abordnung aufs Guteburger Schloß gesandt.

Das heutige Gespräch mit Gericke kreiste um eins der Lieblingsthemen des Kurfürsten und war von dem hohen Herrn keineswegs in Sachen der Stadt Magdeburg gedacht. Ungeachtet seiner ins Riesenhafte gehenden Schulden, die von der pompösen Hofhaltung herrührten, der Mätressenwirtschaft und seinen zahlreichen Lastern, empfand er ein Bedürfnis, die Genüsse noch zu steigern und gleichzeitig seinen Namen auf besondere Weise unsterblich zu machen: durch die Errichtung von Prunkbauten.

Kaum war Gericke bei ihm eingetreten, als Johann Georg auch schon, im Kabinett umherspazierend, auf sein Faible zu sprechen kam. Zum Vergnügen patschte er dabei dem Pagen, der den Früchteteller trug, auf dem Gesäß herum, und seine Rede kannte kaum Komma und Punkt.

»Kurzum«, wandte er sich plötzlich mit Entschiedenheit an Gericke, »ich möchte Ihn für die Dauer in meine Residenz

ziehen. Ich habe Sein Bautalent rühmen hören, Seinen Fleiß und Seinen Gedankenreichtum. Schätzenswerte Eigenschaften. Ich biete Ihm eine Stellung als Architekt bei Hofe. Na? Überrascht, wie?« Er lächelte. »Gute Köpfe will mancher Herrscher um sich versammeln, doch wie wenigen gelingt es!« Und wiederum ganz geschäftlich fügte er hinzu: »Sag Er ja, und über Einzelheiten werden wir uns einigen.«

Er nahm zwei Granatäpfel aus der Schale, die der Page hielt, biß in den einen hinein und warf den andren Otto Gericke zu, der ihn beinahe nicht fing, da ihn einmal das Angebot in der Tat sehr überrascht hatte, er zum andern aber auch von einem regierenden Fürsten solcher Spielereien nicht gewärtig war.

Sie aßen beide. Gericke lobte das edle Obst. Der Kurfürst schmatzte; das Kerngehäuse warf er zum Fenster hinaus, rieb sich die Hände an der Kleidung ab und kam auf den Gegenstand des Gesprächs zurück.

»Nun? Hat Er sich besonnen? Sag Er ja, und wir machen uns an die schriftliche Ausfertigung des Kontrakts.« Er ging schon zum Tisch, dem Sekretär zu läuten.

»Verzeihen Euer Kurfürstliche Durchlaucht – meinen untertänigsten großen Dank für dieses hochgnädige Angebot, das mir ungemein schmeichelt. Allein – ich kann keinen Nutzen daraus ziehn . . . ich kann nicht ja sagen.«

Der Kurfürst ließ die Glocke wieder auf den Tisch sinken. »Wieso? Warum?« Er wandte seinen schweren Kopf herum, wobei der Vollbart über die Halskrause raschelte. »Was hindert Ihn? Er ist so und so in meinen Diensten. Dort plagt Er sich mit dem Elend herum – hier ist der Hof, manche Freude, manche Lustbarkeit, manch zärtliches Vergnügen. Ist das kein Tausch?«

»Euer Kurfürstliche Durchlaucht sind sehr großmütig . . . Und ich muß dennoch ablehnen. In Euer Durchlaucht Residenz halten sich viele Baumeister auf, die sich glücklich schätzen, Euer Durchlaucht dienstgefällig sein zu dürfen. In Magdeburg gibt es nur einen – der bin ich. Euer Kurfürstliche

Residenz hat den Krieg nicht gesehen, ist unversehrt geblieben – es ist nur neue Pracht zur alten hinzuzufügen. Magdeburg aber ist noch heute ein Trümmerfeld und wird es, wie die Sache nun einmal steht, noch auf Jahrzehnte, wenn nicht Jahrhunderte bleiben müssen.«

Mit Leidenschaft fuhr er fort: »Aber ich lebe dafür, Durchlaucht, daß die Trümmer verschwinden, daß neue, schöne Bauten sonder Zahl und jeder Art aufwachsen mögen, nach meinem Plan, den ich vor länger als zehn Jahren angefertigt habe.«

Er schwieg einen Augenblick. Und dann: »Euer Kurfürstliche Durchlaucht werden vielleicht nicht so verstehen können, daß man an seinem Werke hängt, auch wenn es davon nicht viel mehr gibt als den Plan. Aber Euer Durchlaucht werden sehr wohl verstehen, daß man an seiner Heimat hängt, am Wohlergehen seines Landes, seiner Menschen, an ihrem Glück, an ihrer Zukunft; daß man manches dafür läßt. Denkt Ihr *nicht* so? Euer Kurfürstlichen Durchlaucht Heimat und Land heißt Sachsen – meins heißt Magdeburg.«

Johann Georgs Augen schienen sich mehr als gewöhnlich vorzuwölben, und seine Züge strafften sich so, daß die kleinen Ohren ein wenig wackelten. Was hatte sich der Mann erküht zu sagen? Ich werde verstehen, daß man... Impertinente Unterstellung! – Indes... Ah ja. Die Sonne seines Wohlwollens ging ob der plötzlich empfundenen Schmeichelei neu auf.

»Das ist sehr klug«, sprach er, wobei er die beringte Rechte auf den Korb seines Degens legte. »Er hat mich gut durchschaut. ‚Wie sehr ich am Wohlergehen meines Landes hänge und an seiner Zukunft.‘ Vorzüglich. Und vortrefflich ausgedrückt. Fürwahr: sehr weise und sehr klug. Ich werde das gnädigst bei mir vermerken.«

*

Gericke war froh, daß er den Aufenthalt in Dresden nicht allein zu verbringen brauchte. Er hatte Christoph Winkel-

berg, sich mit ihm die Zeit zu verkürzen. Zu zweit spazierten sie oft durch die Stadt, die ganze vierhundert Jahre jünger war als ihre heimatliche, mit Vergnügen die baulichen Schönheiten betrachtend.

Winkelberg hatte, als ihm der Ratmann von der zweiten Audienz bei Johann Georg berichtet, keine Worte der Erwidernung verschwendet – er hatte ihm fest die Hand gedrückt, nichts weiter; und es war seitdem nicht mehr die Rede von dieser Sache gewesen. Immerhin schien ihnen, jedem für sich, der Antrag des Kurfürsten der sicherste Beweis seiner außerordentlichen Geneigtheit für Gericke, und einzig dieser persönlichen Geneigtheit für den Gesandten vertrauten sie, auch grade, was das Ziel der Gesandtschaft anging. Denn andre Gründe als die der individuellen Sympathie hätten ihrer Meinung nach einen Mann wie Johann Georg, den ersten seines Namens, kaum veranlassen können, mit dem Herzen etwas Gutes zu tun – es sei denn, es hätte ihm selbst aus dieser Handlung im Augenblick mit Sicherheit der Bärenanteil des Nutzens zufallen können.

Die dritte Audienz, die Gericke anstrebte, ließ auf sich warten. Wochen gingen dahin, der zweite Monat neigte sich dem Ende zu. Längst war (am 6. September 1645) der Waffenstillstand zwischen Schweden und Sachsen geschlossen. Der Kurfürst, den die Dresdner »Sibyllenreiter« nannten – seine erste Gemahlin hatte Sibylle Elisabeth geheißen, die zweite war Magdalene Sibylle von Preußen, die Gräfin Guteburg hieß Sibylle Agathe –, nutzte die Zeit bis zum Einbruch des Winters für mehrere größere Jagden.

Die beiden Magdeburger indes verbrachten die Tage mit allerlei Gesprächen über Gott und die Welt, über neue wissenschaftliche Erkenntnisse, über die letzten Meldungen von dem schlechten Gesundheitszustand der Frau Margarethe daheim, der Gericke mit ständig wachsender Besorgnis gedachte, mit Briefe- und Berichteschreiben. Und gelegentlich wagten sie eine kleine Kahnpartie auf der Elbe, wozu sie das von Gericke bald nach der Ankunft käuflich erworbne Fahr-

zeug benutzten, mit dem sie die Rückreise anzutreten gedachten. Der Kutscher, der sie hergeführt, war gleich nach ihrem Eintreffen entlassen worden. Sie hatten sich aus verschiedenen Gründen zur Rückfahrt auf dem Wasser entschieden: der schnelleren Beförderung halber, vor allem aber ihrer eignen Sicherheit und der der Dokumente wegen, die sie mitzunehmen hofften; denn auf dem Flusse würden sie natürlich vor Überfällen marodierender Landsknechte gänzlich bewahrt bleiben. Doch immerhin – kam der Winter erst herauf und brachte womöglich früh starke Kälte mit sich, gar Eisgang auf der Elbe, dann war – bei allen andern Vorzügen – nichts ungemütlicher und gesundheitswidriger als eine Wasserfahrt.

Unter den zahlreichen Briefen, die Gericke verfaßte, war auch ein ausführliches Schreiben an den Kaiser in Wien. Zwar hatte ihn zu diesem der Magdeburger Rat weder beauftragt noch ermächtigt, aber dem Gesandten war klargeworden, daß der Abzug der kursächsischen Besatzung, um die er nunmehr nachzusuchen im Begriff war, allein nicht genügte – auch das kleine Kontingent Reichstruppen, im Augenblick den Sachsen beigeordnet, müßte weichen, sollten die Magdeburger endlich wieder Herr in ihrer eignen Stadt werden. Den Abzug der Kaiserlichen aber konnte nur der Habsburger in Wien verfügen. Und da obendrein zu erwarten stand, daß Herzog August, der Administrator, seinerseits in Wien Besatzungsrecht über die Stadt verlangen werde, wenn nur erst der gegenwärtige Status durch Johann Georg aufgehoben war, so hatte es Gericke doppelt nötig und eilig erscheinen wollen, ein förmliches Ersuchen um die Militärsouveränität für Magdeburg an das Reichsoberhaupt zu richten.

Der Kurfürst hielt sich noch immer im Jagdschloß Moritzburg auf, das allerdings durch die Kriegshandlungen einigen Schaden genommen hatte. Das Verhältnis zu seiner Gemahlin war durch eine kleine Prügelei wieder ein wenig getrübt, und der hohe Herr spürte schon deshalb kein besonders heftiges Verlangen, nach Hause zurückzukehren. Dennoch mußte es einmal sein, zumal auch Hoenegg drängte.

Kaum nun war die weiße Kutsche wieder in Dresden gesehen worden, da kam Gericke von sich aus um ein neues Gespräch ein. Wider Erwarten schnell brachte Sekretär von Schirnau den Bescheid: Durchlaucht ließen für den andern Vormittag zur Privataudienz bitten.

Johann Georg legte auch bei diesem Zusammentreffen eine unkomplizierte, formlose Freundlichkeit an den Tag. Ehe er die Unterhaltung mit Plaudereien über die Kunst im allgemeinen und die Architektur im besondern begann, tätschelte er einer niedlichen kleinen Zofe, mit der er sich vergnügt, zum Abschied die Hüften und Wangen; dann gefiel er sich darin, Begriffe und Meinungen zu äußern, die er seinen Hofbaumeistern abgelauscht hatte – wobei er die Blätter der tropischen Pflanzen durch die Finger gleiten ließ. So weit-schweifig er eben noch gewesen, so kurz war er nun mit der Frage, die Gericke selbstverständlich erwartet hatte: »Hat Er sich nun entschlossen, mein Angebot zu akzeptieren – oder beharrt Er bei Seiner Weigerung?«

Gericke hatte sich die Antwort genau zurechtgelegt, das heißt: seine Erwiderung von der vorigen Audienz präzisiert und sie dabei so geformt, daß der Monarch selbst bei bösestem Willen keine Auflehnung gegen sich und kein Herabblicken auf seinen Hof herauslesen konnte. Und der zu Recht als reizbar und launisch verschriene Monarch nahm in der Tat mit sozusagen königlicher Gelassenheit Gerickes »letztes Wort« in dieser Angelegenheit zur Kenntnis: Nein.

Ohne nennenswerte Unterbrechung floß das Gespräch weiter. Der Baumeister lenkte es vom Bauwesen in Dresden und Magdeburg auf die schon zu Anfang seines Aufenthaltes in der Residenz vorgebrachte Beschwerde über die Erpressungen und Auspowerungen durch das sächsische Militär.

Der Kurfürst erinnerte sich gut, fragte, was denn ein so kluger Mann wie Gericke seinem Souverän in dieser Frage vorschlagen würde – was auch dazu angetan sei, Zuwiderhandlungen gegen den kurfürstlichen Spruch von seiten der Soldateska auszuschließen.

Eine so günstige Gesprächssituation hatte Gericke keinesfalls erwartet, aber unverzüglich nahm er sie wahr. »Ich glaube«, sagte er, »es gibt nur eine einzige Möglichkeit.« Er zögerte und legte dann auf den folgenden Satz das ganze Gewicht seiner Rhetorik. »Wenn Euer Kurfürstliche Durchlaucht gnädigst befehlen wollten, die Truppen aus der Feste Magdeburg ohne Zögern abzuziehen, und der Stadt, wie es immer gewesen, ein eignes Verteidigungskorps von zweihundertfünfzig Mann genehmigten.«

Johann Georg war sonder Frage übermäßig verblüfft. Er ließ sich hinter dem Schreibtisch nieder und stand sofort wieder auf. Zunächst wollte er über diese kecke und völlig unzumutbare Forderung herauslachen, dann wollte er toben und der unverschämten Stadt eine heilsame Maßreglung verordnen, zugleich den Gesandten festnehmen und in den Kerker sperren lassen – und dann plötzlich genierte er sich beider Erwägungen, er wußte selbst nicht, warum. Er trank in langem Zuge gleich aus der Karaffe und verspeiste einen Apfel, schüttelte schließlich den Kopf und sagte gemüthlich: »Wird nichts draus.«

Die Furcht, der Fürst könne jetzt die Audienz beenden und sich zu keiner weitre mehr bereitfinden lassen, verließ Gericke Gedanken und seiner Rede Flügel. Jetzt erwähnte er auch das Schreiben an den Kaiser und die Zuversicht, mit der es abgeschickt worden.

Der Kurfürst schüttelte wiederum den Kopf.

Der Abgesandte Magdeburgs versicherte, die Stadt werde, vom eignen Interesse genötigt, in absoluter Neutralität verharren. Überdies sei eine Gesandtschaft an den schwedischen Oberkommandierenden beschlossen, mit dem Ersuchen, auch Schweden und seine Bundesgenossen sollten künftig die Neutralität der Stadt garantieren, ihre Blockadetruppen abziehen und Magdeburg den so heiß ersehnten Frieden schenken. Gericke erging sich in den bildreichsten Schilderungen der Vorzüge für die Stadt, für das Erzstift und seine Freunde (namentlich Kursachsen), die entstünden, würde wenigstens



*Guericke-Büste.
Modelliert 1831 von Chr. Fr. Tieck.*

in einem Fleckchen Deutschlands und grade dort allseitig garantierter Friede sein. Er sprach mit Engelszungen.

Johann Georg überlegte. Zog er die Truppen ab, konnte er sie gut für andre Aufgaben benutzen. Er überlegte und forderte zum Weitersprechen auf.

Und Gericke sprach weiter, mit unendlicher Geduld und stetig wachsender Hoffnung. Er fühlte dünnen Schweiß auf der Stirn; er wagte nicht, ihn abzureiben.

Nach einer geschlagenen Stunde bemerkte der Fürst: »Wird nichts draus. Es gibt hier Rechte Herzog Augusts als des Landesherrn, die zu wahren sind.«

Gericke sprach wieder, brachte eine Ergänzung zu dem ursprünglichen Plan vor, die er sich aufgespart hatte, um nicht eventuell unnütz und vorzeitig mehr Konzessionen zu machen als verlangt. Jetzt mußte er das Äußerste zugestehen: Um die Ansprüche Herzog Augusts zu wahren, könne schließlich die Besatzung zwischen Stadt und Administrator geteilt werden. So geschehe keinem Einbuße, und andreseits könne der Nutzen ganz und gar ausgekostet werden . . .

Es verging noch einmal eine sehr lange Zeit, in der Gericke sein diplomatisches Geschick auf den Höhepunkt führte. Und nach sich anschließendem kurzem Schweigen brummte Johann Georg: »Hm. Und Garantien auch von Schweden, dabei bleibt Er?«

Gericke versicherte es.

»Und brandenburgische Garantien? Hm. – Sein Bürgermeister konnte sich keinen gerißneren und klügeren Deputierten auswählen als ausgerechnet Ihn.« Er lachte, warf Gericke eine Südfrucht zu. »Ich will mir's jedenfalls bedenken. Laß Er sich wieder sehen, wenn's Ihm beliebt.«

Otto Gericke war in der absonderlichen Situation, mit einer angebißnen Apfelsine unter vielen Verneigungen das kurfürstliche Kabinett verlassen zu müssen.

Der Abend dämmerte herauf; ein Abend starr von Schnee und Eis. Weißgraue Blöcke schlingerten im Elbwasser und

schlugen gegen die Pfeiler der Zollbrücke. Dem Brückenwächter froren die Hände fast in den Taschen ab. Sein Bart war vom Eis verkrustet. Wolkenlos dunkelte der Himmel. Die ersten Sterne kamen herauf. Da nahte sich von Süden her etwas Dunkles auf dem Strom, lautlos in dem Krachen und Splittern des Eises. Es ward zusehends größer. Und bald kam eine Stimme herüber: »Hol an! Magdeburg! Hol an!« Das war die Stimme Christoph Winkelbergs. Der Brückenwächter, so lange er auf diesen Moment gewartet hatte, wußte plötzlich nicht, was er zuerst tun sollte. Die Eiseskälte war vergessen. Er hastete zum Fluß hinab, trabte wieder, sich seines Auftrages erinnernd, hinauf, schickte einen Mann ins Rathaus ab, eilte wieder hinunter und half den Männern, da sie sich mit dem Kahn dem Ufer näherten – rechtzeitig, denn eine starke Strömung war zu überwinden –, beim Anlegen.

Noch am selben Abend, kaum daß Gericke für kurze Zeit in die Arme seiner sterbenskranken Frau geeilt war, empfangen der Rat der Stadt und der gesamte Bürgerausschuß den mehr als ein Vierteljahr von Magdeburg entfernt gewesenen Gesandten und nahmen seinen Bericht entgegen, der damit endete, daß dem Regierenden Bürgermeister zwei Dokumente feierlichst übergeben wurden – eins unterfertigt von Johann Georg dem Ersten, Kurfürsten von Sachsen, das andre unterzeichnet und gesiegelt von Ferdinand dem Dritten, Kaiser des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation. Magdeburg solle den Frieden haben, sofern auch die Gegenpartei ihn garantieren werde. Magdeburg solle eine eigne, städtische Besatzung haben, der ein Kontingent des Administrators beizugeben sei. Den Frieden, Ruhe, Sicherheit – neue Hoffnung auf Wohlstand.

Für Magdeburg den Frieden! Der Ratsherr und Gesandte Gericke ward an diesem Abend stürmisch gefeiert. Im Bürgerausschuß wurden Stimmen laut, die darauf anspielten, daß die nach der hanseatischen Verfassung festgelegte Funktion des vierten Bürgermeisters in Magdeburg seit Jahren unbesetzt sei . . .

Die Zeit lief schon in den neuen Tag hinein, als man Herrn Otto Gericke die goldne Kette, das Amtszeichen der Bürgermeister einer Hansestadt, feierlichst umhängte.

Und diese Kette um den Hals, lag der mit Ehren überhäufte Mann den Rest der Nacht auf den Knien neben dem Bette seiner geliebten Frau, das ihr Totenbett werden sollte.

INSTRUMENTUM PACIS

Einst war in zehn schönen Kirchen und Klöstern Gottesdienst abgehalten worden – und heutigentags, im zerstörten Magdeburg, gab es nur noch eine einzige kleine Kirche, von den Ortsfremden spöttisch ein Nähpult genannt, und die faßte an Sonn- und Feiertagen längst nicht die Schar der Gläubigen. Sie stauten sich an den Eingängen, und immer mußten ihrer viele, die nicht früh genug gekommen waren, ohne Gottes Wort gehört zu haben, in ihre Wohnungen zurückkehren.

In diesem Kirchlein war vor vielen Jahren der Tod des kleinen Jacob Gericke von der Kanzel herab verkündet worden. In diesem Kirchlein hatte die Andacht stattgefunden für die an einem quälenden Steinleiden verstorbne Margarethe Gericke, geborne Alemann.

In diesem Kirchlein schloß seit dem 21. Oktober 1646 der Geistliche in die Liturgie eine Fürbitte mit etwas geheimnisvoll anmutendem Text ein, während der die Gläubigen wie im Gebet die Häupter und die Blicke gesenkt hielten.

»Eure christliche Liebe wolle in Dero andächtiges Gebet ihr auch befohlen sein lassen eine vornehme Regimentsperson, welche in hochangelegnen Stadtsachen abgesandt und verschickt ist, daß der Allerhöchste dieselbe in seinen Schutz nehmen, für Unheil bewahren, zu deren Verrichtung gewünschten Sukzeß verleihen und dann vermeldete Person samt deroselben Gefährten in guter Gesundheit hinwieder anheim verhelfen wolle!«

*

In der alten Bischofsstadt Osnabrück herrschte ein Leben und Treiben, ein Kommen und Gehen, wie es die Mauern, so

lange sie standen, noch nicht gesehen – ein so ungewöhnliches Bild überall, daß es die Einwohner und besonders die Kinder an den Straßenecken und an den Einfahrten der großen Herbergen und Gasthäuser und namentlich am Rathaus gaffen machte. Würdige Männer, Edle, Fürsten, Priester aus allen Gegenden des weiten Römischen Reiches, Abgesandte aus Schweden und Frankreich, alle mit einem großen Troß Bediensteter und Soldaten, gingen seit zwei Jahren hier ein und aus, als sei es nie anders gewesen und als könne es nie anders sein, als sei das ruhige, schlichte Osnabrück plötzlich die Hauptstadt Deutschlands, in der Bilder wie diese zu der gewohnten Umgebung des Kaiserhofes gehörten. Und immer noch hielten neue Gesandte mit ihrem Gefolge Einzug, um in Vertretung ihrer Landesherrn an dem Kongreß teilzunehmen, dessen Ergebnis ein »instrumentum pacis« sein sollte und, gebaut auf diesem, der Frieden selbst.

Immerhin war es schon ein paar Wochen her, daß der letzte Gesandte in Osnabrück oder bei den Parallelverhandlungen in Münster eingetroffen war, als – der Monat Oktober stand vor seinem Ende – ein recht wenig herrschaftlicher Wagen, mit vier Pferden bespannt, durch das östliche Tor der Stadt gefahren kam, begleitet von sechs berittenen Soldaten. Durch das Fenster spähte ein Jüngling, dessen weite dunkle Augen den Luxus und die Farbenpracht der Kongreßstadt und den Abglanz neuen Reichtums ihrer Bürger einsogen. Kaum daß die Lippen ein an den Vater gerichtetes Wort formten – so viele neue Eindrücke waren zu verarbeiten. Derweilen rollte der Wagen weiter; ein kleines Wappen zierte seine Tür. Die Schaulustigen, die dem Gefährt mit Blicken folgten, verstanden sich durch lange Übung vorzüglich aufs Wappenlesen; aber eins, wie hier abgebildet, hatten sie noch nicht zu Gesicht bekommen: ein weißer Löwe über einer weißen Rose – unentzäuselbar. Und sechs Bewaffnete nur!

Ein dürrtiger Aufzug, der zum Witzeln reizte und den Kindern so viel Spaß gab, daß sie hinterdreinliefen und dumme Lieder sangen.

Der Wagen rollte an großen Gasthäusern, in denen die Kongreßteilnehmer herbergten, vorbei – unbegreiflich; er rollte durch einige Nebenstraßen und Gäßchen und hielt schließlich vor einem schlichten, beinahe ärmlichen Privathaus an. Ein schlanker schwarzhaariger Mann mit modischem Lippen- und Kinnbart, angetan mit einem Reisemantel wie sein Sohn, der ihn begleitete, entstieg dem Gefährt und ließ sich von dem kutschierenden Bedienten beim Hausherrn melden.

Erst nach Tagen wurde allgemein bekannt, daß es sich bei dem merkwürdigen Neuankömmling um den *Patricius et Reipublicae Magdeburgensis Consul, ejusdem ad Universalis Pacis Tractatus Monasteri et Osnabrugi Legatus* handelte, Herrn Otto Gericke.

Die andern Gesandten verwunderten sich anfangs – was hatte Magdeburg, was hatte eine Stadt, wie es Hunderte in Deutschland gab, auf dem Kongreß zu suchen? Was konnte dieser Herr Gericke, von dem man freilich durch seinen diplomatischen Sieg in Dresden schon gehört hatte, im Schilde führen? Höchst kurios. Man tat gut daran, auf der Hut zu sein, sich auf ein Stückchen des gewitzten Kerls gefaßt zu machen. Aber als man erfuhr, wie es um seine Begleitung und den militärischen Reiseschutz bestellt war und daß ihm nur ein einziges Schlaf- und Wohnzimmer zur Verfügung stand, wo es obendrein durch Fußboden und Decke zog – als man erfuhr, daß der Herr Legatus mit seinem Wirte feilschte, daß er Brennholz und Futter für die Pferde, die noch dazu samt Wagen und Wappen sein persönliches Eigentum waren, dort einkaufen ließ, wo es am billigsten zu sein versprach – als man dies erfuhr, wich die Verwunderung und Bedenklichkeit einem Lächeln, und mit diesem Lächeln ging man zur Tagesordnung über.

*

In Wien residierte seit 1637, seit dem Tode seines Vaters, Ferdinand der Dritte, Kaiser des Heiligen Römischen

Reiches Deutscher Nation. Schon siebzehnjährig zum König von Ungarn und zwei Jahre später zum König von Böhmen gekrönt, war er 1634 nach dem Tode Tillys und der Ermordung Wallensteins zum kaiserlichen Oberfeldherrn ernannt worden, hatte allerdings nennenswerte militärische Erfolge nicht erringen können.

Er hatte ein schwieriges Erbe angetreten: ein aus den Fugen geratnes, vom Kriege zerlöchertes Reich, das einst der bedeutendste Staat Europas gewesen war; und hatte das Vermächtnis der Habsburger vor ihm geerbt: das alte Reich Karls des Fünften wiederherzustellen, ein absolutes Kaisertum aufzurichten, das ein zentralisiertes Deutschland regierte, nach dem Vorbilde der großen westlichen Nachbarn Frankreich und England, und unerbittlich zu sein in Fragen der Religion. Der alte Kaiser war über seinen Plänen und Vorfällen gestorben, noch kein Besiegter eigentlich in dem großen Kriege – der junge Kaiser aber war wirklich der Besiegte, ob es gleich niemand so herausagte und er selbst es sich nicht eingestand. Die Kaiserkrone lag am Boden, ungeschützt und unschützbar, daß jeder sich davon Zacken und Juwelen abbrechen konnte. Der Traum von einem einigen Deutschland war ausgeträumt. Das Band, das die Fürsten des Reiches, die einstigen kaiserlichen Lehnsleute, bisher noch lose zusammengehalten hatte, war an vielen Stellen brüchig geworden und drohte zu reißen.

Und Ferdinand der Dritte, zermürbt von diesem Zustand und entsetzt zugleich, saß in Wien an seinem Cembalo und komponierte ein Largo. Er war entschlossen gewesen, die Friedensverhandlungen selbst zu leiten; aber als sich herausgestellt, daß keiner der Fürsten persönlich erscheinen werde, da hatte er sich geniert, als einziges gekröntes Haupt dem Kongreß beizuwohnen; und er hatte Vertreter geschickt, um Habsburg verdiente Leute: die Grafen Trautmannsdorf und Lamberg.

Der Graf von Trautmannsdorf, ein seriöser, umsichtiger Herr, seinem Kaiser und Österreich treu ergeben und nur in

konfessionellen Dingen toleranter als Ferdinand, auch wenig von persönlichem Ehrgeiz getrieben, klug und soweit als möglich gerecht, war ein Fels, der in dem Trubel und in dem Hin und Her des Kongresses schier unbeweglich stand und die Wellen der fürstlichen Forderungen an sich abrollen ließ und gemäß der Weisung seines Kaisers die Verhandlungen lieber auf zehn Jahre ausdehnte, als daß er vorzeitig zu große Konzessionen machte. Er lebte in Maßen, arbeitete stets, empfing Gesandte und Ratgeber, vermied für seine Person Besuche bei andern und sprach auf den Zusammenkünften des Kongresses nicht mehr als nötig.

Ein Packen Denkschriften verschiedner deutscher Territorialfürsten und des Königs von Frankreich, der unter anderm den habsburgischen Sundgau forderte, lag auf seinem Schreibtisch. Trautmannsdorf studierte sie mit undurchdringlicher Miene, nur hin und wieder kaum entzifferbare Zeichen an den Rand notierend.

Da knarrte leis die Tür hinter der dicken Portiere; das Gesicht eines der Schreiber lugte hervor, und dann schlich der alte, kleine, etwas verkrümmte Mann auf Zehenspitzen durch den Raum in die Nähe des Grafen, abwartend, wann er etwa bemerkt werden würde. Trautmannsdorf lächelte vor sich hin, nun doch. Ein Schreiben der Fugger, die in Süddeutschland ausgedehnte reichsunmittelbare Ländereien besaßen, studierte er – sie meldeten in hochtrabendem Stil neue Gebietsansprüche an. Trautmannsdorf lächelte, spielte mit den Fingern auf der Tischplatte und schrieb dann mit ausnahmsweise zierlichen Buchstaben an den Rand: »Unsinn«. Ohne davon aufzublicken, redete er den Schreiber an: »Ja?«

»Wann Euer Hochgräfliche Gnaden den beim Kongreß weilenden Magdeburger Bürgermeister empfangen würden...?«

Trautmannsdorf las das Fuggersche Schriftstück zu Ende, setzte ein Zeichen darunter, legte es auf einen andern Stoß. »Mag er mit Lamberg sprechen.«

»Seine Gnaden der Graf von Lamberg sind nicht wohl.«

»Nun gut. Morgen in der elften Stunde.«

»Der Herr Consul Gericke fragte, ob nicht Euer Hochgräfliche Gnaden heute . . .«

»Ist er denn selbst da?«

»Wie Euer Hochgräfliche Gnaden befehlen: er ist selbst da.«

Trautmannsdorf atmete tief, entschloß sich. »Mag er gleich kommen. Und – am Nachmittag werden wir Antworten zu verfassen haben.«

Der alte Schreiber zog sich zu einer Verbeugung zusammen und verschwand eilfertig. Es währte kaum zwei Minuten, da erschien er wieder und führte Herrn Gericke herein. Der Graf hatte sich mit dem Sessel umgewandt.

Gericke war auf eine große zeremonielle Begrüßung vorbereitet – stand er doch dem Vertreter des Kaisers gegenüber. Aber Trautmannsdorf schnitt ihm all die üblichen Phrasen vom Munde ab, bat, unverzüglich zur Sache zu kommen, und betonte, es sei ihm angenehm, den Herrn Gericke, der bei Seiner Majestät dem Kaiser durch seine kluge Politik in Fragen der Militärsouveränität Magdeburgs bestes Wohlwollen genieße, von Angesicht kennenzulernen und ihm, so dies möglich sei, behilflich zu sein. Nur müsse er um Verständnis dafür bitten, daß er nicht freier Herr seiner Zeit sei; und dabei wies er lächelnd auf Stöße Akten hin.

Gericke versicherte den mächtigen Mann seiner Ergebenheit, bedankte sich für die ihm gemachten Komplimente und kam sodann zur Sache, zum Zweck seiner Gesandtschaft an den Friedenskongreß. Zunächst erläuterungslos trug er das Ersuchen des Rates der Hansestadt Magdeburg an die Mächtigen des Reiches vor, das in seinen acht Punkten folgendes umfaßte:

1. Erneuerung des von Kaiser Otto dem Großen am 7. Juni 940 der Stadt erteilten Privilegs;

2. Bestätigung der aus letzterem klar hervorgehenden Reichsfreiheit der Stadt und Wiederabschaffung der dem Landesherrn des Erzstifts zu leistenden Huldigung;

3. Erweiterung des städtischen Gebiets um noch eine Viertelmeile rundum mit der vollen Jurisdiktion über dieselbe;

4. Verbot des Wiederaufbaus der demolierten Vorstädte Sudenburg und Neustadt;

5. Überweisung des Besitztums der Klöster Unser Lieben Frauen und Bergen behufs Restauration der Kirchen, Schulen, Hospitäler, des Rat- und Schöppenhauses, der Tore, Brücken, wenn nicht auf ewige Zeiten, so doch auf die Dauer von hundert Jahren;

6. Zollfreiheit durch das ganze deutsche Reich und Befreiung von den Reichs- und Kreisanlagen auf die nächsten dreißig Jahre;

7. Errichtung eines neuen Reichsgerichts in der Stadt neben den beiden in Wetzlar und Wien schon bestehenden, dem Reichskammergericht und dem Reichshofrat;

8. Überlassung auch fürderhin der der Stadt eingeräumten Hoheitsrechte, wie Konfirmation der Innungen, Bestätigung der Schultheißen und der Schöppen, Übung der Matrimonial- und Consistorial-Gerichtsbarkeit, Zahlung der Reichs- und Kreissteuern unmittelbar an die Reichs- und Kreiskasse, Hegung des Frongerichts und Erhebung des Bischofszolls.

»Viel«, urteilte Trautmannsdorf, als der Gesandte geendet, »sehr viel Wünsche.« Und er nahm die Denkschriften, die ihm Gericke überreichte, in Empfang, legte sie zu den übrigen. »Aber gut – sprechen wir darüber. Vor allem dies eine möchte ich erklärt wissen: Was eigentlich sollen alle diese Punkte auf dem Friedenskongreß zu suchen haben? Ist sich der Rat klar darüber, daß die hier vorgebrachten Forderungen in nichts die allgemeinen Dinge des Friedens berühren, sondern in der Hauptsache lediglich auf eine Auseinandersetzung mit dem Erzstift hinauslaufen?«

»Nicht ganz, wenn Euer Gräfliche Gnaden mir den Widerspruch verstatten. Das instrumentum pacis, das anzufertigen man sich anschickt, soll neben der allgemeinen Herstellung des Friedens auf allen Gebieten einen politischen Zustand von Dauer schaffen; und Ein Hochwohlloblicher Rat ver-

meint sich um Ruhe und Sicherheit und um den Bestand des Friedensinstruments durchaus verdient zu machen, wenn er just hier mit seinem Verlangen hervortritt und es nicht für spätre Reichstage aufspart.« Er wollte weitersprechen. Trautmannsdorf winkte ab.

»Ist das in Eurer Schrift vermerkt? Wo nicht, erbitte ich diese Ausführungen zur Ergänzung. Ich muß gestehen: Es ist ein Wahres dran; man muß es nur genau erwägen. – Ein andres, Herr Gericke.« Er zog sich eine Feder heran und spannte sie zwischen beiden Händen. »Ohne mich hier und jetzt auf die erwähnte Ottonische Urkunde einlassen zu wollen – was verspricht sich Magdeburg mit seinem sehr geringen Territorium von der Reichsunmittelbarkeit? Unverhohlen: des Kaisers Stütze sind von alters her die freien Städte, und ohne Seiner Majestät in Wien vorgreifen zu wollen – ich meine, daß die so gearteten Bestrebungen höchstes Wohlwollen haben könnten; aber, noch einmal: Worin soll der Gewinn für das an Einwohnern wie an Gütern schrecklich dezimierte Magdeburg liegen?«

Gericke, etwas vorgebeugt, die Hände auf den Knien, maß den großen Mann, der ihm unverwandt ins Gesicht blickte: »Euer Gräfliche Gnaden«, versetzte er langsam, fast bedächtig, »kennen wie ich die Weise deutscher Fürsten, kennen wie ich das Wesen und die Bedürfnisse auch des Herrn Administrators August. Magdeburg, als dem Erzstift untertan und somit rechtlos, herabgewürdigt von stolzer Höhe, ganz ein Spielball des Fürsten, würde zu nichts nütze sein, als die immer leeren Taschen des Herrn Herzogs mit dem Schweiß und Blut seiner Bürger zu füllen. Magdeburg ist arm wie die Maus in der Kirche, in der es nichts zu nagen gibt; jeder Tribut nimmt ihm vom Leben. Magdeburg hat von allen Übeln des Krieges die meisten und schrecklichsten zu schmecken bekommen, hat gelitten wie kein anderer Ort des Reiches, hat seine Menschen schrecklich sterben sehen, hat alles verloren, Herr Graf, alles . . .! Soll jedes neue Regen in seinen Mauern, jeder hoffnungsvolle Beginn einer Zukunft

einen Tropfen Giftes bergen? Soll jede Mühe, jede Entbeh-
rung, alles nur sein für die Willkür und die Leidenschaften
eines Fürsten?! Soll der von alters her freie Bürger zum
Sklaven werden? Und, Herr Vertreter Seiner Majestät des
Kaisers, soll ein landstädtisches Magdeburg den Admini-
strator stärken gegen seinen kaiserlichen Herrn? Magdeburg
will frei sein, sein uraltes freies Herkommen gewahrt sehen, will
wohl dem Kaiser und dem Niedersächsischen Kreise, dem es
angehört, die gebührenden Steuern leisten nach Recht und
Brauch, will die Befestigungen unterhalten, wie sich's ziemt –
doch mehr Lasten will und kann es nicht auf sich nehmen.
Dem Bürger ist nicht höhere Abgabe aufzubürden – man
würde ihm denn den Tod ins Haus schicken wollen, daß er
fliehen müßte und sein Glück in gerechteren Landen suchen.
Kann Seine Majestät wollen, daß Magdeburg ein leerer, un-
belebter Haufen Gesteins werde? Das will ein Bürger nie
und nimmermehr von seinem kaiserlichen Herrn glauben. –
Gräfliche Gnaden verzeihen gütigst meine aufgebrauchten
Worte – meine Mission liegt eben nicht außerhalb meiner
Person; ich denke und fühle wie die, die mich verschickten an
den Kongreß.»

Der Graf von Trautmannsdorf hatte die Feder wieder
beiseite getan und die schon verstaute Denkschrift Magde-
burgs von neuem in die Hand genommen, hatte drin ge-
blättert, doch dabei keins der Worte seines Besuchers über-
hört. Gericke fand ganz zu recht, wenschon des Grafen
Antlitz nicht die geringste Auskunft gab, daß er nicht einem
tauben Ohr gepredigt hatte. Auch daß die Antwort ausblieb,
irritierte ihn nicht.

Das Schweigen dauerte eine ganze Weile. Der Graf schien
völlig in die Lektüre vertieft. Plötzlich hob er den Kopf.
»Einziehung der Vermögen zweier Klöster – meint Ihr, das
wäre von nur einem außer Euch zu unterstützen?«

»Und warum nicht?« fragte Gericke zurück, sich wieder in
den Sessel lehrend. »Dem einen steht ein Abt, dem andern
steht ein Probst vor. Soll's einen je gegeben haben, der diese

beiden arbeiten geschn? Sollen sie reich sein *dafür*? Vermögen und Einnahmen der Klöster wären, wie Ein Hochwohlwöblicher Rat in seiner Darlegung betont, viel ehrlicher und tugendsamer benutzt, richtete man Schulen, Hospitäler, Kirchen damit auf, als daß ein Abt, ein Probst und einige mönchische Brüder, nur weil sie an Nichtstun und gute Tage gewöhnt, weil sie verstünden, durch Lediggehen sich und die Ihrigen reichlich zu versorgen, in ihrem Genusse verblieben. Gott hat geordnet: Im Schweiß seines Angesichts soll der Mensch sein Brot essen. Jenen da ist Schweiß fremd in ihrem Müßiggang. Und wenn all das Seine Majestät den Kaiser nicht anrührte, so möge doch wohl auch erwogen werden, welch Dienste oder Nutzen jene Tunsfeinde dem Römischen Reiche bringen können und was dagegen unsre Stadt, wenn sie wieder erbaut würde, auszurichten imstande wäre.«

Das Gespräch dauerte noch mehrere Stunden, und Trautmannsdorf, der so beschäftigt, vor der Arbeit schier erdrückte Mann, nötigte eher zum Weitererzählen als zur Beendigung der Audienz...

*

Seit 1640 trug den Kurhut von Brandenburg ein sympathischer, wenn auch starrköpfiger junger Mann, der, worauf sein Land so stolz war wie er selbst, ein regelrechtes Universitätsstudium absolviert hatte. Sich durchzusetzen war ihm bei seinen geistigen Anlagen nicht schwer geworden, und es kümmerte ihn wenig, daß der alteingesessne märkische Landadel sich noch immer nicht mit den gestutzten Flügeln abgefunden hatte und hoffte, grade unter dem »gebildeten Herrn Friedrich Wilhelm« die alten ständischen Vorrechte wiedergewinnen zu können. Friedrich Wilhelm lächelte sogar darüber; er überschaute nur zu gut, wie fest sein Thron stand, und nur zu gut wußte er sein Selbstvertrauen einzuschätzen, das die Rigorosität nicht ausließ. Im übrigen aber war er zufrieden mit der Stimmung im Lande. Man hatte aufgetmet, als sein Vater Georg Wilhelm die Augen geschlossen. Der

Alte war ein schwächlicher und verschwenderischer Herr gewesen, ohne Verständnis und ohne Einsicht in die Erfordernisse der Zeit. Auf der einen Seite beeinflußt durch seinen katholischen Minister Graf von Schwarzenberg, auf der andern durch seine Schwagerschaft zu Gustav Adolf, zudem kein großes geistiges Licht, hatte er eine törichte und wankelmütige Politik betrieben, und es hieß, daß es sein bester Einfall gewesen sei, schon nach zwanzigjähriger Regierungszeit zu sterben.

Dem jungen Herrn Friedrich Wilhelm war schon als Kind eingeschärft worden, er werde einst Regent des größten unter den deutschen Kurfürstentümern sein, und er hatte bald beschlossen, auch der des mächtigsten zu werden. Um aber solche Vorherrschaft im Heiligen Römischen Reiche zu erlangen, mußte nicht nur der landständische Widerstand endgültig gebrochen, das Söldnerheer abgeschafft und durch ein verlässliches stehendes Heer ersetzt werden, sondern es bedurfte auch diplomatischer Klugheit und der Ausnutzung jeder, aber auch jeder sich bietenden Gelegenheit, die Grenzen Brandenburgs auszudehnen und dadurch neuen Vorsprung vor den heranwachsenden Kurfürstentümern Sachsen und Bayern zu gewinnen. Friedrich Wilhelms Räte brauchten nicht erst darauf hinzuweisen, daß der Friedenskongreß in Münster und Osnabrück Möglichkeiten die Fülle bot – und um ein übriges zu tun, hatte der Kurfürst seinen ordentlichen Gesandten, dem Grafen von Wittgenstein und dem Freiherrn von Löben, den Geheimen Rat Dr. Fromhold, einen der bedeutendsten Juristen seiner Zeit, beigegeben. Und die brandenburgischen Kongreßerfolge hatten bisher die aller deutschen Länder übertroffen.

Da war mit den Schweden ausgehandelt worden, das Erbe der alten pommerschen Herzöge unter sich zu teilen. Da war der Kaiser erpreßt worden, gegen Sachsen Stellung zu nehmen und den Brandenburgern das Magdeburger Erzstift zuzusichern; und nur Bestechungen größten Ausmaßes hatten es die Sachsen zu danken gehabt, daß ihnen wenigstens bis zum

Ableben des gegenwärtigen Administrators August das Stift erhalten blieb. Und daß Friedrich Wilhelm daneben noch die Bistümer Halberstadt und Minden und die Grafschaft Hohnstein einheimsen konnte, nicht zuletzt durch die Duldung des Kaisers, ließ ihn das von seinem Vater an den alten Kaiser abgetretne Fürstentum Jägerndorf in Schlesien und die schlesischen Herrschaften Beuthen und Oderberg verschmerzen (wenn er auch nicht müde wurde, gegen die Einziehung zu protestieren).

Wollte der Magdeburger Gesandte auf dem Kongreß, Herr Otto Gericke, die erstrebten Privilegien seiner Vaterstadt auch für die weitre Zukunft gesichert wissen, so reichte es nicht aus, den Kaiser für seine Sache gewonnen zu haben – er mußte sich auch vor allem von Brandenburg, dem künftigen Besitzer des Erzstifts, hinreichende Garantien holen.

Seit Wochen schon suchte er deshalb bei Wittgenstein und Löben um Konferenzen nach, aber die Herren ließen sich entweder verleugnen oder schützten unaufschiebliche Geschäfte vor. Der so dürftig und so belächelt in Osnabrück eingetroffene Gericke war zum Schrecken des Kongresses geworden. Keine Delegation, die er nicht aufgesucht und mit dem »uralte frei Herkommen der Stadt Magdeburg« bestürmt hätte, keine, die er nicht mit allen damals gebräuchlichen Mitteln der Diplomatie für seine Sache zu beeinflussen gesucht hätte, und kaum eine, die seinen Bemühungen ernstlich widerstanden. Weil es gang und gäbe war, hatte er nach einiger Überwindung auch Bestechungen nicht unterlassen, freilich innerhalb der geringen Mittel, die seine Stadt herzugeben in der Lage gewesen. Aber – und das vermerkte er mit nicht geringem Stolz – allein den einigen Hundert Dukaten und Talern hätte er seine Erfolge schwerlich zuschreiben können; das Entscheidende war stets seine geistige Überlegenheit und seine großartige Verhandlungstaktik gewesen. Die brandenburgischen Gesandten, die den beliebt-gehaßten Mann fürch-

teten – besorgt, er könne auch sie, entgegen den Interessen ihres Kurfürsten, beeinflussen –, zogen es vor, gar nicht mit ihm in Berührung zu kommen. Doch als dieses Verhalten die Gesuche des Magdeburger Bürgermeisters eher vermehrte als verminderte und als man auf dem Kongreß bereits über die furchtsamen Brandenburger zu lächeln und zu tuscheln begann, sah sich der Graf von Wittgenstein genötigt, seine Mitarbeiter zusammenzurufen, um zu beraten, auf welche Weise man Gericke zwar anhören, aber seiner teuflischen Diplomatie widerstehen könne. Das Ergebnis dieser Beratung war die Bereitschaft des Herrn Dr. Fromhold, den lästigen Schwarzen, wie er ihn nannte, zu empfangen.

Gericke war in diesen Wochen – bei allem Erfolg, bei allen Hoffnungen – des Kongresses müde geworden. Die übermäßigen körperlichen und geistigen Anstrengungen fraßen mehr und mehr an seiner Kraft. Hatte er schon, eingedenk der Mahnung der entschlafnen Margarethe, sich selbst nicht zu vergessen, ungerne überhaupt in die westfälische Reise gewilligt, weil seine privaten Geschäfte dadurch erneut zum Erliegen kamen, so wurde er nun, zumal noch immer kein Ende der Friedensverhandlungen abzusehen war, von Woche zu Woche unleidlicher. Es zog ihn nach Hause, mit aller Gewalt, und in keinem seiner Berichterstattungsbriefe an den Rat fehlte das nachdrückliche Verlangen, man möge ihn durch einen andern Gesandten ablösen. Der Rat aber reagierte gar nicht auf diesbezügliche Gesuche; denn es gab keinen beßren oder auch nur annähernd so guten Verfechter der städtischen Interessen. Vielmehr sparte er nicht mit Lobsprüchen, und es war kein Lippenbekenntnis, wenn er einmal unter vielen andern schrieb: »Wie allemal, also haben wir auch bei dieser des Herrn letzten Relation seine getreue Sorgfalt, hohe Bemühung und großen, unverdroßnen Fleiß ruhmwürdig befunden, erkennen solches mit hoher Dankbarkeit, bitten auch nochmals freundfleißig, dabei nicht müde noch überdrüssig zu werden, sondern wie unsre und unser ganzen Bürgerschaft Confidenz zu Ihm steht, ferner darin aufs beste zu conti-

nuieren und nebst uns den Ausschlag der göttlichen Direktion anheimzustellen.«

Geschmeichelt und zugleich verärgert über Schreiben wie diese, begab er sich zu der endlich bewilligten Konferenz mit dem kaltschnäuzigen, aalglatten Dr. Fromhold. (Als eine der Absonderlichkeiten Fromholds hatte sich übrigens herausgestellt, daß er für Geldgeschenke aller Art gänzlich unempfänglich war; er hielt mehr von den Belobigungen und Belohnungen durch seinen Landesherrn und betonte, gar nicht nötig zu haben, seine finanziellen Verhältnisse durch Bittsteller aufbessern zu lassen.)

Fromhold tat die Pfeife, während Gericke ihm gegenüber saß, nicht aus dem Mund und schnaufte zu verschiedenen Malen gelangweilt und besonders gern dann, wenn Gerickes Vortrag einem Höhepunkt zustrebte. Was er beabsichtigte, gelang ihm: er brachte den Bürgermeister nach und nach in Harnisch. Zu jeder andern Zeit vorher hätte Fromhold an ihm einen überlegnen Gegner gefunden; doch jetzt, da der Magdeburger nervös war und übellaunig wegen seiner persönlichen Umstände und der sich ins endlose hinziehenden Verhandlungen, bedurfte es keines Genies, ihn aus der Reserve zu locken. Im Nu lag das Verhältnis umgekehrt: der Überlegne war der Brandenburger.

Gerickes Vortrag hatte bereits die elegante, verbindliche Form eines diplomatischen Geplänkels verlassen und ward in zunehmendem Maße gradezu und nicht eben freundlich, eine Tatsache, die der Bürgermeister selbst fühlte, die er nun aber nicht mehr ungeschehen machen konnte und wollte.

Da unterbrach ihn Fromhold plötzlich, indem er sich erhob und für einige Minuten das Zimmer verließ. Wieder zurückgekehrt, sprach er, kühl lächelnd: »Nun möchte ich, pro omnia in orbe, erfahren, welchen Grund der geehrte Herr Bürgermeister hersagen könnte, dafür die Vorstädte Sudenburg und Neustadt ein Wiederaufbauverbot dekretiert bekommen sollten.«

Gericke faßte sich für ein kurzes. »Wie sollte man nicht beim Aufbauen die alte und obendrein mit Privilegien reich ausgestattete Feste Magdeburg den Vororten vorziehen? Nicht soll gesagt sein, daß Sudenburg und Neustadt *nie und nimmer* sollten wiederaufgebaut werden – doch erst, wenn die Feste selbst in alter Schönheit neu erstanden. Die Altstadt, wollt Ihr bedenken, hat die ganzen Lasten der Unterhaltung der Anlagen und Befestigungen zu tragen – wäre es gerecht, daß die in dieser Beziehung begünstigten Vororte die Stadt wirtschaftlich erdrückten? Wäre es billig, die Bürger sukzessiv herauszufordern, der Stadt den Rücken zu kehren, weil sie doch in Neustadt und Sudenburg nicht all die grimmigen Lasten zu tragen genötigt wären, die die Altstadt vorderhand noch zu verlangen gezwungen ist?«

Fromhold legte das Lächeln nicht ab. Er schabte mit den Fingernägeln am Glas der Fenster, pustete mit gespitzten Lippen dagegen und wippte mit den lackierten Schuhen. Das lange, angegraute Haar rahmte gepflegt sein fahles, scharfgeschnittnes Gesicht.

»Herr Gericke«, sprach er mit gefälliger Betonung, »was Ihr sagt, klingt wohl gewitzt und mag auch – gern räume ich das ein – von Euerm lieben Rat klug und natürlich ausgedacht sein. Allein – was, mein teurer Herr, soll meinen Kurfürsten und Herrn bestimmen, um des Wohllebens der Stadt Magdeburg willen an seinen eignen Wünschen und Interessen erheblich und widersinnig Schaden zu nehmen? Nicht wahr – ein arger Spaß, den man dem Hause Brandenburg zuzumuten sich erdreistet.«

Gericke drückte sich aus seinem Sessel hoch. Seine Stimme bebte.

»Und heißt Ihr das Gerechtigkeit und Würde, daß ein Fürst mit Versprechungen und Beteuerungen um sich wirft wie mit Roßkot, der geschwind vergeht?« rief er aus, und seine Finger umkrallten die Lehne des Sessels, hinter den er getreten. „Wie das? Wie glaubt sich Brandenburg hier reinzuwaschen?!«

»Brandenburg?« fragte freundlich der Geheime Rat und tat so, als verstünde er nicht im geringsten die offensichtliche Anspielung.

»Sehr wohl verstanden: Brandenburg! Es kann ein Land und Ort sich glücklich schätzen, die Berührung mit brandenburgischen Fürsten nur beim Teufel zu sehen! Habt Ihr, Herr Dr. Fromhold, und haben Ihre Kurfürstliche Durchlaucht Friedrich Wilhelm aus dem Sinn verloren, was Ihre Kurfürstlicher Durchlaucht Vetter, Markgraf Christian Wilhelm, der Stadt für Gegengeschenke geleistet? Wohl nicht doch! Es wäre allzu kläglich. Oder das Vergessen ist Mode geworden – doch da wollte ein ehrlicher Mann wohl lieber Todes sterben als dieser Mode verfallen! Wir wünschten herzlich und mit ganzer Inbrunst, nie wäre die Stadt des Herrn Christian Wilhelm ansichtig geworden, geschweige denn, er hätte sie wider Sinn und Nötigkeit in den Krieg geführt, aus dem wiederaufzuerstehen man sie hindert! Und grade doch Brandenburg hätte Fug und Pflicht, ihr Freundlichkeiten immer wieder zu bezeigen! Herr Christian Wilhelm war zu schad' sich nicht, der Stadt damals nicht allein die Vorstädte, das Amt Athensleben und das Kloster Unser Lieben Frauen zu schenken, sondern hatte für all dieses auch die Kurfürsten von Brandenburg und Sachsen zu Bürgen zu setzen versprochen und sich dessen kräftig verschrieben. Wollt Ihr dieses vielleicht widerstreiten? Und da die Stadt nun Gut und Blut bei diesem Herrn vom Hause Brandenburg zugesetzt und ihm als einem löblichen Fürsten getraut – will man ihr jetzt das wohl erworbene Recht entwenden?«

Je mehr der Bürgermeister sich in Hitze sprach, desto ruhiger und freundlicher wurde Fromhold. »Was Ihr Euch nur erregt«, rief er aus. »Soll ich Euch Wasser reichen lassen?«

Gericke spürte die Beleidigung in seinem Kopfe brennen. Dicht trat er vor seinen Gegner, und heiser und mit großer Kraft formte seine Zunge sich bäumenden Haß. »Für Magdeburg, für Deutschlands Städte alle wird dies eine ewige Warnung sein, sich mit Fürsten, wenn sie gleich in höchsten Nöten

wären, einzulassen! Des seid gewiß sosehr wie des Amens in der Kirche!«

Der Kurfürstlich Brandenburgische Geheime Rat Dr. Fromhold eilte nach Gerickes unvermitteltem und aller Zeremonie ins Gesicht schlagenden Aufbruch an seinen Schreibtisch, läutete einem Boten und setzte mit riesigen Lettern zwei Worte auf einen Bogen Papier.

Der Graf von Wittgenstein las: »Gesiegt! Fromhold.«

*

Als Vertreter des Administrators August fungierte auf dem Friedenskongreß Herr Dr. Johann Krull, seines Zeichens Domsyndikus von Magdeburg. Selbiger Johann Krull war ein erbitterter Gegner des Magdeburger Rats, und dies nicht erst seit heute und gestern. Eine alte Ratsverfügung verbot nämlich, daß am Neuen Markt Gewerbe getrieben wurden; und Krull, der an ebendiesem Neuen Markte wohnte, hatte zu wiederholten Malen vergeblich um die Änderung der Verfügung nachgesucht – wünschte er doch, sein Einkommen durch Eröffnung einer großen Bierbrauerei zu vermehren. Daß solches ihm also verboten blieb, hatte ihn auch in natürliche und persönliche Feindschaft zu dem erfolgreichen Bierbrauer Otto Gericke gebracht, und es nahm nicht wunder, daß er diesen seit Jahr und Tag mit abgründigem Haß verfolgte.

Gericke, der auf dem Kongreß mit Krull nicht das geringste zu schaffen hatte, ging seinem Widersacher möglichst aus dem Weg; und im Anfang lief auch alles vorzüglich ab. Krulls Aktivität war etwas niedergedrückt worden durch sein Versagen bei den Verhandlungen mit Brandenburg. Administrator August hatte ihm vorgeworfen, nur ihm habe es das Haus Sachsen zu verdanken, daß die herzoglichen Nachkommen die Administratorwürde ihres Vaters nie erlangen würden. Krull hatte kurzen Urlaub genommen und nach seiner Rückkehr die Tage in Müßiggang und Ärger über sich selbst zugebracht. Voll Zorn hatte er die Erfolge des Bierbrauers Gericke wach-

sen sehen und zerknirscht dazu schweigen müssen, weil sein Debakel noch in aller Munde war. Aber in dem Maße, da der Kongreß von ihm abgelenkt wurde, kam auch, Stück für Stück, sein Selbstvertrauen zurück, und kaum war publik, daß Gericke ebenfalls gegen Brandenburg verloren hatte, so war sein Plan fertig. Mit der ihm eignen Emsigkeit trug er Material und Akten zusammen, füllte Bogen um Bogen mit Eingaben und Denkschriften und entwickelte eine fieberhafte Diplomantentätigkeit. Bei allen Gesandtschaften machten seine Elaborate die Runde, sächsisches Geld floß in unignorierten Strömen in die Taschen der durch Gold von allem überzeugbaren Herren. Es wurde Tagesgespräch, daß, würde man das Für und Wider genau betrachten, nicht der gewisse Otto Gericke, sondern jener damals wohl zu Unrecht geschmähte Dr. Johann Krull die treffsicheren und gewichtigeren Gründe vorzubringen habe. Und das stolze Gebäude, das Gericke mit so unendlich viel Mühe und Fleiß in mehreren Monaten aufgerichtet, begann in den Grundfesten zu wanken und drohte einzustürzen, gelang es seinem Schöpfer nicht, im Handumdrehen die Situation umzukehren.

Magdeburger Gelder, der Bevölkerung vom Munde weggerissen, flossen den sächsischen nach; Denkschriften und Briefe des Bürgermeisters legten sich auf die des Herrn Krull; persönliche kleine Wertgegenstände Gericke wanderten in die Hände Unentschlossener – es war ein Wettlauf, Krull gab nicht nach. Gericke ging von neuem den steinigen Weg von einer Delegation zur andern, begann bei den Reichsstädtischen – mit mäßigem Erfolg. Konferierte dann mit den Fürstlichen – aber die Fürstlichen mochten bei ihren Zusagen nicht bleiben, obwohl sie es im Grunde ihres Herzens gern getan hätten; denn am liebsten mußte der Mehrzahl von ihnen sein, wenn Magdeburg nicht die Macht eines *großen* Landesherrn stärke. Aber der interessierte Landesherr Brandenburg war ein Kurfürst, und widersetzte man sich dem, dann konnte man nicht mit dem Konsens des Kurfürstenkollegiums für die eignen Ansprüche rechnen.

Gericke lief, sprach, schrieb – ohne Wiederhall. Er konferierte mit den Kurfürstlichen – die Vertreter der drei Erzbistümer Mainz, Köln und Trier, der Hochburgen des deutschen Katholizismus, mochten einer betont katholikenfeindlichen Stadt nicht helfen; der Vertreter Kurbayerns nicht, weil er befürchtete, sein Herr könne den noch so neuen Kurhut durch derlei umstrittne Dinge wieder verlieren; Brandenburg war der hartnäckigste Gegner, und Sachsen schwieg gereizt. Die sechste Kur, dem Pfalzgrafen bei Rhein gehörig, tendierte für die brandenburgischen Vettern; übrig blieb die siebente, mit der Königskrone Böhmens vereinigte Kur, und Böhmens Krone trug Ferdinand der Dritte, der Römische Kaiser. Gericke setzte, gezwungen durch die Umstände, wieder alle Hoffnung auf ihn. Der Kaiser wollte auch helfen, als Kaiser sowohl wie als Kurfürst und als Haupt des Habsburgischen Hauses. Graf Trautmannsdorfs Garantien blieben bestehen – aber Trautmannsdorf mußte den Kongreß verlassen und der Kaiser tunlichst schweigen, wollte er nicht die Kurfürsten gegen sich aufbringen und damit die Wahl seines Sohnes zum Römischen König in Frage stellen. Trautmannsdorfs Räte konnten nur im verborgnen andeuten, daß die guten Gesinnungen Seiner Majestät im Prinzip unbeirrt waren.

Der Wahrheit gemäß, wie er es stets getan, klärte Gericke den Rat in umfangreichen Schreiben über die neue Situation auf. Die Antwortschreiben waren tröstend, ermutigend, lobend, wohlwollend. Aber Gericke bekam auch andre Briefe. Da teilte ihm sein Freund Christoph Winkelberg mit, die Stimmung beim Rate sei gar nicht mehr, wie vor Wochen, so einmütig für den deputierten Bürgermeister; die, die sich geschämt hatten, zur Zeit der Gerickeschen Erfolge ihren Neid herauszusagen, die begannen jetzt zu intrigieren, seine Qualitäten mit besorgt aufgemachten Reden zu bezweifeln, sein Ansehen bei der Bürgerschaft systematisch zu untergraben . . .

Der sonst so besonnene und ruhige Gericke schäumte, tat einen Tag nichts, lief in seinem Zimmer auf und ab wie ein

blessierter Löwe; sein Sohn, der Diener, der Wirt mieden jede Begegnung. Und als es schon Nacht war, trieb er alle aus den Betten, befahl, für den nächsten Morgen die Abreise vorzubereiten. Dem schüchternen Einwand seines Sohnes, ob es nicht rätlich sei, das bewaffnete Geleit abzuwarten, tat er mit heftigen Worten ab. Und erst nachdem er sich niedergelegt hatte, wich langsam die Glut des Zorns. Vor seinen geschlossenen Augen zeichneten sich immer deutlicher die demolierten Türme Magdeburgs ab . . .

Er schlief bis zum Mittag. Und ehe er sich zum Essen setzte, waren die Pferde wieder ausgespannt.

*

Nur noch eine, nur noch eine einzige Möglichkeit gab es für den Magdeburger Gesandten, um allen Widrigkeiten zum Trotz das Ziel seiner Mission zu erreichen, und diese Möglichkeit hieß: sich mit Schweden verständigen. Indes – an den schwedischen Generalbevollmächtigten Oxenstierna heranzukommen war ungemein schwierig; der Herr machte sich rar, konnte sich das auch leisten, denn nicht nur er, auch die andern wußten: der eigentliche Sieger in dem nun schon neunundzwanzig Jahre währenden Krieg und demzufolge die tonangebende Macht auf dem Kongreß war Schweden.

Was die kleine, sehr sensible und manchmal recht weltabgewandte Königin Christine, die eben erst volljährig geworden und die Regierungsgeschäfte aus den Händen des Kronrats übernommen hatte, sich kaum hätte träumen lassen – das Erbe ihres berühmten Vaters Gustav Adolf war nicht nur gewahrt, der alte Wunsch der Wasas, das Baltische Meer zu einem schwedischen Binnenmeer zu machen, stand vermutlich kurz vor der Verwirklichung. Bereits jetzt gab es ein in seiner Macht unerschütterliches Großschweden, dem außer dem Stammland auch Jämtland, Finnland, Karelien, Ingermanland, Estland, Livland, die Inseln Gotland, Ösel und Dagö und – was jetzt in Osnabrück ausgehandelt worden war – an deutschen Ländern das Erzbistum Bremen und das

Bistum Verden (und damit die Mündungen von Weser und Elbe), das Herzogtum Wolgast (Vorpommern mit den Inseln Rügen, Usedom und Wollin und damit die Mündung der Oder) und Stadt und Herrschaft Wismar mit der Insel Poel angehörten. Einem solchen Landkomplex, einem solchen Staat, ausgerüstet obendrein mit der modernsten Armee Europas, sich zu widersetzen, hieß mit der eignen Existenz spielen und tat selbst einem Römischen Kaiser nicht gut, wie der Krieg bewiesen hatte.

Graf Axel Oxenstierna, seit 1612 schwedischer Reichskanzler, war auf dem Kongreß begleitet von dem Geheimen Rat und Hofkanzler Johann Adler Salvius, dem Residenten Schering Rosenhahn, den Gericke schon einige Male gesprochen, und mehreren andern um die Krone der Wasas verdienten Männern. Um in die Nähe des Generalbevollmächtigten zu kommen, mußte man wohl oder übel die ganze Stufenleiter der Hofchargen emporklimmen, beim kleinsten Beamten angefangen, und es hatte besonders für die Vertreter des Kaisers etwas Erniedrigendes, nicht nach Belieben beim Grafen vorgelassen zu werden.

Otto Gericke wählte einen gänzlich andern als diesen gewohnten Weg. Er paßte den Tag ab, da Herr Salvius außerhalb der Stadt war, und ließ sich bei dessen Gattin melden. Wie vermutet, wurde ihm die Aufwartung bewilligt; er kaufte Blumen und kleine Geschenke ein und begab sich zu dem Haus des Hofkanzlers. Es war nämlich eine Zeitlang Tagesgespräch auf dem Kongreß gewesen, der sonst so wackre Salvius sei im Grunde genommen ein bedauernswerter Partoffelheld.

Frau Salvius empfing den eleganten, gewandten Magdeburger mit großer Liebenswürdigkeit und nicht geringerer Neugierde, und wie sie es sich ausgemalt hatte – ihr gefiel der Legat auch in seinem Äußeren, in seinem Auftreten und Wesen ungemein gut, eine Feststellung, die freilich nur zu einem Teil auf Gegenseitigkeit beruhte, denn Salvius' Gattin



Nach dem Dreißigjährigen Krieg. Nach einer Zeichnung von Wilhelm Dietz.

war weiß Gott keine Schönheit, wohl aber verstand sie, sich vorzüglich zurechtzumachen und mit dem Charme, den sie zweifelsohne besaß, gehörig zu wirken. Gericke machte ihr die feinsten Komplimente und plauderte mit viel Geschmack und Geschick über die Mode, über die Kunst, über manches wissenschaftliche Problem, das sich eignete, der Dame zu imponieren. Und als er ganz sicher war, daß sie nicht nur aus Höflichkeit an seinen Lippen und Augen hing, leitete er geschickt auf das ihn eigentlich bewegende Thema über.

Mit seiner Erzählung von dem grausigen Schicksal Magdeburgs, das anno 31 über die Stadt gekommen, rührte er die Dame schnell zu heftig strömenden Tränen. Sie schluchzte einmal übers andre, als sie hörte, was ihre armen Magdeburger Geschlechtsgenossinnen auszustehen gehabt, und im Spiegel der Erzählung erduldet sie alle Scheußlichkeit fast am eignen Leibe nach. Gericke sparte nicht an kluger Ausführlichkeit und Drastik seiner Rede. Und als er dann auf Magdeburgs Anliegen an den Kongreß zu sprechen kam und auf die dringende Notwendigkeit, schnellstens mit dem Grafen Oxenstierna ins Einvernehmen zu kommen, versprach ihm die Gnädige alles, was er wollte und was in ihren bescheiden Kräften stehen würde.

Was in ihren bescheiden Kräften stand, erfuhr der Bürgermeister am andern Tage in der Früh. Ein heroldsmäßig aufgeputzter Bote überbrachte ihm eine Einladung des schwedischen Generalbevollmächtigten zu einem Essen für den gleichen Abend.

Die Interessen Schwedens beim instrumentum pacis, abgesehen von der Inbesitznahme deutscher Länder, liefen auf einen möglichst weitgehenden Partikularismus in Mitteleuropa hinaus, gar auf ein zu Tode geschwächtes deutsches Kaisertum, aber auch auf eine größtmögliche Vielzahl zumindest *balbsouveräner* deutscher Staaten und Staatchen, die ausschloß, daß einer davon, etwa Brandenburg, zu einem ernstlichen Konkurrenten an der Ostsee werden konnte.

Das freilich gestand der Generalbevollmächtigte weder dem Kongreß noch auch nur dem zum Abendessen eingeladenen Magdeburger Bürgermeister Gericke ein. Es war genug, daß man entsprechend handelte und diplomatisierte – davon zu sprechen war unnütz, wenn nicht gar schädlich. Und so ließ er sich, ein lebhafter Mittsechziger, geduldig und aufgeräumt von Gericke Magdeburgs Anliegen vortragen, obwohl er schon von Salvius über das Wichtigste aufgeklärt worden und längst entschlossen war, die Wünsche der Hansestadt wie die eignen zum Erfolg zu führen; denn Gesuche wie diese deckten sich ganz mit der schwedischen Politik. Dessenungeachtet gab sich der Reichskanzler auf Gericke's direkte Frage spröde und bemerkte, die Zusicherungen Schwedens, stets und in jeder Beziehung auf der Seite Magdeburgs zu stehen, seien eben im Kriege gegeben worden, und im Kriege huldige man notwendig andern Gesichtspunkten als im Frieden, und es sei unbillig zu verlangen, im Frieden Versprechungen einzuhalten, die man im Kriege gegeben . . .

Alles in allem ließ er Gericke durchaus im ungewissen darüber, wie er sich beim Kongreß in dieser Beziehung verhalten werde. Doch gar nicht viel später bat er den Bürgermeister erneut in sein Haus, machte große Tafel, zu der auch Salvius und seine Gattin geladen waren, und tat während des ewig langen Essens, das die Schweden so lieben, sehr geheimnisvoll.

Dann endlich, als die Männer rauchend in einer Zimmerecke versammelt waren, ließ er sich ein Papier reichen und übergab es Gericke, halb ein Schmunzeln, halb betonte Würde im Gesicht. Der las, was in geschwungenen Buchstaben drauf geschrieben stand:

»Der Stadt Magdeburg soll ihre alte Freiheit und das Privilegium Ottos I. vom 7. Juni 940, obwohl es durch die Ungunst der Zeiten verlorengegangen ist, auf ihre untertänig angebrachten Bitten von Seiner Kaiserlichen Majestät erneuert werden, ebenso das von Kaiser Ferdinand II. ihr verliehene Festungsprivilegium, welches mit aller Gerichtsbarkeit und

Eigenhörigkeit bis auf eine Viertelmeile auszudehnen ist, sowie auch alle ihre übrigen Privilegien und Rechte, geistliche und weltliche, ungeschmälert und ungefährdet bleiben sollen, mit der besondern Klausel, daß die Vorstädte zum Nachteil der Stadt nicht wieder aufgebaut werden dürfen.«

Es war das eine Übersetzung aus dem Lateinischen, der Beschluß, den der Kongreß am selben Tage gefaßt hatte, ein vorläufiger Beschluß freilich, wie Salvius betonte – ein endgültiger, wie Oxenstierna überlegen lächelnd ergänzte.

Otto Gericke war in Hochstimmung. Was niemand – weder der Rat noch er selbst – geglaubt, ja, nach allem Mißerfolg auch nur zu hoffen gewagt hatte, war eingetroffen. Den wichtigsten Ansprüchen war stattgegeben worden – Magdeburg war durch diesen Passus, der den achten Artikel des instrumentum pacis darstellte und damit sogar vor vielen für die allgemeine Lage weit wichtigeren rangierte, eine freie, vom Erzstift und seinem Landesherrn unabhängige Stadt geworden.

Gericke nahm sich nicht die Zeit, ausführlich an den Rat zu berichten. Hals über Kopf reiste er ab, und in jedem Nachtquartier schrieb er an seinem großen Generalbericht, der den Verlauf sämtlicher Verhandlungen, die nicht weniger als fünfundvierzig Wochen ausgefüllt hatten, in allen Einzelheiten darlegte.

Dieser Generalbericht atmte durchaus den Stolz, den sein Verfasser empfand über seinen diplomatischen Erfolg, der in seinen Ausmaßen und in seiner Bedeutung alles überstieg und bei weitem überstieg, was je ein Staatsmann in der Geschichte Magdeburgs erreicht hatte.

Was in Magdeburg erst 1648, nach allseitiger Unterzeichnung des Friedensdekrets, bekannt wurde, war eine kleine Abmachung zwischen Schweden und den deutschen Fürsten: Die soeben frei gewordenen Magdeburger Bürger waren verpflichtet worden, binnen kurzem an die Krone Schwedens die Summe von 33 742 Talern Satisfaktionsgelder zu bezahlen.

Ein deutscher Dichter, Friedrich Freiherr von Logau, sang
zu dieser Zeit in maßlosem Grimm und mit wunder Brust:

Was kostet unser Fried?
 O wieviel Zeit und Jahre!
Was kostet unser Fried?
 O wieviel graue Haare!
Was kostet unser Fried?
 O wieviel Ströme Blut!
Was kostet unser Fried?
 O wieviel Tonnen Gut!
Ergötzt er auch dafür und lohnt
 so viel Veröden?
Ja! – Wen? – Frags Echo drum! –
 Wen meint es wohl? –
 Den Schweden!

DEM LUFTLEEREN RAUM AUF DER SPUR

Man schrieb das Jahr 1600.

In Nord- und Mittelitalien herrschte eine ungewöhnliche winterliche Kälte. Vom Gebirge her, von Norden und von Osten wehten abwechselnd eisige Stürme über das Flachland an der Westküste. Die Tümpel, die Teiche und sogar die kleineren Flußläufe bedeckte eine Eisschicht. Rom, die Hauptstadt des päpstlichen Reiches, ward noch im Februar von einer beängstigenden Kältewelle heimgesucht, die die Menschen in ihren Häusern einschloß.

Niemand war auf der Straße, niemand konnte sehen, daß eines Abends ein Mann aus dem Palazzo Vantuccio geholt, durch die wie ausgestorbne Stadt geführt und nach der am Tiber gelegnen Villa Sentimone gebracht wurde. Der Mann schleppte schwere Eisen – der Mann war gefesselt. Seine vier Wächter hatten zu tun, ihre Pechfackeln vor dem Verlöschen durch Sturm und dichtes Schneegestöber zu bewahren. Gesprochen wurde kein Wort. Gespenstisch huschten die Schatten der schwarzvermummten Gestalten auf der Schneekruste des Pflasters hin und wider, und der Wind piff das Lied zu dem unheimlichen Tanz.

In Italien erregte nichts so großen Schrecken wie die Namen Palazzo Vantuccio und Villa Sentimone; das Volk mied sie, und nur unter besten Freunden war gelegentlich ein Flüstern davon. Es hatte seine eigne Bewandnis mit den beiden Häusern; und kein Mensch hätte drauf schwören können, zeit seines Lebens sicher zu bleiben vor einer nähern Bekanntschaft mit den gefürchteten Orten. Es konnte genügen, daß er eine Messe versäumte; es konnte genügen, daß er Bücher besaß oder auch nur kannte oder auch nur von ihnen gehört hatte,

in denen von den neuartigen Lehren der Naturwissenschaften geschrieben stand; ja, es konnte schon genügen, daß er Neider hatte, die ihm diese oder ähnliche Verbrechen nur nachsagten – und es gab kein Ausweichen mehr; eines Tages werden vermummte Gestalten mit schwarzen Kapuzen an seine Tür klopfen, und der Weg wird in den Palazzo führen. Der Palazzo war das Gefängnis der Heiligen Inquisition. Wenn er gestand, wes die Ankläger, die zugleich die Richter waren, ihn beschuldigten – gleichgültig, ob zu Recht oder zu Unrecht –, dann hatte er die Gewißheit, vor dem Keller der Villa Sentimone verschont zu bleiben, in dem die Folterknechte ihr grausiges Handwerk an den Unglücklichen übten, die nicht gestanden hatten; und es gab ein an Zahl wie an Furchtbarkeit umfangreiches Programm – von dem Prügeln und der Daumenschraube über das Ausrenken der Gelenke, das Dehnen und Versengen von Haut und Fleisch bis zum Rädern und Verstümmeln des Körpers. In nomine Domini... Die Heilige Inquisition.

Sieben Jahre lang hatte der Mann, den sie heute zur Villa brachten, im Palazzo schmachten müssen und schon vorher ein Jahr in Venedig. Und man hatte ihn geschunden und gerädert, obgleich er nie geleugnet; man hatte ihn gemartert aus einem andern Grunde: Er hatte widerrufen sollen. Giordano Bruno hieß der Mann, er war ein im ganzen Abendland berühmter Gelehrter, ein Wegbereiter neuer Erkenntnisse, ein Denker von Rang, Philosoph und Astronom. Sein Glaubensbekenntnis war, was Kopernikus gelehrt hatte, und nicht, was in der Bibel stand – er sah die Welt mit den Augen des großen Geistesrevolutionärs aus Krakau; seine Lehren basierten auf dem neuen, wahren heliozentrischen Weltsystem, das Kopernikus an die Stelle des geozentrischen gesetzt hatte: Nicht die Erde steht unbeweglich und im Mittelpunkt der Welt, *unsrer* Welt, neben der es ungezählte andre gibt, sondern die Sonne, und die Erde und alle Planeten ziehen in vorgeschriebnen Bahnen um das große Gestirn! Das war der neue Weg der Wissenschaften, hier hatte sich die Zukunft aus

dem Dunkel der mittelalterlich-scholastischen Philosophie erhoben. Und weil das so war, geisterten die schwarzvermummten Gestalten, die Töter des Ketzertums, durch die katholische Welt, griff die Heilige Inquisition nach den Menschen, nach den Köpfen, die gewagt hatten, sich eigne Gedanken über die Entstehung der Welt zu machen.

So mancher Anhänger der neuen Lehren hatte unter der inquisitorischen Folter wider beßres Wissen und Gewissen der Wahrheit abgeschworen und war dennoch der meistgeübten Höchststrafe, dem Feuertode, anheimgefallen. Keiner aber von all denen war so bedeutend gewesen wie Giordano Bruno. Und die Kirche wünschte grade deshalb, ihn am Leben zu erhalten. Acht Jahre lang hatte sie ihn gepeinigt, damit er widerriefe, was er für wahr erkannt; damit er schwöre, künftig als Prediger des Gegenteils aufzutreten. Und er hatte nicht widerrufen und hatte tausendmal erklärt, er könne und werde es nie und nimmer tun . . .

Zum letzten Verhör brachten ihn die schwarzen vier durch die eisige Nacht.

Und am Morgen des 17. Februar 1600 – noch lag die Finsternis der Nacht über der Welt – nahm ein stiller Zug seinen Weg durch die Straßen des alten Roms. Ein mit nichts anderm als dem Büßerhemd bekleideter Mensch inmitten schwarzvermummter. Und als die ersten, die Kreuze trugen, des Campo dei Fiori ansichtig wurden, auf dem um einen Pfahl ein Holzstoß errichtet war, stimmten sie ein kirchliches Lied in lateinischer Sprache an, und die tiefen Töne waren hart und kalt wie der Morgen, und sie brachen sich an den Häusern und kamen unwirklich zurück. Schweigend, verängstigt, erschauernd umstanden Menschen den Platz, und das Flackern der riesigen Pechpfanne erhellte ihre weißen Gesichter und hob sie wie Schemen aus der Schwärze der Nacht. Es war, als gäben sich Gespenster an diesem unheimlichen Ort ein Stelldichein. Und einige der Gespenster sangen.

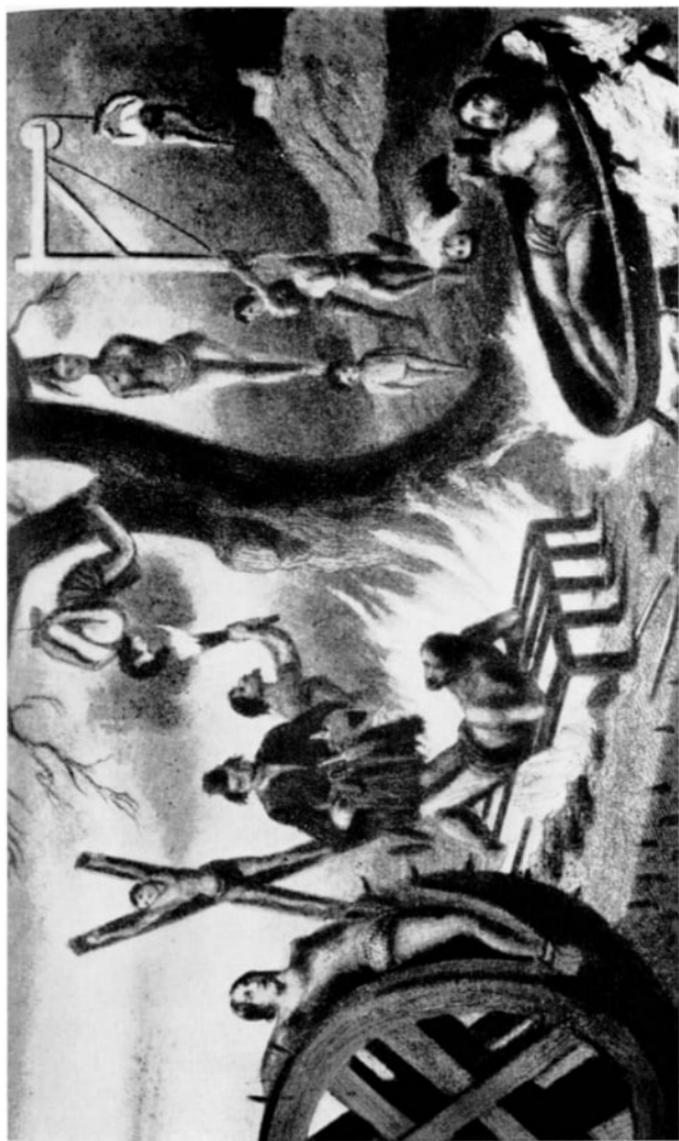
Ein Knecht führte den zweiundfünfzigjährigen Gelehrten,

der, körperlich zermürbt von den unsagbaren Qualen, noch vor wenigen Stunden seinen Richtern zugerufen hatte: »Ihr sprecht das Urteil mit größrer Furcht, als ich es empfangen«, zu dem Holzstoß hin, hob ihn hinauf, denn Giordanos erstarrte Glieder verweigerten den Gehorsam, band ihm mit Ketten Hände und Füße an den Pfahl. Der Knecht trat zurück, und der Verurteilte stand hochaufgerichtet auf dem Holz. Und es erscholl ein tiefe, hohle, hallende Stimme aus dem Dunkel: »Schwörst du noch jetzt der ketzerischen Irrlehre ab, Giordano Bruno, so sollst du herabtreten dürfen vom Feuergerüste. Rede, Mensch – Du stehst vor dem Angesicht Gottes!«

Kleine, feine Schneeflocken hatten sich auf Menschen und Holz gelegt. Die weiße Gestalt öffnete um ein wenig die Lippen. »Macht zu, ich bin bereit!«

Große, weite Stille – Stille ohne Atem. Da winkte der Obrerrichter mit gebieterischer Gebärde einer Gruppe Vermummter, daß sie mit ihren Fackeln den Scheiterhaufen in Brand steckten. Knisternd und zischend züngelten die Flammen am Eichenholz. Doch erst beim vierten Versuch, den Brand anzulegen, fraßen sie sich weiter; bald erfaßten sie auch die obere Scheite, trugen Rauch in die Dunkelheit, beißenden Rauch, der manchem der Zuschauer Tränen in die Augen trieb; und bald leckten sie nach den Füßen des Verurteilten.

Das Schneetreiben hatte ausgesetzt, und eben, als das weiße Hemd Feuer fing, schimmerten Sterne durch die aufgebrochne Wolkendecke. Kein Schmerzenslaut des bei lebendigem Leibe Verbrennenden störte die Heiligkeit der Exekution. Der Sterbende blickte in die Sterne, heiter fast in dem schon mehr unerfaßbaren Schmerz – mit riesigen, von den Richtern abgeleugneten Welten war er Auge in Auge. Und als auf ein neues die Grabesstimme über den Platz wehte: »In nomine patris et filii et spiritus sancti! Ein Sünder wird gerichtet! Die Erde ist die einzige Erde, und sie steht nach Gottes allheiligem Willen im Mittelpunkt der Welt fest und unver-



Hexen und Ketzer werden gemartert.

rückbar!«, da bäumte sich die Gestalt in dem glühenden Element auf und schrie mit letzter, furchtbarer Kraft: »Und sie bewegt sich doch!«

Doch . . . halte es über den Platz. Doch . . . sagten die Häuser. Doch – doch . . .

*

So wurde zu der Zeit, da Otto Gericke an der Universität Leiden studierte, unter den angehenden Naturwissenschaftlern erzählt. Und in außerordentlich hohem Maße rührten Geschichten wie diese die Jungen Leute an, denn nirgends so sehr wie an den hohen Schulen prallte das Alte mit dem zukunftsfrohen Neuen zusammen, rangen die aristotelisch-scholastischen Spekulationen mit dem sich mehr und mehr behauptenden kopernikanischen Weltbild.

Waren bislang ausschließlich die Spekulationen der sich mit dem kirchlichen Dogma gut vertragenden Philosophen als der Inbegriff aller Weisheit angesehen worden – jetzt rückten die wissenschaftlichen Erkenntnisse in den Vordergrund; das, was wirklich Bestand haben sollte, verlangte notwendig nach dem Beweis. Allein wer solche Beweise dartun konnte, wurde von der neuen Gelehrtengeneration, die Mathematik und Physik auf den Herrschersessel der Wissenschaften gehoben hatte, an Stelle der verschwimmenden alten Philosophie akzeptiert und eines ausführlichen Studiums für würdig befunden.

Da hatte Tycho de Brahe, der Däne, beobachtet, daß die Planeten in gewissen, wenn auch noch nicht bestimmbar Bahnen um die Sonne ziehen.

Da hatte Galileo Galilei, der Italiener, ein verbessertes Fernrohr gebaut und mit ihm vier Monde des Jupiters entdeckt und die Sonnenflecken – und also das heliozentrische Weltbild bewiesen.

Da hatte Giordano Bruno, ebenfalls Italiener, die Unendlichkeit des Weltalls und in den Myriaden Fixsternen Sonnen erkannt, ähnlich oder gleich der irdischen.

Da hatte Johannes Kepler, der Deutsche, aus der Erfahrung und Beobachtung heraus die drei später nach ihm benannten Gesetze über die Planetenbewegung aufgestellt . . .

Das waren Taten! Taten, an denen sich die studierende Jugend begeistern konnte und, mit wenigen Ausnahmen, wirklich begeisterte, so daß sie der alten Naturphilosophie abschwor und sich fortan dem Neuen verschrieb. Und daß ein Giordano Bruno gar für die Wahrheit auf den Scheiterhaufen gestiegen – war das keine Tat? –

Wer in diesen Zeiten das Studium der Naturwissenschaften betrieb und nur einen Funken Begeisterungsfähigkeit besaß, würde der je in seinem Leben davon ablassen können, auf den Wegen der Großen weiterzugehen? Und wer gar, wie Gericke, in Holland, der Geburtsstätte des Fernrohrs, durch eines eben dieser Fernrohre in das bestirnte All geblickt, würde den je die Sehnsucht verlassen können zu ergünden, was das unendliche Universum den Menschen noch geheimnisvoll verbarg?

So verschieden die Persönlichkeiten waren, so verschieden waren ihre speziellen Neigungen, auch auf dem Gebiet der Forschung. So wie viele sich der Astronomie verschrieben, um Klarheit zu gewinnen über das Wesen der Himmelskörper und ihr Verhältnis zueinander, so gab es andre, die in den vielfältigen Disziplinen der Physik zu arbeiten begannen, und so gab es manchen, der ganz besonders ausgefallenen Gebieten seine Lebensarbeit widmete.

Was Otto Gericke, den Leidener Studenten, in so hohem Maße angezogen hatte, daß er durch all seine staatsmännische und bürgerliche Tätigkeit nicht davon abgebracht wurde, war eines jener ausgefallenen Gebiete.

»Als ich immer häufiger dem Geheimnis des Weltenbaus nachsann«, schrieb er später einmal, »ließ mich nicht nur der Gedanke an die Riesenmassen dieser Gestirne und an ihre jede menschliche Vorstellungskraft übersteigenden unermeßlichen Entfernungen erschauern, sondern vor allem andern bannte mich dieser zwischen ihnen ungeheuerlich sich brei-

tende und ins Grenzenlose sich erstreckende Raum und entfachte in mir die unauslöschliche Begierde nach seiner Erforschung. Was mochte das für ein Etwas sein, das jegliches Ding umfaßt und ihm die Stätte seines Seins und Bleibens darbeut. Ist es ein himmlisches Feuer, fest – wie die Aristoteler wollen – oder flüssig – nach Meinung des Kopernikus oder ist es gar eine zarteste Quintessenz oder am Ende doch der stets bestrittne, jeder Stoffheit bare Raum? Oder was sonst?»

Freilich war schon vor Gericke über das mögliche Vorhandensein eines solchen »jeder Stoffheit baren Raums« nachgedacht worden. Allein der »horror vacui«, der Schrecken vor der absoluten Leere, die gänzlich gegen die göttliche Ordnung zu verstoßen schien, und auch der Mangel an naturwissenschaftlichen Einsichten und Kenntnissen hatten eine erfolgreiche Forschung auf diesem Gebiet nie zustande kommen lassen. Dagegen wirkten die christliche Religion und das Gewöhntsein an das vor fünfzehnhundert Jahren von Claudius Ptolemäus eingesetzte Weltbild. Und nur Gedankenarbeit, größtenteils metaphysischen Charakters?

»Nie können«, schrieb Gericke, »die Philosophen, welche nur an ihren Meinungen und Argumenten festhalten, die Erfahrung aber unberücksichtigt lassen, zu sicheren und richtigen Schlüssen gelangen; wir sehen ja, daß der menschliche Verstand, wenn er die durch Erfahrung gewonnenen Resultate nicht beachtet, oftmals viel weiter von der Wahrheit sich entfernt, als der Abstand der Sonne von der Erde beträgt. Vor dem Zeugnis der Tatsachen aber muß leeres Gerede verstummen. Und gegen einen Menschen, der handgreifliche und sichere Erfahrungen leugnet, lohnt es sich nicht zu arbeiten oder zu kämpfen; mag er bei seiner Meinung verharren und wie die Maulwürfe im Dunkeln wühlen. Denn die mathematische Naturwissenschaft führt nicht mehr Krieg, sondern triumphiert und ruht im Schatten der friedvollsten Wahrheit. Die andern Teile menschlicher Wissenschaft liefern nur unsichere Ergebnisse, weil sie der einleuchtenden Klarheit

entbehren, von der die Naturwissenschaften überquellten. So kommt es, daß der menschliche Geist, nachdem er lange im ganzen Gebiet der Geisteswissenschaften in die Irre gegangen ist, sich endlich in der Gewißheit der Naturwissenschaften beruhigt.«

Natürlich ging dem versuchten Beweis in jedem Fall eine sorgfältige Überlegung voraus, in welcher Richtung denn die Forschung ihren Weg suchen sollte. Und Gericke's unauslöschliche Begierde nach Aufklärung der Verhältnisse im interstellaren Raum brauchte einen Angelpunkt, mußte einen Weg zu ihrer Erfüllung suchen. Welcher von den erörterten Möglichkeiten (himmlisches Feuer, Festigkeit, Flüssigkeit, rätselhafte Quintessenz oder luftleerer Raum) sollte er forschend nachgehen? Das Feuer schied aus – man hätte es leuchten sehen müssen. Auch die Festigkeit schied aus – wie sonst sollten sich die Himmelskörper bewegen können? Die Flüssigkeit? Konnte Licht für unermessliche Weiten durch eine Flüssigkeit dringen, wenn schon die klarste Flüssigkeit, das Wasser, das Licht nur ungenügend weiterleitete? Gericke, der als Knabe oft im Elbwasser geschwommen und untergetaucht war und entdeckt hatte, daß es auf dem Flußgrund viel finstrier war als an der Oberfläche, konnte, was die Flüssigkeit des Universums anging, nicht lange im Zweifel sein. Blieben einzig die Quintessenz, die man auch »Äther« hieß, und das so große Furcht einflößende Vakuum.

Gericke entschied sich für das Vakuum. Und mochten noch Jahrzehnte vergehen, nachdem er diese Entscheidung getroffen – er hatte sich an die Verfolgung des luftleeren Raums gemacht, und nichts, nichts sollte ihn davon mehr abbringen.

*

Im Spätsommer des Jahres 1647 war Otto Gericke, der Diplomat und Bürgermeister, vom Westfälischen Friedenskongreß nach Magdeburg zurückgekehrt. Der Rat war des Lobes und der Anerkennung voll gewesen. Die Bürgerschaft hatte dem fähigsten Staatsmann der Magdeburger Geschichte

wahre Ovationen bereitet. Der Vorname Otto war für die Neugeborenen der beliebtesten einer geworden. Gerickes Taten waren in aller Munde.

Der gefeierte Mann ging an schönen Tagen gern mit seinem Sohn und noch lieber allein zum Friedhof. Dort ließ er sich auf das Bänkchen nieder, das er neben dem Grabe seiner geliebten Frau hatte aufstellen lassen, und hielt oft stundenlang stille Zwiesprache mit der Toten. All die schweren Zeiten, die er mit ihr durchlitten, wurden dann wieder lebendig, und auch die guten, die schönen, deren warmes Leuchten noch herüberdrang und das Einst mit dem Jetzt verband. Manche Worte Margarethes wurden da wieder lebendig, viele darunter, die den fünfundvierzigjährigen Mann viel tiefer anrührten als früher, da sie wirklich gesprochen worden.

Bei allem Aufheben, das man um den Erfolgreichen gemacht hatte und noch immer machte, hatte ihm, der wachsam geworden durch jene Mitteilungen Christoph Winkelbergs nach Osnabrück, nicht entgehen können, daß hinter dieser und jener freundlichen Larve im Rate – sogar unter den drei Bürgermeisterkollegen – die haßentstellte Fratze der Mißgunst geiferte. Und daß sie schweigen mußten, die nichtswürdigen Neider, machte sie um so gefährlicher. Er hatte ihrer einige durchschaut und war entsetzt gewesen – solche, die sich offenheraus seine besten Freunde nannten; solche, denen er so vertraut hatte wie sich selbst – solche intrigierten gegen ihn; und das mußte ihnen gelassen werden: sie hatten Geschick für die Politik auf der Hintertreppe. Das dem *jungen* Gericke eigen Gewesne, über Nichtsnutzigkeiten wie über kindliche Torheit zu lachen, war längst dahin; der stetige, nun schon über zwanzig Jahre währende Kampf um Magdeburgs Zukunft und Größe hatte ihn hart gemacht und lächelnde Nachsicht zu üben bei Gegnern ihn verlernen lassen. Wenn er manchmal bei Rate den alten Georg Kühlewein anblickte und sah, wie der ihm müde zunickte, so, als wisse er, was hinter ihrer beider Rücken gespielt wurde, dann packte ihn der Zorn ganz übermäßig, und er fragte sich, ob seine

Anstrengungen, Entbehrungen und Leistungen denn überhaupt einen Sinn gehabt hatten, wenn die ersten Nutznießer der Privilegien so aussahen wie die eigensüchtigen Widersacher im Rate.

Wie hatte Margarethe immer gesagt? Du solltest auch an dich denken, an uns . . . Hatte sie nicht hundertmal recht gehabt? Hatte sie ihn nicht oft genug erinnert, daß so mancher Ratmann sein Schäfchen ins trockne brachte, derweilen die andern und er zuallererst sich aufzehrten an der Arbeit für das Gemeinwesen?

Auf den Schreibtisch des Regierenden Bürgermeisters legte der Bote einen Brief, gesiegelt mit dem Wappen der Gericke. Kühlewein erbrach ihn unverzüglich, ob er gleich mitten in andrer, wichtiger Arbeit steckte. Er las, las auch ein zweites Mal – und lächelte. Dann spazierte er in dem Zimmer mit den hohen Schränken ein wenig auf und ab, den Kopf gleichsam zwischen die Schultern gezogen, den Blick gegen die aus Holz gefügte Decke gerichtet. Hätte der Regierende Bürgermeister einer freien Stadt sich mit einem regierenden Fürsten vergleichen können – er würde augenblicklich Bewilligung angeordnet haben, so aber war er nicht viel mehr als der *primus inter pares*, und seine Meinung galt nichts, wenn sie nicht auch die Meinung der Mehrheit im Rate war.

Der Rat ward also – mit Ausnahme Gericke – zusammengerufen, und der Bürgermeister las das gesiegelte Schreiben vor. Es herrschte große Stille. Dann erhob sich einer und hielt eine wohlgesetzte, biedre Ansprache, in der alle Verdienste Gericke unsäglich lobgepriesen wurden, ja, in der Verdienste benannt wurden, die Gericke sich niemals erworben. Die Rede gipfelte in der Forderung an den Rat, gegenüber Gericke nicht mit Anerkennungsschreiben und -erklärungen zu sparen, vielmehr ihn gleichsam damit zu überschütten, auch Versprechungen beliebiger Art zu machen – jedoch die Erfüllung der vorgebrachten Bitte rundheraus abzulehnen oder sie als erst in ferner Zukunft erwägar hinzustellen, an Ge-

reiches Patriziertum und seinen Patriotismus zu appellieren und der Überzeugung Ausdruck zu verleihen, daß der Rat nie und nimmer glauben wolle, ein Mann wie der Bürgermeister Gericke könne beabsichtigen, die Not der Stadt durch seine Ansprüche noch zu vergrößern. Kühlewein lächelte matt – ein Gaunertrick, wie er ihn in dieser Grobheit bei Gott nicht erwartet hatte: daß ein Mann aufstand und einem andern zu verwehren verlangte, was er selbst seit langen Jahren mit weit weniger Grund als Selbstverständlichkeit genoß. Kühlewein kannte sehr gut die Gruppiertungen im Rate – dennoch hätte er vielleicht zu Gericke's Gunsten gesprochen, wiewohl vergeblich; aber da er völlig sicher war, der Tag werde kommen, da man dem Bittsteller nicht nur diese, sondern weit umfangreichere Forderungen werde bewilligen müssen, schwieg er stille und unterzeichnete auch das Schreiben, das dem »Herrn Otto Gericke, Bürgermeister«, als Antwort zugestellt wurde.

Worum Gericke nachgesucht, war aber dies: ihn vorderhand von allen öffentlichen Ämtern mit Ausnahme des Bürgermeisteramts zu dispensieren, da er glaube, sich verdient zu haben, auf einige Jahre ausschließlich seinen bürgerlichen Geschäften nachgehen zu dürfen, die im Interesse der Stadt so sehr zurückgestellt worden, und in der ihm verbleibenden freien Zeit seinen wissenschaftlichen Neigungen ungestört frönen zu dürfen. Ferner verlangte er eine angemessene Entschädigung für seine bisherigen Dienste in Sachen der Stadt und vorläufige Befreiung von allen bürgerlichen Lasten.

Es traf sich wie zufällig, daß die Herren Kühlewein und Gericke einander in der Nähe des Gericke'schen Hauses begegneten; und daß das Gespräch, von Kühlewein aufgenommen, sich anfangs ganz und gar in privater Sphäre hielt, schien ebenso zufällig. Doch plötzlich sprach Kühlewein: »Ihr kennt, Herr Gericke, so gut wie ich die Situation im Rate.« Er brauchte nicht zu erklären, welche Situation er meinte. Drum fuhr er fort: »Ich muß Euch sagen, wie mißgestimmt

ich darüber bin. Und eins noch, vom Freund zum Freunde:
Vertagt Euer Verlangen auf eine günstigere Zeit . . .«

Gericke war gerührt über den Alten; doch wie ihn hier die Rührung ergriff – in demselben Maße garte in ihm feindselige Abneigung gegen die andern, die ins Gesicht so freundlichen Dunkelmänner. Wohl verstand er die Worte Kühleweins von der günstigeren spätern Zeit nicht, denn das Argument von der Armut der Stadt würde noch genauso Gültigkeit haben, wenn seine Knochen längst verfallen waren – aber er beherrschte doch den tiefren Sinn, wenigstens für die nahe Zukunft. Er schwieg.

Seine Freunde bewunderten seine Ruhe, seine äußerliche Ausgeglichenheit, seinen oft sogar noch herzlichen Humor. Doch wenn es ihnen gegeben gewesen wäre, hinter die dünne äußere Schicht einen Blick zu tun – sie wären wohl erschüttert gewesen von der abgrundtiefen Gekränktheit, von dem unnennbaren Zorn, der ihn eigentlich beherrschte. Sie hätten in Rechnung stellen sollen, daß er einer der fähigsten Diplomaten seiner Zeit war. Niemand, selbst der mit ihm so intime Christoph Winkelberg nicht, konnte ahnen, daß zu allem andern auch eine Fülle von Selbstvorwürfen sich in ihm breit machte – daß er wirklich nie an sich und die Seinen gedacht, daß er Margarethes wohlgemeinte Ratschläge lächelnd übergegangen, daß er an die Gerechtigkeit der Welt geglaubt . . .

Als darein noch die Meldung vom Dresdner Hof flatterte: der wackre Kurfürst habe beschlossen, die Gericke gehörenden Güter im Thüringischen einzuziehen (wodurch Johann Georg sich auf privater Ebne für Gerickes diplomatischen Sieg in Osnabrück rächte), da schlug in seinem Innern ein Vorhang zusammen, von dessen Existenz er vorher nie gewußt hatte; und dieser Vorhang warf Schatten auch auf das bisher unverändert gebliebne Äußere.

*

Andreas hieß der Sohn des Christoph Winkelberg, der im Vorjahre seine uralte Mutter begraben hatte. Andreas, ein



*Ein Bursch (Student).
Nach einer Zeichnung von F. Barb.*

Jüngling mit ebenden hellen, forschenden Augen und dem großen, kantigen Kinn, die sein Vater besaß, hatte mit den Bierbauern im Hause Gericke Freundschaft geschlossen und zeigte ein viel größeres Interesse für das Phänomen, daß aus Wasser und einigen Ingredienzien ein achtbares alkoholangereichertes Getränk wurde, Bier genannt, als für die lateinische Sprache, die ihm der Schullehrer nicht recht schmackhaft zu machen verstand. War er nur einen Augenblick ohne Aufsicht, so stahl er sich aus dem elterlichen Hause, erkletterte Mauer oder Tor des benachbarten Gerickschen Grundstücks und verschwand flugs in einem der Räume, in denen die Metamorphose einer Flüssigkeit stattfand. Wohlweislich gab er dabei acht, daß er dem Herrn des Hauses, der schon seit fast drei Jahren in der ganzen Straße als ein mürrischer Sonderling verschrien war, nicht in den Weg kam; denn so sicher wie das ewige Leben eines Christenmenschen schien ihm, der alte Gericke müsse ihn bei den Ohren nehmen und mit einer Beschwerde bei seinem Vater abliefern. Der Vater aber ließ auf den alten Murrkopf nichts kommen . . .

Ganz andre Gefühle hingegen verbanden ihn mit dem Junior Gericke, einem sympathischen dunkelhäutigen jungen Mann von zweiundzwanzig Jahren, zu dessen Redekunst und Denkfähigkeit er gradezu bewundernd aufblickte, obwohl Otto nur sechs Jahre älter war als er selbst; und er vermerkte es eher erfreut als verlegen, daß er ihn, den er heimlich seinen besten Freund nannte, heute mit einem großen Schurz bekleidet in einer Ecke der Brauerei fand, wo er sich gemeinsam mit einem andern Mann über ein Faß beugte und zusah, wie einer der Brauer auf merkwürdige Weise daran hantierte. Hurtig trat Andreas hinzu – aber wie sehr mußte er erschrecken, als er gewahrte, daß der ältere Mann kein anderer als der gefürchtete Herr des Hauses war und gar in einem Habitus, wie man ihn sonst an ihm nicht kannte.

Ehe Andreas noch leise hätte wieder verschwinden können, wandte sich Gericke zu ihm um.

»Kommst allein?« fragte er. »Ohne den Vater?«

Der Knabe stotterte ein Nein und stotterte eine Begrüßung; aber Gericke ließ ihn gar nicht zu Ende kommen.

»Tritt nur näher«, rief er, »kannst vielleicht was lernen.« Das war so unvermutet und so nett gesagt, daß Andreas wirklich herankam, wenn auch zögernd, und auf das große Faß äugte, mit dem etwas vorgenommen wurde, was er nicht verstand; aber er wagte nicht zu fragen.

Bald wurde der Alte für einen Augenblick ans Tor gerufen, und da flüsterte der Besucher dem jungen Otto zu: »Was wird das?«

»Ein luftleerer Raum.«

Dem Jungen weiteten sich die Augen, und er murmelte: »Aha.«

Gericke aber kam summend und über das ganze hagre Gesicht strahlend zurück, rieb sich vergnügt die Hände. Der Sohn blickte ihn von unten her an. »Was gab's denn?«

»Der Bote Eines Ehrenwerten Rats hatte mich zum Konvent aufzubitten. Ich habe ihn hinausgeworfen.«

Es war ein kurzer Weg gewesen von der Annahme einerseits, zwischen den Sternen des Kosmos dehne sich ein jeder Stoffheit barer Raum, und dem Axiom andererseits: nichts hat als wahr zu gelten, wofür nicht Beweise zu geben sind – und dem eignen Entschluß, dem horror vacui zum Trotz alle nur erdenklichen Versuche zu machen, einen luftleeren Raum herzustellen.

So kurz der Weg in Gedanken gewesen – als so schwierig erwies sich die Suche nach einem geeigneten Experiment. Wie denn konnte es möglich sein, die Luft, die allgegenwärtige, von einem Raume fernzuhalten, den nicht statt ihrer etwas andres ganz und gar ausfüllte...?

Doch eines Tages, früh am Morgen, durchlief es den Grübler siedend heiß. Kaum richtig angekleidet, raffte er einen Lederschurz an sich, eilte die Treppen hinab in den großen Brauraum, befahl, ein großes Faß herzunehmen, mit Wasser zu füllen, es zu verschließen und mit dem Spundloch nach

unten auf einen Dreifuß zu stellen. Wenn es gelang – das war seine geniale Idee –, das Wasser aus dem Faß herauszubekommen, ohne daß die Luft den Platz des entfernten Wassers einnehmen konnte, dann mußte im Faß der sagenhafte luftleere Raum produziert sein.

Wenn – –! Es erwies sich, daß auch bei größter Geschicklichkeit nicht ein Liter aus dem Spundloch herauszuholen war.

Tage, Wochen zergrübelte er sein Hirn, auf welche Weise er diesem offensichtlichen Naturgesetz, das er freilich noch nicht mit dem Druck der Luft in Verbindung brachte, beikommen könne. Er durchwühlte das ganze Reservoir seiner ingenieurstechnischen Kenntnisse und Erfahrungen, überdachte diesen und jenen Mechanismus – und fand nichts.

Da geschah es, daß ihm der Sohn von einem Brand in der Nähe des Krökentors erzählte; die außerordentliche Beredsamkeit des jungen Mannes fesselte ihn derart, daß er sich selbst Zeuge dieses unheilvollen Ereignisses wähnte. Er sah die lodernden Flammen, wie einst, vor sich, er erlebte es mit, wie Beherzte das Feuer zu löschen suchten. Er sah sie Zuber herbeischleppen und Feuerspritzen, die das Wasser ansaugten, und . . . Und stürmte hinab, den Sohn mit sich ziehend, mitten in der Erzählung . . .

Im Erdgeschoß fand sich, griffbereit, eine Handfeuerspritze, wie man sie zu dieser Zeit überall in Gebrauch hatte. Für einen Ingenieur bedeutete es eine geringe Mühe, in das noch auf dem Dreifuß stehende Faß unmittelbar über dem Boden eine dritte Öffnung zu bohren und in diese Öffnung mittels schnell konstruierter und gebastelter Isolierungen die Spitze der Spritze fest einzupassen. Gericke erglühete im Eifer. Selbst bediente er den Apparat. Ein Zug – und der Leib der Spritze war gefüllt. – Doch was nun? Auf welche Weise ließ sich das Wasser wieder daraus entfernen?

Die Brauer schielten herüber. Da hockte der Herr Bürgermeister nun auf einem Fäßchen, den Kopf mit der hohen, wenig gewölbten Stirn in die Hände gestützt, und starrte auf

das Faß, in dem nicht Bier war, wie es sich gehörte, sondern blankes Wasser. Und der Sohn stand daneben, und seine Blicke wanderten vom Vater zur Spritze und wieder zum Vater zurück. Es mußte etwas auf sich haben, das Getue; aber was?

Da erhob sich der Alte, lief um das Faß herum, als könnte er damit eine Lösung erhaschen, blickte seinen Sohn an. Zuckte die Achseln. Es blieb ihm nichts andres übrig, als die Spritze wieder aus der Isolierung zu lösen, sie auszuspritzen und diese Art Auspumpen zu wiederholen. Vier-, fünfmal tat er das. Dann lief er davon, hinaus auf die Brücke, die er gebaut, auf die Felder und kehrte erst heim, als die Sonne schon hinter dem Horizont verschwunden war . . .

Die widerspenstige Spritze ging ihm nicht aus dem Sinn. Als so wenig brauchbar sie sich erwiesen hatte – instinktiv erfaßte er, daß grade eine solche Spritze der Schlüssel zum Vakuum war, man mußte sie nur zu benutzen verstehen. Und eben dies verstand er noch nicht.

Er ließ sich die Feuerspritze in sein Arbeitszimmer bringen, beguckte, untersuchte sie von allen Seiten schier eine Ewigkeit, bewegte wohl hundertmal den Kolben, machte sich von dessen Arbeitsweise eine Zeichnung, schief darüber ein. Erdachte am andern Tag alle möglichen Löcher, die der Spritze einzubohren wären, machte Zeichnungen über Zeichnungen – und kam zu keinem Ergebnis. Aber jeder Gedankenfehler reizte ihn nur noch mehr, das anscheinend Unmögliche zu zwingen. Es vergingen Tage und Wochen, in denen er, bei allem, was er tat, die hartnäckige Handfeuerspritze vor sich sah und die vielen Löcher, über die er ge-grübelt, und er versuchte zu ergründen, in welcher Richtung sich seine Bemühungen noch nicht bewegt hatten.

Der Apparat verfolgte ihn schon bis in seine Träume. Und dann – er setzte sich eben zu Tisch – fand er mit einem Male einen Weg.

Wenn man nun in den Mund der Spritze eine Einrichtung einbaute, die das Wasser passieren ließe oder auch nicht –

ganz wie man beliebt; und wenn man in unmittelbarer Nähe dieser Einrichtung ein Loch anbrächte, das ebenfalls zu öffnen und zu schließen wäre, nur müßte es grade umgekehrt wie die Einrichtung in der Spitze funktionieren – wenn man das täte, so müßte doch . . . Und er nahm sich die Spritze her, zeichnete, probierte den geplanten Hergang auf dem Papier aus, probierte wieder, probierte ein drittes Mal, hatte endlich diesen einfachen Mechanismus zu Ende durchdacht – und ließ sich auf der Stelle einen Handwerksmeister kommen, zu dessen Beruf es gehörte, Feuerspritzen aus Messing anzufertigen.

Der Mann stand nun da, die Lippen zwischen dicken Bärten vorgeschoben, die Finger, einer Angewohnheit zufolge, oft an den Ohrläppchen, und ließ sich immer wieder auseinandersetzen, was Gericke bezweckte. Was für einfältiges Zeug doch der berühmte und sonst so gesetzte Herr von ihm verlangte! Aber obwohl er recht despektierliche Gedanken hatte, brachte er es fertig, nicht zu lächeln. Unvermittelt packte ihn Gericke an der Schulter, rief: »Nein, nein! Anders!« Nötigte den Mann zum Sitzen, besprach den Fall von neuem und entwickelte dabei den ihm soeben gekommenen Gedanken, an dem er sich zusehends mehr erhitzte: Die beiden Vorrichtungen müssen Klappenventile sein, so angeordnet, daß sie automatisch funktionieren; zieht man den Kolben heraus, so öffnet sich durch den Druck des einströmenden Wassers das Mundventil nach innen und schließt sich wieder, sobald der Kolben innehält; stößt man den Kolben nun wieder hinein, so klappt das andre Ventil auf, das sich nur nach außen bewegen kann, und das Wasser entweicht aus dem Bauch der Spritze. – Der Handwerksmeister spielte veronnen am Ohrläppchen; langsam hellten sich seine Augen auf, begannen zu glänzen. Er nickte begeistert. »Wenn der hochwohledle Herr Bürgermeister sich nur bis heute abend gedulden wollen . . .« Er riß die Spritze an sich, nahm sich kaum die Zeit, eine ehrerbietige Verneigung auszuführen, und stolperte davon.

Gericke aber wollten die Stunden bis zum Abend nicht vergehen. Er lud, um sich abzulenken, den Sohn ins Zimmer, unterhielt sich mit ihm über die große Politik, brach dieses Gespräch bald wieder ab, kleidete sich zum Ausgehen an und ging doch nur auf einen Besuch zu Christoph Winkelberg. Immer wieder tat er einen Blick auf die Taschenuhr. Er fand in keinem noch so interessanten Gespräch eine Ablenkung, und bald empfahl er sich wieder. Aber nach Hause zurückzukehren vermochte er nicht. Im Eilschritt suchte er die Wohnung des Handwerksmeisters auf. Der stand mit frisch gerötetem Gesicht an seiner Feilbank und bastelte. Gericke legte den guten Rock ab und faßte mit zu. Nicht lange – und der Apparat war fertig. Gericke wollte ihn an sich nehmen und davoneilen. Aber der Meister hielt ihn fest. Unpoliert gab er ein solches Stück nicht aus der Hand. Und der erregte Bürgermeister mußte sich gedulden und mußte zuschauen, wie der Alte mit allerlei Pülverchen, Läppchen und Ledern dem umgebauten Messingrohr spiegelnden Glanz anzuberte.

Gericke konnte nach der letzten Folter mit dem Ausprobieren der neuen Spritze nicht warten, bis er zu Hause war. Er ließ von dem Meister einen Zuber mit Wasser herrichten. Seine Hände zitterten, als sie den Spritzenmund in die Flüssigkeit senkten. Der Alte bückte sich nieder, um ja alles mit ansehen zu können.

Ein Kolbenzug. Dann langsames, stetiges Drücken – und da ergoß sich der so glühend herbeigesehnte Strahl klaren, echten, herrlichen Wassers aus dem zweiten Ventil. Der Bauch der Spritze ward leer.

Der Ingenieur und Experimentator mußte sich niedersetzen. Der glänzende Apparat entglitt seinen Händen und sank im Bottich unter. Welch ein unsägliches, Welch an Göttlichkeit grenzendes Gefühl, das ihn umfing! Er saß in einem fremden Lehnstuhl, beobachtet von einem fremden Manne. Die Hände waren ihm wie festgeklebt an den Armstützen. Er atmete flach, und sein Herz tönte laut wie die Schläge der

Kirchenuhr, die ganz in der Nähe die zehnte Abendstunde verkündeten.

Es war eine neuartige, eine noch nie dagewesne Pumpe geboren worden. Und der, dessen Geist sie erzeugt hatte, war vor Erschöpfung fast am Einschlafen.

Andreas Winkelberg stand mit wenig geistreichem Gesicht am Faß, in das eine Feuerspritze mündete, aus der stoßweise Wasser hervorschoß. Die Gerickes, Vater und Sohn, blickten einander immer aufs neue an. Wie leuchteten die Augen des Ingenieurs, als der Brauer, der die Pumpe bediente, stöhnte, das Herausziehen werde immer schwerer! Sogleich ward ein Seil am Kolbenstiel befestigt, das das gemeinsame Ziehen mehrerer Leute erlauben sollte. Aber während die diesbezüglichen Vorbereitungen noch getroffen wurden und also das Pumpengeräusch verstummt war, da ließ sich plötzlich ein andres vernehmen: ein Zischen. Gericke preßte seine Stirn mit der Hand und nagte an den Lippen. Er ließ noch eine Weile zu zweit pumpen; dann brach er unvermittelt das mißlungne Experiment ab. Es war keine Frage mehr: die Stelle des ausgesaugten Wassers nahm immer wieder die Luft ein, Luft, die durch die Poren des Faßholzes oder die Daubenfugen drang.

Wiederum vergingen Tage angestrenzter Gedankenarbeit, Tage, in denen jedoch auch das Betreiben der bürgerlichen Geschäfte nicht unterbleiben durfte. Wie in jungen Jahren saß er bis tief in die Nacht hinein, und Skizzen reihten sich an Skizzen, in denen die verschiedensten Isolierungsmöglichkeiten des Holzes erwogen wurden. Wasser zu verwenden schien ihm schließlich die beste Lösung. Er ließ ein kleines Faß hernehmen, es (wie kürzlich das große) mit Wasser füllen, verschließen und innen auf den Boden eines größeren stellen, dessen Dauben rundherum aufgerichtet wurden. Nachdem er dann das Mundstück der Pumpe beträchtlich verlängern und durch die Wandungen beider Fässer hatte führen lassen, wurden der obre Boden des großen Fasses eingepaßt, die

Faßreifen fest um die Dauben geschlagen und durch das jetzt oben befindliche Spundloch auch das »Isolierungsfaß« gänzlich mit Wasser gefüllt.

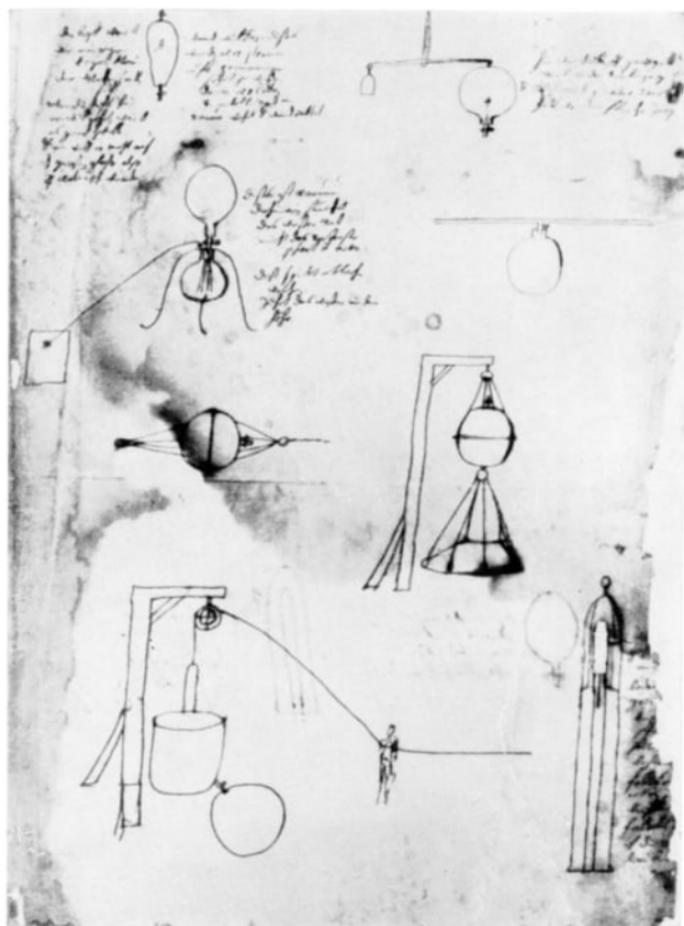
Unter so gearteten Umständen *mußte* – das war Gericke's Meinung – eine Wiederholung des neulich unternommenen Versuchs zum Erfolg führen. Er übergab die Bedienung dem schon geübten Brauer, und zur Freude des Erfinders kam der sehr bald in Schweiß. Gericke war sich nicht zu fein, selbst mit zuzufassen. Es war eine mörderische Arbeit, aber je schwerer sie wurde, desto näher wähnte er sich dem Ziel. Und dabei unterbrachen sie in gewissen Abständen das Pumpen und lauschten, ob etwa das gefürchtete Zischen sich wieder einstellen würde. Doch alles blieb still. Und das Ausaugen des kleinen Fasses schritt weiter fort. Sie achteten der Zeit nicht, die sie noch brauchten – bis plötzlich der Pumpenkolben ganz unbewegbar war und selbst die Kraft eines dritten und vierten Mannes nicht hinreichte, mehr aus dem innern Faß herauszuholen. Gericke's Wangen glühten, an seinen Händen zeigten sich Schwielen – geschafft! Sein ganzes Wesen war Triumph.

Es war zum erstenmal von Menschenhand ein jeder Stoffheitbarer Raum erzeugt worden. In einem Fasse befand er sich, umhüllt von Wasser und abermals einem Faß. Die Existenz eines luftleeren Raums war erwiesen.

War sie wirklich erwiesen? *Bewiesen*? In Gericke stiegen Zweifel auf. So sicher er sich war, nach allen Überlegungen, die er anstellte, so unmöglich ihm ein Trugschluß schien – wie war denn *ändern* darzutun, daß nicht Luft oder noch immer Wasser oder gar ein unbekannter geistiger Stoff das kleine Faß ausfüllte?

Anderntags grübelte er über der Anordnung eines beweiskräftigen Experiments. Da lärmte es die Treppen herauf und klopfte an die Tür. Winkelberg junior, mit wirr in die Luft stehenden Haaren, schlüpfte herein, in das Zimmer des sonst so peinlich gemiednen Mannes.

»Es zwitschert«, rief er atemlos.



Skizzen und Notizen von Guericke's Hand.

Gericke wandte sich mürrisch von seinen Zeichnungen ab.
»Was zwitschert, Bub?«

»Wie Vögel, ein ganzes Dutzend.«

Der Bürgermeister zog den Andreas zu sich heran, machte ein freundlicheres Gesicht und bat: »Nun sprich doch vernünftig und daß man's versteht. Wo zwitschern ein Dutzend Vögel?«

»Im Faß doch! In Euerm Feuerspritzen-Bierfaß! Bestimmt!«

Gericke sprang vom Stuhl auf, der Knabe stürzte hinter ihm drein, und es war noch kaum eine Minute vergangen, da hielten sie beide ihre Ohren an das verdächtige Faß. Und in der Tat – es war da ein Glucksen, ein Kollern und Tirilieren zu vernehmen, ganz dazu angetan, es für den Chor verschiedenartiger Vogelstimmen zu halten.

Es zwitscherte den ganzen Tag fort, auch den nächsten; und erst gegen Abend des übernächsten versiegten die lustigen Geräusche. Und das Faß stand da wie irgendeins der mit Bier gefüllten, still, unansehnlich, groß, und nur die Pumpe, die aus seinem Bauch ragte, hob es von der Masse der andern ab. Gericke ließ es bis zum Fülloch auslaufen, schlug die Reifen herunter, befreite den obren Boden aus der Klammer der Dauben, nahm das kleine Faß heraus, öffnete es – Wasser. Wasser war drin und eine handtiefe Schicht Luft.

Lange stand der nun bald Fünfzigjährige mit dem noch immer pechschwarzen Haar sinnend vor dem unerwarteten Ergebnis seiner Forschungen. Und ein ähnliches Erschauern, wie es ihn einst beim Nachdenken über die unvorstellbaren Weiten des Universums überkommen war, fühlte er jetzt. Welch ein gewaltiger Druck, Welch immense Kraft mußte doch der simplen Luft, in der die Menschen leben, innewohnen, daß sie nach dem Eindringen in das große Faß noch immer so viel Gewalt besaß, binnen kürzester Zeit annähernd dreißig Liter Wasser durch eine stabile Faßwand zu pressen! Welch eine ungeheure Kraft. Denn was sonst als die Luft

sollte das Experiment zu diesem Ergebnis geführt haben?! Und der Mensch, der sinnend dastand, war in einem Zustand, in dem man nur in Superlativen denken kann. Gelang es der Wissenschaft einmal, sich diesen Druck zunutze zu machen – was könnte der Menschheit daraus entstehen! Und was hatte er selbst, Gericke, aus diesem doch im Grunde genommen abermals mißlungenen Versuch gelernt! Ein neues Geheimnis löste sich vor ihm auf, und etwas erwies sich als Tatsache, was sich auszudenken noch keinem Philosophen in den Sinn gekommen war.

Und allem experimentellen Mißerfolg zum Trotz: der jeder Stoffheit bare, der luftleere Raum war, auch durch die neue, noch gar nicht zu überschauende Erkenntnis, mächtig in die Nähe gerückt. Wie kleiner Anstrengungen konnte es nur noch bedürfen, daß er greifbar nahe komme, greifbar . . .

HERREN VOM RAT

Herr Gotthold Forbe, wohlbestallter Erster Kämmerer der Stadt Magdeburg, legte Wert darauf, zu den guten Freunden Otto Gericke gezählt zu werden. Es war dies insofern nicht außergewöhnlich, als er mit allen Ratskollegen durch freundschaftliche Bande verknüpft zu sein wünschte – die unterschiedliche Bedeutung der Ratmänner zu erfassen war ihm leider versagt. Es war durchaus folgerichtig, daß er seinen Gesprächspartnern in allem nach dem Munde redete und peinlich darauf achtete, niemanden zu kränken oder gar gegen sich einzunehmen.

Diesem stets liebenswürdigen Herrn Forbe nun war vom Rat angetragen worden, unter vorgeschobnen Gründen einen Besuch im Hause Gericke zu machen, ein privates Gespräch einzuleiten, in dessen Verlauf aber der außenpolitischen Situation Magdeburgs Erwähnung zu tun und dann mit diplomatischer Delikatesse den störrischen Herrn Bürgermeister, der es fertiggebracht, einen Ratsboten hinauszuerwerfen, mit dem, was man von ihm zu verlangen beabsichtigte, vertraut zu machen, wenn nicht gar ihn zu gewinnen. – Es hatte sich nämlich herausgestellt, daß der Herr Administrator, Herzog August zu Sachsen, das nach vierjährigem Ringen endlich zustande gebrachte und vom Volke wie nichts andres ersehnte instrumentum pacis nicht höher einschätzte als ein beliebiges Stück Papier und entgegen allem Recht mit bösartiger Ungeduld die Huldigung der Stadt und andre eindeutige Untertänigkeitsbezeugungen forderte.

Herr Gotthold Forbe also machte sich auf den Weg zu seinem Freund Gericke, und im Bewußtsein der historischen Mission, die ihm aufgetragen, schritt er aufrrecht dahin und

neigte freundlich seinen Kopf nach rechts und nach links, wenn man ihn grüßte. Nur ihm würde Magdeburg die bleibende Freiheit zu verdanken haben; denn wenn er nicht zum Gericke ginge, würde der Gericke niemals zum Kaiser reisen, würde der Kaiser niemals die Rechte der Stadt sichern. Und er sah sein eignes Abbild, in wettertrotzenden Stein gehauen, schon vor dem Rathaus stehen. Das gab ihm Kraft und Schwung.

Gericke's Schaffnerin, die Nachfolgerin der vor Jahren am Schlag gestorbenen Gisetraut, ließ ihn ein und geleitete ihn mit vielen geziemlich unterwürfigen Reden auf den Hof hinaus, wo der Hausherr zu finden sein mußte. Forbe spreizte sich sehr, streichelte der jungen, hübschen, drallen Person die Wangen, sprach von einem guten Omen, das ihm solcher Empfang bedeute, und begab sich dann, den Umhang gräziös schlenkernd, zu Gericke, der inmitten von Brauern und zwei Jünglingen an einem Metallgefäß hantierte.

»Gott zum Gruße, hochwürdiger Herr Bürgermeister«, rief er aus und neigte sich charmant. »Wollt es nicht übel vermerken, daß ein aufrichtiger Freund nach Dero Gesundheit und Lebenszustand freundlichst sich zu erkundigen allhier erschienen ist.«

Gericke hätte den »aufrichtigen Freund« am liebsten hinausgeworfen wie unlängst den Boten, einmal, weil er ahnte, daß der Rat ihn in beschwerlicher Sache attackieren wollte, zum andern auch, weil keiner im Rat ihm seit eh und je so auf die Nerven gefallen war wie der lebenswürdige Herr Forbe. Indes – er maßigte seine Wünsche, brummte ein paar Worte, die nach Belieben ausgelegt werden konnten, und ließ sich weiter nicht stören. Doch als sich die Brauer höflich zurückziehen wollten, ward er fast böse. Forbe aber plauderte unbeirrt und unbeirrbar und stieß sich nicht daran, daß niemand seinem Geschwätz antwortete, und dabei lächelte er den beiden jungen Männern zu, wenn sie ihn verwundert anblickten.

Nein, was war der gute Gericke doch für ein lustiger Mann! Statt daß er längst auf der Reise nach Wien war, gönnte er

sich so einen scherzhaften Zeitvertreib, auf dem Hofe mit Dienstboten zu stehen und eine kupferne Kugel zu beäugeln, die er aus Gott weiß was für einem Grunde hatte anfertigen lassen. Und da, wo aus dieser Kugel ein Röhrchen, das mit einem Hahn verziert war, herausschaute, hatten sie eine Spritze angeschraubt. Eine Handfeuerspritze! Schrecklich lustig. Und diese ungehobelten Klötze, die Bierbrauer, schoben den Kolben der Spritze immer hin und her – zum Umfallen komisch! Und dieser eine Bursch mit dem kantigen Kinn, der immerzu den Mund geöffnet hielt, als hätte er eine Nasenwucherung, legte nun gar sein Ohr an die Kugel und bemerkte: »Es zwitschert nicht.« Nicht zwitschern! Herr Forbe konnte die köstliche Szene, die er da mit ansah, nicht genug loben und nicht genug dem Bürgermeister schmeicheln, er verstünde vorzüglich, sich auf so unverdorbnen, witzigen Weise von des Tages Mühe und Lasten zu erholen. Und dabei steckte er den pumpenden Brauern Münzen, die gering im Kurse standen, zu, weil sie mit so unbeweglicher Miene spritzten, wo es nichts zu spritzen gab.

»Warum tun sie das?« fragte er Gerickes Sohn, als er nicht mehr wußte, worüber er schwätzen sollte, aber auch Zeit und Gelegenheit, das Geheimnis seiner staatspolitischen Mission zu lüften, noch nicht für gekommen hielt.

»Sie pumpen die Luft heraus«, war die freundliche Antwort.

Forbe stutzte, machte kreisrunde Augen und einen spitzen Mund. Es hatte den Anschein, als ob er nachdenke. Und dann prustete er heraus, wollte sich schier ausschütten vor Lachen, krähte und kicherte in einem fort. Und er drohte dem Jüngling schelmisch mit dem Finger – er sei doch ein gar zu großer Witzbold.

Otto Gericke, dem Vater, ging das ununterbrochne Geschwatze auf die durch das Experiment aufs höchste angespannten Nerven. Eine schier endlose Zeit lief der Versuch schon – und nichts, nichts ereignete sich. Entweder sein plötzlicher Einfall, Luft müsse sich wohl so gut wie Wasser

aus einem Hohlraum pumpen lassen, beruhte auf einer Fehl-kombination, oder aber: Luft brauchte ein beträchtliches Mehr an Zeit.

Da rief der eine der Brauer, der sich als besonders anstellig und sachliebend ausgezeichnet hatte: »Es wird.« Und schmunzelnd nickte er dazu. Wirklich, es wurde. Die beiden Pumpenden mußten jetzt etwa die doppelte Kraft aufwenden wie zu Beginn des Experiments. Forbe ließ sich das erklären und hielt es für einen herrlich pointierten Spaß. Und da tat Gericke etwas, worüber sich die Brauer noch tagelang amüsierten; er forderte nämlich den Herrn Ersten Kämmerer auf, selbst einmal an der Spritze, die er Pumpe nannte, zu ziehen. Forbe, zu Späßen immer aufgelegt, griff zu, drängte die Handwerker zur Seite, zog – und erschrak. Da er aber nicht überblicken konnte, ob ihm hier objektive Schwierigkeiten oder seine eigne Schwächlichkeit einen Schabernack spielten, ließ er sich nichts anmerken und pumpete, was er nur pumpen konnte. Jedoch mit jedem Zug wurde diese Tätigkeit mehr zur Qual, und wohl oder übel mußte er, über und über mit Schweiß bedeckt, von seinem Leichtigkeitsbeweis abstehen. Was ihm erst lustig gewesen war, wurde ihm jetzt unheimlich. Hinter seinem Rücken, dort, wo es niemand sehen konnte, schlug er ein Kreuz – ganz wie es seine Tante zu tun pflegte, die noch immer beim katholischen Glauben verharrte.

Gericke aber wurde zusehends mehr guter Laune. Noch zwanzig Minuten, noch zehn, noch fünf – und er würde das erste seiner Forschungsziele erreicht haben. Das Vakuum, rumpelte es in seinem Hirn, das Vakuum . . .

Ein ungeheurer Knall – – !

Die pumpenden Brauer fielen durch den plötzlich nachlassenden Widerstand auf den Rücken und schrien vor Schreck. Gericke und die beiden Jungen waren nicht minder erschrocken. Doch keinem war das ohrenbetäubende Ereignis so an die Nieren gegangen wie dem Herrn Kämmerer Forbe – im eigentlichen Sinne des Wortes an die Nieren. Sein Herz hämmerte, seine Hände bebten, er sah Sternchen und Teufel-

chen – aber das alles konnte ihn nicht darüber hinwegtäuschen, daß seine Nieren in der Tat für eine Viertelminute versagt hatten. Wenn er jetzt nur schnell und unauffällig verschwinden könnte . . . Sein Entsetzen vermehrte sich noch, als er entdeckte, daß die kupferne Kugel verschwunden und an ihre Stelle ein dünnes kupfernes Blech getreten war – ganz zweifellos ein Werk des Pferdefüßigen.

Gericke hatte sich schnell wieder gefaßt. Strahlende Zufriedenheit lag über seinem Antlitz, die keiner der Umstehenden begriff. Dem Kupferschmied, der die Kugel nicht haargenau an allen Punkten gleich und rund gemacht, hatte er zu verdanken, daß ihm aufs neue und auf so eindringliche Weise die gewaltige Kraft der Luft bewiesen worden war. Einen geschmiedeten Körper mit Wandungen von mehr als einem halben Zentimeter zusammenzudrücken wie ein Handtuch – das war schier unvorstellbar. Und doch hing da vor ihm an der Pumpe nicht mehr als ein rundliches Blech.

Noch einmal war ihm das Vakuum ausgewichen, aber wohl das letztmal.

Als er sich umwandte, um zu sehen, welche Wirkung sein mit so unerwartetem Effekt zu Ende gegangnes Experiment auf den städtischen Kämmerer gehabt, erwies sich, daß von einem Herrn Forbe weit und breit nichts mehr zu sehen war.

*

Obwohl nach seiner eiligen Heimkunft der Herr Forbe unverzüglich die in Mitleidenschaft gezogenen Beinkleider gegen trockne eingetauscht gehabt, so hatte ihn dies doch nicht mehr vor einem ordentlichen Schnupfen und einem gelinden Blasenkatarrh bewahren können. Im Grunde aber waren dem wackren Kämmerer beide Leiden grade recht gewesen, denn sie hatten ihm gestattet, im Bett zu bleiben und auf ehrenvolle Weise die Berichterstattung beim Rate zu vertagen. Vertagen wohl, aber aus dem Wege gehen hatte er ihr nicht können; ja, er mußte sich, wollte er nicht zimperlich erscheinen, sogar bereit erklären, einen zweiten Gang in das Haus

mit der verschwundenen Kugel und dem erschauerlichen Knall zu tun.

Gericke, den er diesmal in seinem Arbeitszimmer traf, tat auch der schlimmen Geschichte von neulich taktvoll keine Erwähnung, lud seinen Besuch vielmehr zum Sitzen ein, bot ihm sogar Bier an – und fragte ihn dann auf den Kopf zu: »Nun also, Herr Forbe, was hat Ein Ehrenwerter Rat Euch an mich aufgetragen?«

Der Kämmerer war höchst verblüfft, so daß es ihm im Augenblick an einer Antwort mangelte. Der gute Freund Gericke verstand nicht nur, auf dem Hof teuflische Dinge in Szene zu setzen – er konnte auch Gedanken lesen. Erschrecklich. Und wenn der Herr Forbe nicht schon von dem Bier genippt und sich also von dessen Makellosigkeit überzeugt gehabt hätte – er würde es nun nicht mehr angerührt haben.

Den alsbald stockend begonnenen Vortrag des Gastes unterbrach der Hausherr rasch, in dem Moment nämlich, da ihm klar war, was man von ihm verlangte. »Es trifft sich vorzüglich«, sprach er unverhofft in die Rede des andern hinein, »daß ich in dieser Stunde Geschäfte am Alten Markt habe. Laßt uns gemeinsam gehen, und sprecht mir unterwegs das übrige.«

Ein paar Schritte vom Hause entfernt verhielt er plötzlich, lächelte, als bäte er um Nachsicht. »Ich habe verabsäumt, ein Manuskript zu mir zu stecken. Verzeiht.« Und damit kehrte er ins Haus zurück, schloß gut ab, ging in sein Zimmer und setzte die Arbeit dort fort, wo er sie unterbrochen.

Der gute Forbe aber ließ es sich nicht verdrießen, eine Stunde zu warten. Dann aber, da es auch schon zu dämmern begann, machte er sich auf den Heimweg, im Innersten zufrieden darüber, daß ihm eingefallen war, er müsse beim Auf- und Abgehen seinen Freund verfehlt haben. –

Sosehr Gericke sich auch sträubte – es gelang ihm auf die Dauer nicht, den sich immer häufiger wiederholenden Anforderungen des Rates schweigend Widerpart zu leisten. Er mußte sich zu einer Aussprache bequemen, und er tat es auch,

allerdings mit dem festen Vorsatz, die erwogene Gesandtschaft an den Kaiserhof abzulehnen.

Der greise Georg Kühlewein schritt ihm lächelnd entgegen, als er den Sitzungssaal betrat, streckte ihm die Hand hin und sagte: »Willkommen!« Nur dieses.

Und dann berichtete Dr. Selle, der Syndikus der Stadt, von dem schändlichen Verhalten des sächsischen August, von der Widersetzlichkeit und Wortbrüchigkeit seines kurfürstlichen Vaters und der aktiven Gegnerschaft Kurbrandenburgs. Er schilderte so drastisch, wie es ihm gegeben war, daß der Administrator sogar mit seinem Heer gedroht, wenn Magdeburg sich nicht binnen kurzem unterwerfe. Durch endlose Verhandlungen sei nur zu erreichen gewesen, daß August die angedrohte Vollstreckung seines Willens so lange aussetzte, bis eine bevollmächtigte Gesandtschaft zu Kaiser Ferdinand dem Dritten gereist und von dort mit beglaubigtem Material zurückgekehrt sei. Spreche sich der Kaiser in diesem Material für Magdeburgs Freiheit aus, was er, der Herr Administrator, in Zweifel zu ziehen sich erlaube, so wolle er der letzte sein, der dem Status quo mit Gewalt zuwiderhandle.

»Aller Augen richten sich auf Euch, hochehrenwerter Herr Bürgermeister Gericke«, rief der Syndikus am Ende seines Vortrags aus. »Fügt Euren für Magdeburg getanen Ruhmes- und Liebestaten neue an! Vollendet, was unter Eurere Hand so groß geworden! Und seid der ewigen Dankbarkeit einer gemeinen Stadt und ihrer Glieder zuversichtlich und gewiß!«

Das letzte hätte er wohl nicht sagen sollen, denn sofort breitete Gericke ein Schreiben auf den Tisch, das Kühleweins Unterschrift trug und in dem von der Ablehnung des Gesuches um billige Vergünstigungen die Rede war. Das schob er dem Redner hin, wie beiläufig.

»Heißt Ihr das Dankbarkeit, Herr Syndikus?«

Betretnes Schweigen. Und dann noch einmal Gerickes Stimme: »Nein, nicht wahr?«

Der Syndikus, offenbar als sozusagen unparteiischer Mann beauftragt, die Verhandlung mit Gericke zu leiten, blickte an

sich hinab, etwas verworren, wie es schien, fühlte die Augen der Ratsmitglieder und besonders die der Gegner Gericke auf sich gerichtet und hob in plötzlichem Entschluß das gepflegte Haupt wieder, blickte Gericke voll an.

»Ein Wohlmeinender Rat wird wissen, was er seinem Besten schuldet«, sprach er, »nur —«, und er suchte nach einer verbindlichen Formulierung, »nur muß es ihm verstattet bleiben zu befinden, *wann* seine Schuld abzutragen er für möglich hält. Und ein Mann wie Ihr, hochwürdiger Herr Bürgermeister, wird wohl Verständnis haben . . .«

»Verständnis«, unterbrach ihn Gericke, »ist ein gutes Wort und ein wohlfeiles zugleich. Es hört sich trefflich an im Munde dessen, der es zuerst gebraucht. Von wenig Geschmack freilich wird man es finden, wenn alsogleich auch die andre Seite — in schuldiger Demut und Dienstwilligkeit — um ein geringes an Verständnis nachsucht. Laßt mich im Ernste fragen, wem wohl das größte Recht auf das Ersuchen um Verständnis zukommt, Einem Ehrenwerten Rate oder mir!«

Der privilegierte Ratmann Schulsen, auf dessen Betreiben hauptsächlich das immer noch auf dem Tisch liegende Ablehnungsschreiben verfügt worden, meldete sich nach einer neuen Redepause zum Worte.

»Wir sollten uns wohl vom eigentlichen Zweck unsrer Besprechung nicht abhalten lassen durch die Erörterung randhafter Nichtigkeiten. Zutiefst bin ich überzeugt, daß unser hochverehrter Herr Bürgermeister Gericke der erste ist, der mir in meinem Gesuch zustimmt.« Er musterte die Gesichter seiner Freunde und Anhänger, und daß sie ernst und gemessen nickten, befriedigte ihn. »Laßt uns die nähern Anweisungen für die Gesandtschaft an Seine Majestät den Kaiser festlegen!«

Gericke sprang auf.

»Ei freilich hat er recht, der Herr Schulsen. Nur eine Kleinigkeit erlaubt mir zuvor: zu sagen nämlich, daß nach Wien reisen mag, wer will. Ich nicht!«

»Herr Bürgermeister . . .«

»Herr Schulsen! Ein Mann wie ich, der fünfzig Lebensjahre ausgelebt hat und die Hälfte davon in ununterbrochenem und bestätigtem Fleiße für diese Stadt, die er heiß liebt, der viel hergegeben und auf viel verzichtet hat – ein solcher Mann wird sich nicht gar befehlen lassen, von anderm zu sprechen, als er mag!« Und zu den übrigen gewandt, fuhr er, mäßiger im Tone, fort: »Es braucht eines großen Scharfsinns nicht, herauszufinden, was für einen Grund wohl ein Herr Schulsen hat, dem Gespräch eine Wendung zu geben. Ich mache mich anheischig, mit Beweisen aufzuwarten, die erhellen, mit welchem nimmermüdem Fleiß ein Herr Schulsen sich sonst aufs Erörtern solcher ‚randhafter Nichtigkeiten‘ legt, wie er es zu bezeichnen liebt, wenn sie nur *ihn* angehen!«

Große Bewegung entstand im Rate. Herr Kühlewein hob die Augenbrauen, des Syndikus Hände spielten nervös auf der Tischplatte. Schulsen reckte sich zu seiner ganzen imponierenden Gestalt.

»Ereifert Euch nicht«, rief Gericke. »Es würde klein anmuten und meine Hitzigkeit nur steigern. – Fast seh' ich ein – ich hätte mir auf feinere Weise Nutzen schaffen sollen als durch Bitten an den Rat. Befürchtet nichts! Nicht durch so kindliche und sichtbare Betreibungen wie ein Herr Schulsen – o nein. Ich hätte die schönen und von mancher Seite mir angetragenen Geldgeschenke nehmen sollen, die man mir bot, damit ich auf dem Kongreß zu Münster und Osnabrück schwiege. Wie gefällt Euch denn das?! Soll ich mich loben, daß ich es nicht tat? Zwingen mich nicht vielmehr die Herren zur Scham für meine törichte Ehrlichkeit? Ich säße dann im Rate so wie heute, wäre um eins so reich, besäße meine thüringischen Güter noch, die mir um Magdeburgs willen gestohlen worden, und wäre ein von allen Seiten umhertogter Mann. Denn selten ist dem einen der Mißerfolg so übel vergolten worden wie mir der Erfolg. – Ich will Euch eines noch sagen, ehrenwerte Herren: Der erste Teil meines Lebens gehörte einem Ideal, der Überzeugung, die Menschen seien gut und gerecht, und erste Pflicht sei es, sein Selbst für die

Gemeinlichkeit zu opfern. Einem Hochwohlloblichen Rate der Freien Reichsstadt Magdeburg gebührt der Ruhm, daß meines Lebens Rest der Gewißheit von der Schlechtigkeit der Menschen und ihrer Falschheit gehört. Einzige Befriedigung zu gewinnen ist dem Weisen möglich in der Wissenschaft. Das hat man mich gelehrt. Und dieser Wissenschaft habe ich mich verschrieben und werde an ihr festhalten bis zu meinem Ende.«

Mit erstaunlicher Ruhe nahm er wieder am Beratungstische Platz, befühlte ein wenig seinen Kinnbart und sagte noch: »Nach Wien verschickt, wen Ihr wollt. Ich reise nicht.«

Heftige Debatten gab es nach der erfolglos beendeten Sitzung. Gericke hatte sich unverzüglich nach Hause begeben, und auch seine Freunde verließen den Sitzungssaal. Die Zurückgebliebenen – die Mehrheit übrigens – drängten sich um den Syndikus. Schulsen hielt große Reden, verlangte, daß man Gericke wegen gröblicher Beleidigung den Prozeß mache. Kühlewein schmunzelte und massierte seine großen Hände. Wenn Schulsen schwieg, um neues Gift zu sammeln, wogte das Stimmengewirr der andern auf, die völlig ratlos waren. Da alle zugleich redeten, verstand keiner etwas. Bis Forbe seine Stimme mit Macht aus dem quirlenden Chor der andern heraushob: »Man sollte einem, der dem Rat die Steuern schuldig, wie ich mehrere im Buche habe, seine Güter nehmen und sie Herrn Gericke, meinem Freunde, schenken, auf daß er sich beruhigt und die so wundernützliche Reise zu Ferdinando tertio, Römischen Kaisern, antritt.« Man schrie ihn nieder. Und Kühlewein vermerkte, daß sich, seit er im Rate saß, noch nie ein Tumult wie dieser zugetragen hatte.

Da verschaffte sich mit einer Handbewegung der Herr Syndikus Gehör.

»Und warum eigentlich«, fragte er, »wollen wir ihm die Privilegien nicht geben?«

Schweigen. Ja, warum nicht?

»Hat er sich's nicht verdient?«

»Soll er uns über den Kopf wachsen?« schrie Schulsen.

»Fürchtet Ihr seinen Kopf, den Ihr adhuc benützt und jetzt schon wieder nötig habt, da es um Wien geht?«

Der Ratmann Schulsen blieb die Antwort schuldig. Er stapfte zum Fenster und lehnte sich hinaus, als brauche er Kühlung.

»Ich weiß nur einen Rat noch, wenn Ihr den vorigen verschmäht«, hob der Herr Syndikus von neuem an. »Man sende den Herrn Schulsen an den Hof zu Wien. Sein dortiger Erfolg wird den Herrn Gericke belehren.«

Schulsen war herumgefahren. Erst starrte er. Dann rief er: »Meine Privilegien verschonen mich vor derlei Missionen. Ein keck erdachtes Wort, Herr Syndikus, das man sich merken wird.«

»O zuviel Ehre«, entgegnete freundlich Dr. Selle. »Doch sagt mir, was soll sonst geschehen? Mein sehr bescheidenes Denkvermögen reicht völlig hin zu begreifen, daß des Herrn Gericke Forderungen wie nichts sonst auf der Welt berechtigt sind. Meint Ihr, die Bürgerschaft wäre so dümmlich, nicht zu demselben Resultate zu kommen? Wenn man sie fragte, meine ich. Und wie nun, wenn Herr Gericke sie fragte? Beliebt zu allem übrigen nicht zu vergessen, wie man ihn liebt und verehrt. Ist Euch so neu, daß man Einen Hochweisen Rat auch stürzen und hinwegfegen kann? So neu in Magdeburg insonderheit? Wie dann? Was dann? Ein in der Tat grotesker Augenblick!«

Schulsens Lippen zitterten. »Und wenn man nun verbreitete, daß der genannte Herr auf seinem Hofe sich mit Teufelstückchen . . .«

»Ich habe nichts gesagt, nichts, Herr Schulsen, nicht eine Kleinigkeit«, rief der ehrenwerte Herr Forbe besorgt. Er rieb sich den Schweiß von der Stirn, seine Nase ward blaß.

Syndikus Dr. Selle verneigte sich, schritt zur Tür, verneigte sich noch einmal, lächelte mit schräg gehaltenem Kopf. »Vor solcher Tapferkeit weicht meine geringe Intelligenz und empfielt sich.«

Von der Hohen Straße biegt ein vorzüglich bespanntes Gefährt nach Süden ab, um auf dem alten Handelsweg über Dresden, Prag und Iglau nach Wien zu gelangen. In seinen Polstern schläft der Bürgermeister Otto Gericke; sein Sohn liest in einem Buche. Lange schläft der Bürgermeister, der schlechte Zustand der sächsischen Straßen hindert ihn nicht – der Bürgermeister, ein jüngst mit umfassenden Privilegien und Rechten ausgestatteter Mann... Er reist zu seinem Kaiser.

Wie kann er ahnen, daß kurz vor einem für Magdeburg günstigen Schiedsspruch der Majestät der alte Graf von Trautmannsdorf sterben und durch seinen Tod kaiserlichen Räten entgegengesetzter Einstellung den Weg freigeben wird, die das Oberhaupt des Reiches an den bevorstehenden Reichstag erinnern, an dem die Kurfürsten den kaiserlichen Sohn zum Römischen König und Nachfolger auf dem Throne wählen sollen – wie kann er ahnen, daß seine Gesandtschaft mit einem Mißerfolg enden wird, da der Kaiser sich die mächtigsten Kurfürsten des Reiches, die von Sachsen und Brandenburg, nicht zu Feinden machen kann und will und nur den geringen Trost zu geben bereit sein wird, der endgültige Spruch werde auf dem Reichstage fallen – wie kann er ahnen, daß er durch die anstrengende diplomatische Arbeit schwer erkranken und erst nach achtzehn Monaten nach Hause zurückkehren wird und ohne den Sohn zurückkehren wird, an dem sein ganzes Herz hängt; denn der Sohn wird Geschmack daran finden, seine bisherigen Studien durch den Besuch der Wiener Universität zu krönen – wie kann er dies ahnen...

Er schlummert in seinem Wagen, der Magdeburger Bürgermeister, den Kopf neben das Fenster gelehnt; aber die sächsischen Steine, die unter den Rädern wegspringen, sind schuld, daß der Kopf keine Ruhe findet.

VOR KAISER UND REICH

In Magdeburg, der Stadt, die reichsfrei geworden, aber bis jetzt in nichts den Genuß ihrer jungen Rechte hatte kosten können, schwebte wiederum eine Fürbitte von der Kanzel in die Hirne und Herzen der Menschen:

»Eure christliche Liebe wolle auch Gott den Allmächtigen inbrünstig anrufen und bitten, daß seine göttliche Allmacht bei begonnenem allgemeinem Reichstag zu Regensburg die Herzen der hohen Häupter, die er in seinen Händen hat, also regieren wolle, dasjenige christlich zu beherzigen, zu beraten und ins Werk zu richten, was zu seiner göttlichen Ehre und unsers geliebten Vaterlandes beständigem Frieden und Wohlstande gereichen und ausschlagen möge.

Ingleichen schließe Eure christliche Liebe in Dero andächtiges Gebet mit ein zwei Regimentspersonen, welche in angelegten Stadtsachen auf vermeldeten Reichstag abgesandt und verschickt worden.«

*

Am 30. Juni 1653 war in der Freien Reichsstadt Regensburg vom Erzkanzler für Deutschland, Grafen Johann Philipp von Schönborn, Kurfürst-Erbbischof von Mainz und Bischof von Würzburg, der Reichstag eröffnet worden; es war dies der erste nach dem großen Kriege, und er war eigens einberufen, um die im Friedenstraktat von Münster und Osnabrück festgelegte Reform der deutschen Reichsverfassung auszuhandeln und in Kraft zu setzen.

Ein Reichstag hatte seinen Anfang genommen, auf dem nicht nur die alten deutschen Reichsstände (mit Ausnahme der unabhängig gewordenen Eidgenossenschaft und der Ver-

einigten Niederlande) Sitz und Stimme hatten, sondern auch der König von Spanien als Herr der beim Reich verbliebenen niederländischen Provinzen, Herzog von Mailand und Freigraf von Burgund; der König von Dänemark als Herzog von Holstein; der König von Schweden als Herzog von Pommern und Bremen, Fürst von Verden und Herr von Wildeshausen und Wismar.

Ein Reichstag hatte seinen Anfang genommen, der Schauplatz werden sollte eines Kampfes aller gegen alle; ein Reichstag, der Deutschland den Rest seines mittelalterlichen Nimbus' nehmen und seine ganze klägliche politische und wirtschaftliche Ohnmacht zur Schau stellen sollte; ein Reichstag, der sich im folgenden Jahr wieder auflösen sollte, ohne auch nur in einem einzigen der wesentlichen Punkte des Programms Einigkeit erzielt zu haben.

Das Antlitz des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation war sichtbarlich ein andres geworden; sein Leib war Stück für Stück zu Grabe getragen. Und mochte das Reich auch offiziell noch bis zum Jahre 1806 bestehen bleiben – de facto war bereits jetzt durch das «ius foederationis» die noch durch den Krieg hindurchgerettete dürftige Zentralgewalt des Kaisers in einem solchen Maße eingeschränkt, daß man mit Fug und Recht von einer Fülle *souveräner* deutscher Staaten sprechen konnte, deren wesentlichstes Merkmal es war, beliebig und auf eigne Faust mit ausländischen Mächten Verträge abschließen und Kriege führen zu dürfen – freilich mit der einen Einschränkung: dabei Kaiser und Reich nicht anzutasten. Welches Gewicht allerdings die mächtigsten deutschen Fürsten dieser Klausel beizumessen geruhen, sollte die Geschichte der folgenden hundertfünfzig Jahre zeigen.

Wie also war nun Zeit und Interesse bei den hohen Häuptern zu erwarten? Wie sollten sie »beratschlagen und ins Werk richten, was zu des geliebten Vaterlandes beständigem Frieden und Wohlstand gereichen und ausschlagen« könnte?

Die Regimentspersonen aus Magdeburg, die sich auf der Reise nach Regensburg befanden, waren aber der Herr Bür-

germeister Gericke und der Herr Syndikus Dr. Bertram Selle nebst zwei Dienern.

Den beiden Männern, die so viel zu klagen und zu ersuchen hatten, war ein glänzender Verhandlungsbeginn beschieden: Seine Majestät Ferdinand der Dritte empfing sie persönlich und mit größtem Wohlwollen, wobei er leutselig zu verstehen gab, daß er sich sehr gut noch der in Wien mit Gericke geführten Gespräche erinnere. Die beiden Herren erlaubten sich, nachdem sie ihm zur Wahl und Krönung seines ältesten Sohnes als Ferdinand den Vierten und zur kürzlich erfolgten Geburt seiner Tochter gratuliert hatten, die Gesuche der Stadt schriftlich zu überreichen, aber auch mit sorgfältig ausgearbeiteter Rede den Administrator August seiner neuerlichen Übergriffe wegen anzuklagen. August hatte nicht nur dem Herzog Franz von Lothringen, der zugleich Domprobst von Magdeburg und damit Aufseher über die in der der Stadt zugesprochenen Viertelmeile gelegnen Klöster (und Bischof des französischen Episkopats Verdun) war, militärischen Schutz zur Vorenthaltung der städtischen Rechte gegeben, sondern auch durch Sperrung der Elbe für Magdeburgs Schifffahrt und Handel der Stadt einen unüberwindlichen wirtschaftlichen Schaden zugefügt, der nur zu leicht zur Katastrophe führen konnte. Und nicht nur das – er hatte sich Eingriffe in das städtische Stapelrecht erlaubt, hatte neue Zölle erfunden und erhoben, die geeignet waren, Magdeburgs Handel gänzlich abzutöten, und hatte schließlich die Gläubiger der Stadt (sie war durch den Krieg und die Kontributionen und Reparationen in beängstigende Schulden gestürzt und zu Anleihen großen Stils gezwungen worden) auf sie gehetzt, um ihr das Lebenslichtlein schnell und für immer auszublasesen.

Ferdinand, ein fünfundvierzigjähriger blasser Herr, der sich mehr in die Kunst als in politische Schachzüge einzufühlen vermochte, ließ sich zu einem ganz und gar unkaiserlichen Seufzer hinreißen. Er wanderte im Zimmer auf und nieder und ließ die Herren im ungewissen darüber, ob sie sich

zurückziehen sollten oder nicht. Er spürte, wie so oft in diesen Tagen und Jahren, die schmerzende Last der zahllosen Kronen und Fürstenhüte, die daheim in der Hofburg lagen und von denen die größte und schwerste die mit Kammbügel und Kreuz war, die Kaiserkrone. Und dann formte sein fahler Mund – die Unterlippe, wie bei allen Habsburgern, stand wulstig vor – ein dünnes Lächeln.

Sie hege beste Gesinnungen für Magdeburg, sprach die Majestät, und werde alle ihre Macht verwenden, zum Rechte dem zu verhelfen, der im Rechte sei.

Der Reichstag besaß außer dem Kaiser als Oberhaupt drei Gremien, die gesondert über jeden Punkt berieten. Es waren dies der Kurfürstenrat, der Reichsfürstenrat und das Kollegium der Reichsstädte. Und das Verfahren war so geregelt, daß, nachdem jedes Gremium für sich zur Vorentscheidung gelangt war, zunächst die Versammlungen der Kur- und Reichsfürsten gemeinsam tagten; und erst wenn diese beiden Kollegien sich geeinigt hatten – was übrigens höchst selten geschah –, wurden die Vertreter der Städte zur Gesamtkonferenz zugelassen; eine Regelung, die den Städten auch nicht das geringste politische Gewicht mehr ließ – ein Veto gegen den Beschluß der höheren Gremien durften sie wohl anbringen, von Belang sein konnte es aber in keinem Falle.

Wenn Magdeburg und seine Gesandten geglaubt hatten, auf Grund des Friedenstraktats im Kollegium der Reichsstädte Sitz und Stimme einnehmen zu können, so wurden sie nur zu schnell über diesen Irrtum belehrt. Die Kurfürsten waren gegen die Gewährung dieses Rechts – und der Kurfürstenrat konnte nie überstimmt werden.

Der Fall war entschieden. Gericke und Selle waren verurteilt, wie schon auf dem Friedenskongreß, außerhalb des Regensburger Rathauses Gönner und Fürsprecher zu suchen. Und das taten sie unverdrossen, wiewohl mit nicht so nachhaltigem Erfolg, wie sie gehofft hatten. Indes – die eine Gewißheit blieb ihnen: der Kaiser, das Oberhaupt des Reiches,

hatte versprochen, alle seine Macht für das Recht zu verwenden . . . kaiserliche Macht.

Am 2. Mai 1654 kam das an den Kaiser gerichtete Ersuchen Magdeburgs vor dem Kurfürstenrat zur letzten Verhandlung – und wurde abgelehnt. Am 6. Mai stellte sich die Uneinigkeit des Kollegiums der Fürsten, in dem Schweden längst an Macht und Ansehen verloren hatte, heraus. Ein Schiedsspruch war nach der neuen Verfassungsreglung unmöglich geworden. Die Sache selbst ward zur Klärung bis zum nächsten Reichstag an den Kaiser zurückverwiesen. Zur *Klärung* zurückverwiesen, nicht in kaiserliches Ermessen gestellt.

*

Gericke hatte sich angewöhnt, auf allen seinen neueren Gesandtschaften, die ihn in letzter Zeit nach Wien, Nürnberg, Prag und hierher nach Regensburg geführt hatten, seine Versuchsgeräte bei sich zu haben und in den wenigen freien Stunden, die ihm zwischen den Verhandlungen und den schriftlichen Arbeiten blieben, seine Forschungen voranzutreiben. Freilich war die neukonstruierte große Luftpumpe, die durch zwei Stockwerke seines Hauses reichte und vermöge ihres beachtlichen Volumens geeignet war, sehr schnell auch in größeren Hohlräumen ein Vakuum herzustellen – freilich war dieser umfangreiche Apparat nicht unter den mitgeführten; aber Gericke hatte sich eine zuverlässige Reiseluftpumpe bauen lassen, die ihren Zweck vollauf erfüllte, wenn sie auch ein längeres Pumpen als ihre große Schwester notwendig machte.

Auch zur Zeit des Regensburger Reichstages ergaben sich Gelegenheiten, die luftphysikalischen Untersuchungen in bescheidenem Umfange zu betreiben. Gericke hatte in den beiden Dienern und fast ebenso sehr in dem Mitgesandten Dr. Selle, dem Syndikus, freundliche Helfer.

Der Rechtsgelehrte wünschte längst, die Experimente, die Gericke aus dem Mund des Ratsherrn und Kämmerers Forbe das Prädikat eines Teufelsgenossen eingetragen hatten, aus

eigner Anschauung kennenzulernen und zu ergründen, was an solcherlei Versuchen von Wert oder Unwert sei. Jedoch war die Erfüllung des Wunsches bisher ausgeblieben. Der Bürgermeister hatte sich von jedem privaten Verkehr in der Stadt zurückgezogen und diese Abkapslung nach seiner Wiederverheiratung vor einem Jahr eher forciert als gelockert; einzig mit Winkelberg hatte er weiter Kontakt gepflogen und für die Zeit dieser Reise auch seine zweite Gattin, Dorothea, dem Schutz und der Betreuung durch die Freunde empfohlen. Insonderheit aber war er seinen Kollegen vom Rat aus dem Wege gegangen, und daß seine Frau die Tochter des Mitbürgermeisters Lentke war, hatte daran nichts geändert – trotz der Erteilung des Immunitätsbriefes, in dem alle zugunsten Gericke erlassenen Privilegien verzeichnet standen, gab es für ihn keine Versöhnung. Der einst so fröhliche, aufgeräumte, angenehme Gesellschaft suchende Mann war zu einem Einsiedler geworden, der die Menschen mied, weil er sie verachtete. Diese Umfärbung des Charakters drückte sich auch in seinen Mienen aus, in den tiefen Falten, in den verbißnen Mundwinkeln, und selbst ein so gewandter Herr wie Dr. Selle hatte es nicht fertiggebracht, diese Mienen zu ignorieren und in den Kollegen, den er sehr hoch schätzte, zu dringen. Und je weiter die Zeit vorgerückt war, um so weniger hatte er es vermocht – Gericke war gänzlich unnahbar geworden; ein nie gekannter Egoismus sprach aus allem, was er tat; und es schien, als lege er es darauf an, Schulsen wenigstens in dieser Beziehung zu gleichen.

Was Herrn Dr. Selle in seiner Lauterkeit aber verborgen geblieben, das war die Nichtswürdigkeit der Gericke feindlichen Partei im Rate, die noch immer die Erfüllung der dem Bürgermeister zugesprochenen Privilegien hintertrieb und mit Eifersucht darüber wachte, daß der Kämmerer Forbe nicht den geringsten Betrag an ihn auszahle. Was ihm außerdem verborgen geblieben war, das war die gradezu körperliche Abneigung Gericke gegen die ins uferlose steigende Bestechungs- und Günstlingswirtschaft an den deutschen Für-

stenhöfen und namentlich an der Wiener Hofburg, gegen die sich mehrenden Skandalaffären und offenen Betrügereien – eine Abneigung, die nur um so heftiger ward, als seine Missionen verlangten, daß er gleichermaßen wie die andern in diesem Pfuhl watete, auch bestach, auch Günstlinge suchte und sich von diesem Schlamm vor sich selbst nur dadurch reinigen konnte, daß er sich immer wieder seine Liebe zu Magdeburg eingestand, für die alles zu tun er bereit sein mußte. Und was im Rat niemand zu verstehen vermochte, war aus dem gleichen Grunde, aus der gleichen Liebe zu erklären: daß er, wenn auch oft nach heftigem Sträuben, trotz seinem Zynismus für den Rat alle ihm angetragenen Gesandtschaften auf sich genommen hatte, obwohl er niemals dazu zu zwingen gewesen wäre.

Die Herren Gericke und Selle waren auf dem Reichstag in der Hauptsache getrennt tätig. Jeder Schritt aber ward gemeinsam beraten, und die Auffassungen der beiden stimmten oft selbst bis ins Detail überein. Dieser Übereinstimmung der Gedanken allein war es zuzuschreiben, daß das Herz des Bürgermeisters sich langsam für seinen Begleiter erwärmte. Und als dies einmal geschehen war, bekamen die Gespräche zwischen ihnen rasch eine neue, freundlichere, privatere Farbe.

Dr. Selle förderte mit Bedacht diese von ihm schon nicht mehr erwartete Entwicklung, und eines Tages führte er die Unterhaltung auf ein abwegigeres Thema: auf den Stand der Wissenschaft und den Beitrag, den Deutschland für sie zu leisten imstande sein müsse. Und es stellte sich heraus, daß in verblüffend hohem Maße die Anschauungen sich auch hier auf gleicher Ebene bewegten; ja, Gericke war von der Fülle der Kenntnisse des Syndikus auf solchen Gebieten entzückt, die weitab von seinem Fache, der Jurisprudenz, lagen.

So kam es, daß Dr. Selle in die Versuchsreihen, die Gericke mit seinen Dienern betrieb, eingeweiht wurde und sogar selbst mit Hand anlegte.

So kam es aber auch, daß Dr. Selle, von den Forschungen des Bürgermeisters und ihrer Tragweite überrascht und tief beeindruckt, ihrer bei Gelehrten, die andre Deputationen begleiteten, Erwähnung tat.

Auf diese Weise bekam auch der Kaiser davon zu hören; und er verspürte Lust, sich das so Gerühmte vorführen zu lassen.

Als Gericke der Wunsch der Majestät übermittelt wurde, stand die Beratung der Kurfürsten über die Eingabe Magdeburgs kurz bevor. Wiewohl Gericke angesichts der guten Gesinnung des Kaisers kaum mit einem negativen Ausgang dieser Beratung rechnete, erfaßte er doch sofort, wie förderlich der städtischen Sache in jedem Fall eine gute Vorführung der Experimente, und womöglich vor dem ganzen Reichstag, sein mußte, da die Forschungen so weit gediehen waren, daß er sie für die Öffentlichkeit reif fand; und sicher war, daß sie großes Aufsehen erregen würden. Wenn es auch in Deutschland Förderer für Kunst und Wissenschaft wie die italienischen Mäzene Medici nicht gab, so war doch unschwer vorzusehen, daß die Aufmerksamkeit der Großen des Reiches und der Gelehrten auch ihm persönlich hinreichend Anerkennungen und Ehrungen einbringen würde.

Mit diesen Ehrungen beschäftigte sich seine Phantasie. Sie sollten den so heiß ersehnten Widerhall seiner Bemühungen darstellen, sollten ihm Bestätigung seiner unermüdlischen Arbeit bringen. Vielleicht ernannte ihn einer der Fürsten zum Hofrat oder zum Geheimen Rat – Titel und Einkünfte, die ein Patrizier für sein Ansehen und seine Geltung durchaus nicht nötig hatte, sowenig er eines ausdrücklichen akademischen Grades bedurfte; aber es war auch mehr als diese Titel, nach denen der Zweiundfünfzigjährige Verlangen hatte, viel mehr – er begehrte Dank, augenfälligen, unverwischbaren, unschmälbaren Dank, reich genug, den fortdauernden Kränkungen durch den Rat ein wenig vom Gewicht zu nehmen.

Und er ließ den Boten des Kaisers ausrichten, er sei hochgeehrt von der Gnade der Majestät, und er werde, sobald er in Regensburg eine zusätzliche Apparatur habe herstellen lassen, die er zum Ruhme seiner Vaterstadt »Magdeburger Halbkugeln« benenne, sich für einen Befehl der Majestät bereithalten.

*

Draußen vor der Stadt Regensburg, am andern Ufer der Donau, dort, wo ein Fließchen, Regen genannt, sich in sanften Schleifen zwischen bebuschten Hügeln dem großen Strom zuwand, vorbei an Bäumen, die im jungen Grün standen, herrschte geschäftiges Treiben, wie es diese Gegend, fernab von den Straßen und Wegen, kaum je gesehen hatte. Knechte aller Grade und aller deutschen Zungen bauten Sitzgelegenheiten auf, rodeten Gesträuch, das ihren Plänen im Wege stand. Es war ein Lärmen, ein Klopfen, ein Fluchen, ein Schwatzen dabei, das um den Reichstag ging, um das Daheim, um das, was man hier an dieser Stelle für die nächsten Stunden erwartete.

In der Runde grasten friedlich einige Pferde.

Aber es waren mehr als nur Kriegsknechte und Pferde hier. Am Regenufer standen sie oder saßen, wohlabgesondert von den andern, die Regensburger Bürger, die die Neugierde aus den Häusern getrieben; und bei vielen war die Neugierde so groß gewesen, daß sie die Angst überwunden hatte, die von mancher Seite gezüchtet worden war. Die Leute besprachen die Ereignisse des Tages, die böse Teuerung, die der Reichstag mit seinen Bedürfnissen von Tag zu Tag mehr verursachte, hechelten die Unmoral einiger Schönen durch, die sich jede einer Reihe von Söldnern aus dem Gefolge der Fürsten an die Heldenbrust geworfen hatten, priesen die Moral ihrer eignen Frauen, denen solche Schändlichkeit nie einfiel und die in jedem Falle besser waren als die der andern, die sich zufällig nicht in der Regenaue versammelt hatten; und sie klönten über das üble Wetter, von dem man nie wisse, wie es in den nächsten Stunden aussehen werde;

und über die Sündigkeit der Welt, die Gott der Herr in diesem Jahre durch eine Dürre ahnden zu wollen schien; und natürlich stellte man Betrachtungen an über das, was sich hier ereignen müsse.

Und dann lugten sie zu der alten, über meterdicken Eiche hinüber, an der allerlei Geräte aus Metall und sonstigem Stoff von zwei Dienern bewacht wurden.

Der Schuhmacher Völkel, ein Greis mit einem einzigen Zahn und ohne jedes Haar, nahm seine wallende kastanienbraune Perücke vom Haupt und massierte sich den Schweiß von der Schädeldecke, eine Handlung, die er mit größter Feierlichkeit von Zeit zu Zeit wiederholte; denn die Sonne stand strahlend fast im Zenit. Als sein Gevatter, der Torhüter Sutter, sich zu ihm gesellte, da war er froh, daß es jemanden gab, mit dem auch er sich unterhalten konnte – viele mieden ihn, weil es so beschwerlich war, mit ihm zu sprechen; er hatte ein Gehörleiden und schrie statt zu reden, wie es eben fast Ertaubten eigen ist.

»Fürwahr erstaunlich«, sprach Sutter laut an des Alten Ohr, »daß Ihr gekommen. Habt Ihr die Furcht doch überwunden?«

»Die Furcht ist groß vor der Sünde«, schrie der Greis. »Lasset uns nicht den Listen des Satans erliegen! Lasset uns fest sein im Glauben! Die Stunde ist immer da, da Böses geschieht vor des Menschen Angesicht! Wachtet, o wachtet!«

»Das ist sehr schön«, schrie der Torhüter zurück. »Und deshalb wundert mich, daß Ihr gekommen seid. Die Eminenz von Regensburg hat doch so klar verkündet . . .«

»Der Herr Bischof lehrte die Herde seiner Schafe, der Mann, den sie den Magdeburger nennen, weil er aus Magdeburg stammt, er sei mit dem Teufel im höllischen Bunde, und was er auch täte, sei eitel Blendwerk, das vor dem Allerhöchsten zerbersten und in die Winde zerstieben müsse!«

»Und da habt Ihr gewagt, hier zu erscheinen?« forschte Sutter zum drittenmal.

»Wisset«, lärmte der Alte dem Gevatter geheimnisvoll ins Ohr, »daß ich ein Traumgesicht hatte in der letzten Nacht. Der Engel des Herrn war mir erschienen und sprach schöne Worte zu mir. Sie sind mir durch mein Alter leider aus dem Sinn gekommen. Aber dann sagte der Erzengel: ‚Stephan Rudolf Leopold Völkel, der du da liegest und mir lauschest, gehe hin auf das Feld und siehe, wie jener, den sie dir nenneten, der Satan selber ist.‘ Es waren alles wunderschöne Worte und wie mit Äolsharfen eine Musik dazu. Versteht Ihr nun?»

Er hatte so laut geflüstert, daß nun doch andre herzugehretren waren und mehr von der himmlischen Erscheinung zu wissen wünschten. Sutter aber lachte heraus und suchte sich einen andern Platz, an dem er von solchen Reden verschont war.

Aber da riefen von den Knaben, die aus der Krone der Eiche Auslug hielten, mehrere zugleich: »Sie kommen! Sie kommen!«

Doch die Späher hatten sich getäuscht – es waren nur zwei Männer, die von der Brücke aus herbeigaloppierten. Nun, wegen zweier Männer brauchte man ein solches Aufheben nicht zu machen; und die Bürger wandten sich wieder den viel interessanteren Gesprächen zu, die sie durch das »Sie kommen! Sie kommen!« eilfertig unterbrochen hatten.

Otto Gericke und Dr. Selle aber, die beiden Reiter, stiegen von den Pferden; und der Bürgermeister widmete sich seinen Apparaten, ließ in einem Fäßchen Wasser herbeiholen und überprüfte sorgfältig jedes einzelne Gerät. Selle sah, daß des andern Hände zitterten.

Etwas mehr als eine Stunde war vergangen, als aus dem Geäst des Baumes abermals der Ruf drang: »Sie kommen! Sie kommen! Jetzt kommen sie gewißlich!«

Über die alte Donaubrücke sprengte ein Trupp Bewaffneter in tadelloser Ordnung, ihnen voraus ein Herold in buntem Wams, die kaiserliche Standarte in der Faust. Auf

einem tänzelnden Rappen folgte Ferdinand der Dritte, der kränkelnde, blasse Mann, ihm zur Seite sein Sohn und präsumtiver Nachfolger, Erwählter Römischer König Ferdinand der Vierte. Mit einigem Abstand ritten die Herren des kaiserlichen Gefolges hinter ihrem Herrn: die Reichshofräte, Geheimen Räte und Räte aller Grade, die Generäle, Prinzen, Inhaber der Hofämter, mit dem Oberstkammerherrn des Kaisers, dem Grafen von Wallenstein, an der Spitze – alle in ihren Staatskleidern, wie sie bei den Vollsitzungen des Reichstages zu tragen üblich waren; eine die Augen schier erdrückende Farbenprächtigkeit, von der der Anzug des Reichsoberhauptes seltsam abstach – der Kaiser hatte sein kleines Ornat gegen ein einfaches hirschledernes Reitwams eingetauscht.

Den Abschluß dieser Gruppe bildete ein Heer von Lakaien und Kriegsknechten.

Wieder trappelten Pferdehufe über die Brücke. Die Inhaber der Erzämter des Heiligen Römischen Reiches, die Kurfürsten, jeder mit prunkvollem Gefolge – voran der Kurzerkanzler Johann Philipp von Mainz im weiten schwarzen Gewande der Erzbischöfe, ein großes goldnes Kreuz auf der Brust –, ritten, ihrem Range nach geordnet, aufs Stadtfeld hinaus; der Erzkanzler für Lothringen und Kurfürst-Erzbischof von Trier, der Erzkanzler für Italien und Kurfürst-Erzbischof von Köln, der Vertreter des Erzschenks und Königs von Böhmen, der unmündige Erztruchseß und Kurfürst von Bayern, der Erzmarschall und Kurfürst von Sachsen, der Erzkämmerer und Kurfürst von Brandenburg, der Erzschatzmeister und Kurfürst von der Pfalz.

Die Reichsfürsten, weltliche und geistliche, folgten mit ihrem Anhang, der ebenso reich an Farben und Prunk wie an Titeln war.

Die Bevollmächtigten Gesandten der Könige von Spanien, Dänemark und Schweden schlossen sich an.

Nach ihnen kamen die Bürgermeister und Gesandten der Freien Reichsstädte, mit geringerem Aufwand als die fürst-

lichen Herren, aber alle angetan mit den goldnen Ketten, den Abzeichen ihrer hohen Ämter.

Und am Ende des langen Zuges der Großen des Reiches ritten einige Reichsritter, Souveräne kleiner und kleinster reichsunmittelbarer Herrschaften, die auf dem Konvent weder Sitz noch Stimme hatten, aber, angelockt durch die Festlichkeiten und Lustbarkeiten und die Pracht, die den Reichstag begleiteten, nach Regensburg gekommen waren, um an Ergötzlichkeiten und Prunk und sagenhaftem Aufwand teilhaben zu können, wovon sie wenigstens einen matten Schimmer in ihre alten Burgen auf den Berggipfeln der Schwäbischen Alb, des Schwarzwaldes und der Pfälzischen Höhen mitzunehmen hofften, die nie Feste wie diese gesehen hatten, selbst zur Blütezeit des Minnesangs nicht, und die wohl verfallen würden, ohne auch nur im geringsten den großen fürstlichen Schlössern ebenbürtig geworden zu sein. Den geringen Staat, den die Reichsritter sich erlauben konnten, hatten sie für diese wenigen Wochen und Monate angeboten, wohl wissend, daß sie nur so die Chance hatten, am Hof eines der Großen ein fettes Ehrenamt zu bekommen, das sie brauchten, um den Zusammenbruch ihrer Existenz aufzuhalten; denn wirtschaftlich hatte der Krieg diese kleinen Herren oft noch ärger ruiniert als die Städte.

Ein Schwarm von Bürgern hatte sich dem Zuge der Majestät angeschlossen, sogar Weiber darunter, moralische und unmoralische.

Es ritt der Reichstag weit vor die Tore der Stadt zu einem Manne, dem das Recht bestritten war, vor dem Reichstag zu erscheinen.

Ferdinand der Dritte, Erwählter Römischer Kaiser, zu allen Zeiten Mehrer des Reiches, in Germanien, Ungarn, Böhmen und Kroatien König, Erzherzog von Österreich, Herzog, Graf und Herr vieler Länder, auch Graf von Habsburg, gab huldvoll das Zeichen zum Anfang der wissenschaftlichen Darbietung.

Zuvörderst, da alle, die da saßen und standen, durch kaiserliches Wort zu schweigen geruhten, gab Otto Gericke eine Erklärung über seine Erfindungen und Entdeckungen ab, von denen er gegen Schluß seiner durchweg an den Kaiser gerichteten kleinen Ansprache sagte: »Sie gipfeln auch in dem Nachweis, daß die Luft nichts andres ist als ein Ruch oder eine Ausdünstung der Erde, die in bestimmtem endlichem Gewicht sie umschließt und jeden Raum erfüllt, der von keinem andern Körper eingenommen wird. Sie nimmt mit der Erde sowohl an der täglichen wie an der jährlichen Bewegung teil und bildet mit ihr gleichsam einen Körper.«

Der alte Herzog Albrecht von Bayern (der für seinen minderjährigen Neffen, den Kurfürsten Ferdinand Maria, die Regentschaft führte) lächelte von Zeit zu Zeit seinem Vetter Maximilian Heinrich zu, dem Kurerzbischof von Köln; und wem es gegeben gewesen wäre, in die Herzen der beiden wittelsbachischen Herren zu blicken, der hätte entdecken müssen, wie sehr sie den Hals des schwarzgekleideten schlanken Mannes zum Aufknüpfen geeignet fanden oder seinen Leib würdig für das Feuer der Heiligen Inquisition. Und die beiden waren keineswegs die einzigen, die so dachten; die Bischöfe von Regensburg, Münster, Freising, Brixen, Trient, der Herzog von Lothringen, der Erzbischof von Salzburg, vor allem aber auch die spanischen Gesandten hatten ganz ähnliche unbarmherzige Gedanken – wiewohl sie sich freilich hüteten, schon jetzt mehr als ein spöttisches, bissiges Zucken der Mundwinkel zu zeigen. Sollte sich nur dieser Kerl erst eine Ungeschicklichkeit zuschulden kommen lassen und durch effektvolle, aber durchschaubare Tricks auch die Lutheraner und Calvinisten unter den Reichsständen gegen sich aufbringen – dann konnte man sich äußern und die Ächtung des Frevlers und Neunmalklugen verlangen. Man hatte sich im Römischen Reich zum Religionsfrieden bekannt, man war gezwungen worden, in ihn einzuwilligen; man wäre töricht, eines kleinen Magdeburger Ketzers wegen den protestantischen Herren, die die größte Macht hatten und in der Über-

zahl waren, Gelegenheit zu der Behauptung zu geben, man breche vorsätzlich das getroffene Übereinkommen. Aber es schmerzte, und man mußte sich zusammenehmen, um nicht wider die Vernunft zu handeln und den Kerl zu schmähen oder gar zu fassen; und besonders hart kam es den bayrischen Albrecht an; denn wo man sich hier befand und wo der schwarze Lump hantierte, das war bayrisches Territorium und nicht mehr der Reichsstadt Regensburg zugehörig. Und man blickte zur Römischen Majestät hin und zum Kurerkanzler Johann Philipp, die doch beide Katholiken waren, und fand in ihrem Wesen, in ihren Augen nichts andres als unverhohlnes Interesse; und wo Interesse war, machte sich nur zu leicht auch Wohlwollen breit. Albrecht zog an seinem Knebelbart, dicht über der Haut, um durch den kleinen Schmerz seinen unbändigen Zorn zu betäuben.

Herr Otto Gericke, dem die Aufmerksamkeit Hunderter Fürsten, Edlen und Bürger galt, hatte seinen Vortrag beendet und zwei verschieden geformte Glasgefäße und die von ihm erfundene Luftpumpe in den weiten Halbkreis bringen lassen. Die beiden Magdeburger Diener, in feiertäglichen Kleidern, folgten mit minutiöser Genauigkeit seinen Anordnungen, ihre Blicke hingen an seinem Mund. Wenn sie hinterher auch gern sagten, der riesige Hofstaat, vor dem sie zu hantieren gehabt, habe ihnen nicht den mindesten Eindruck gemacht, wenigstens keinen beunruhigenden, und sie seien so sicher gewesen wie daheim ohne Zuschauer – so war das ganz bewußt gelogen, denn Joachim, der die gläserne Kugel mit dem angeschmolznen Hahn herbeizutransportieren hatte, wäre um ein geringes mit dem kostbaren Apparat hingestürzt, vor lauter Aufregung und weil er zeremoniell daherschreiten wollte.

Die gläserne Kugel von einem knappen Meter Durchmesser war nun auf dem Experimentiergestell festgeschnallt und das Mundstück der Pumpe an ihr befestigt. Zu zweit zogen die Diener die Luft aus dem abgeschloßnen Gefäß. Herr Gericke erläuterte indessen, daß allein in einem gänz-

lich runden Hohlkörper ein Vakuum hergestellt werden könne, weil nur bei einem solchen der gewaltige äußere Druck der Luft auf allen Punkten der Oberfläche gleichermaßen laste und also die Zerstörung, das Zusammenquetschen des Körpers gewissermaßen kraft seiner selbst verhindere. Anders verhalte es sich beispielsweise bei einem Hohlquader; nehme man einem solchen durch Auspumpen der Luft den innern Gegendruck, so sei die äußere Luft binnen kurzem in der Lage, das Gefäß zu vernichten . . .

Albrecht von Bayern bewegt seine Füße hin und her – es ist doch zu arg, wessen sich der Laffe, der damische, da erfrecht.

»Ich biete den Beweis«, ruft Gericke.

Die Bediensteten lassen von der nunmehr evakuierten Kugel ab und pumpen den statt ihrer auf das Gestell geschallten Glasquader aus. Keine fünfzig Stöße – da zerreißt ein durchdringender Knall die Stille der Aufmerksamkeit – ein Klirren, ein Splittern . . . Der Quader ist in Tausende von Scherben zersprungen.

Der junge Römische König ist von seinem Sitz hochgefahren, einige geistliche Herren haben Kreuze vor der Brust geschlagen, der Kaiser hat sich nach vorn gedrückt und die Armstützen seines Sessels fester umfaßt. Albrecht von Bayern aber ist so erschrocken, daß er einem seiner Hofräte mit dem Ellbogen in die Magengrube fährt. Viele Bürger weichen ängstlich von den zaubernden Leuten zurück – eine Bewegung, die der Eminenz von Regensburg den ausgestandnen Schreck verwinden hilft.

Während Gericke mit den Seinen das nächste Experiment vorbereitet, läßt sich der Kaiser als erster zum Applaus herbei. Die Herren seines Gefolges stimmen ein, ausnahmslos; und das ist das Zeichen auch für viele andre, ihre Anerkennung diesem ungewöhnlichen Schauspiel sichtbar zu bezeigen.

Dort, wo der Mainzer Kurfürst sitzt, entsteht eine kleine Bewegung. Ein Herr im Priesterkleid des Jesuitenordens

schiebt sich durch den Haufen der Begleiter hin zu Johann Philipp.

Sie flüstern miteinander, und zwei Minuten später steht der Herr neben dem Syndikus Dr. Selle.

Und noch in einer andren Deputation geschieht etwas. Friedrich Wilhelm, der Kurfürst von Brandenburg, ein beleibter, aber in seiner Beleibtheit dennoch forscher Herr, erhebt sich, tritt näher an den Versuchsort heran und achtet nicht der vernichtenden Blicke, die ihm folgen.

Inzwischen ist ein Waagebalken aufgestellt worden. Gericke demonstriert die einwandfreie Beschaffenheit des Apparates und läßt dann an dem einen Arm die leergepumpte Kugel hängen, den andern Arm aber mit Gewichten beschweren, bis rechts und links völlige Übereinstimmung erreicht ist. Dann öffnet er den Hahn der Kugel, und schon ereignet sich etwas neues Wunderbares: Mit unvorstellbarem Pfeifen und Getöse strömt die Luft in das Gefäß zurück, und im gleichen Maße, wie die Luft das Vakuum wieder ausfüllt, verändert der Waagebalken seine Lage – die Kugel sinkt, die Gewichtsseite steigt langsam in die Höhe . . .

»Womit ich mir erlaubt hätte, auf eigenartige Weise das Gewicht der Luft zu beweisen . . .«

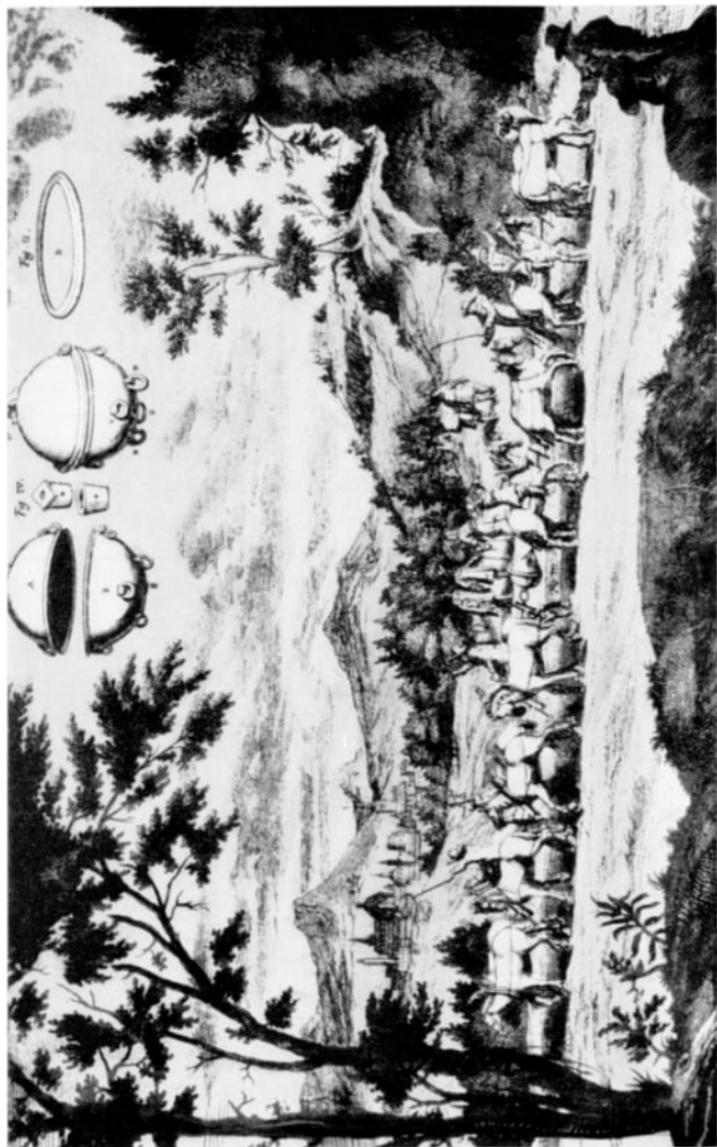
Ausrufe des Erstaunens, des Erschreckens und vielfältiger andrer Gemütsregungen begleiten allenthalben das Geschehene. Der Kaiser lehnt sich höchst befriedigt in seinem Sessel zurück. Der Schuhmacher Völkel, seine Perücke in der Hand, vergißt vor Verwunderung, die Blöße seines Schädels zu verdecken. Von reizvollem Kontrast sind die Gesichter des Bischofs von Regensburg und des Grafen Reuß. Der Kirchenfürst starrt verbissen und düster vor sich hin, mit kleinen schmalen Augen. Der junge Reuß aber lacht; lacht laut, zeigt die Zähne dabei und schlägt mit der Faust in seine hohle Hand. Der Jesuit, der mit Dr. Selle gesprochen, macht sich Notizen. Und in der Menge der Bürger wogen die Köpfe und die Meinungen. Ist der schwarzgekleidete Mann dort das außergewöhnlichste Genie, oder ist er ein Scharlatan und

mit dem Bösen im Bunde oder, wie es der alte Völkel aus des Erzengels Mund erfahren, der leibhaftige Satan.

Es ist gut, daß allerorts viel gesprochen wird. So fällt keinem die Zeit zur Last, die nötig ist, um erneut die Luft aus der Kugel zu ziehen. Kaum aber ist das geschehen, da läßt Gericke den Wasserbottich herbeiholen, den Hahn der Kugel ins Wasser senken, ihn öffnen – und in der Kugel steigt ein schöner Springbrunnen auf, der von übermäßiger Kraft zu sein scheint, denn weithin ist zu hören, wie er gegen die Glaswand prallt.

»Vorzüglich, wirklich vorzüglich«, läßt sich der Kaiser vernehmen, und sein Sohn pflichtet ihm bei. Der dicke Brandenburger aber tut ein paar Schritt auf und ab und erlaubt sich, über das hochrote Gesicht des alten Bayern zu lächeln. Der Regierende Bürgermeister der Freien Reichsstadt Köln bespricht sich mit andern Mitgliedern seiner Deputation. Die ganze Versammlung ist in außerordentlicher Bewegung. Und nur das gewisse Mindestmaß an Würde, das gekrönte und goldkettenbehängte Personen sich schuldig sind, schützt sie davor, in dieselbe Lautstärke und Aufregung wie die andern Zuschauer zu fallen.

Allein – die Verwirrung über die dargestellten Zaubereien soll sich durchaus noch verstärken. Gericke hat zwei aus Kupfer gefertigte Halbkugeln, die genau zueinander passen, und einen aufgerauhten Lederring, der in eine die Isolierung fördernde Flüssigkeit getaucht worden ist, herbeiholen lassen und verkündet laut, daß er sich schmeichle, nun mit dem augenfälligsten Exempel aufwarten zu können, das zu ergründen ihm bisher gelungen sei, einem Experiment sonderbarer Art, welches wie kein andres wohl geschaffen sei, etwa trotz allem noch verbliebne Zweifel an der gewaltigen Kraft der Luft mit Leichtigkeit zu zerstreuen. Und er würde sich unsäglich glücklich schätzen, wenn Seine Majestät der Kaiser gnädigst geruhen wollten zu befehlen, daß einer der würdigen Männer aus seinem Gefolge sich von der Lauterkeit der physikalischen Anordnungen überzeuge. Der Kaiser



Der Versuch mit den Magdeburger Halbkegeln auf dem Felde vor der Stadt Regensburg.

stimmte zu, doch ehe er sich an den Grafen Wallenstein, der ihm am nächsten steht, wenden kann, bittet ihn sein Sohn, ihm dieses kleine Vergnügen zu gönnen.

Die Bürger sperren Mund und Augen auf, die Fürsten blicken einander an – dort schreitet der junge Römische König in den von einigen als magisch verschrienen Halbkreis, schneidet die ehrerbietigen Verneigungen des unauffälligen Diplomaten und Physikers mit einer Handbewegung ab und verlangt, ihm zu sagen, was er tun solle. Gericke läßt die Diener beiseite treten, hebt selbst die eine der Halbkugeln mit der Öffnung nach oben in das Gestell, legt den Lederring auf die Schnittfläche und stülpt die andre Halbkugel darüber, dergestalt, daß nun eine lose gefügte Kugel entsteht. Und er bittet den König, bestätigen zu wollen, daß die beiden Hälften mit nichts aneinander befestigt sind. Ferdinand der Vierte hebt für alle sichtbar die obre Halbkugel an und tut sie auf den ihr zukommenden Platz zurück. Gericke dankt untertänigst für die ihm erwiesne königliche Gnade.

Das Experiment kann beginnen. Zitternde Stille liegt wieder über der Runde.

Die Diener verbinden die Luftpumpe mit dem an der untern Halbkugel angebrachten Hahn und ziehen aus dem Innern die Luft heraus, wie sie es vorhin mit der gläsernen Kugel getan. Als dies nach geraumer Zeit vollbracht ist, heben sie den Apparat vom Gestell. Auf Gericke's Geheiß packen sie jeder eine der Ösen, die in die Kugelhälften eingenetet sind, und reißen aus Leibeskräften jeder in entgegengesetzter Richtung. Die beiden Schalen sind untrennbar miteinander verbunden . . .

Aus dem Mund des Römischen Königs dringt ein Ausruf des Erstaunens. Gericke verneigt sich und will sogleich im Experiment fortfahren. Doch da geschieht etwas Verblüffendes. Die Unruhe in der bayrischen und kurkölnischen Gesandtschaft hat sich inzwischen verstärkt. Der unmündige Knabe Ferdinand Maria bezeigt äußerstes Gefallen an Gericke's Versuchen, und dadurch gerät er in unpassende

Gegnerschaft zu seinem regierenden Oheim. Albrecht schnauft. Der Kölner Vetter nickt ihm zu. Noch einen Augenblick kämpft der Alte mit sich selbst, dann bahnt er sich, der Koloß von einem Menschen, den Weg durch die Reihen nach vorn in den offenen Halbkreis. Den Ketzer und Scharlatan vernichten! Andrer Gedanken ist er im Augenblick nicht mächtig.

Friedrich Wilhelm von Brandenburg steht unbeweglich an dem Platz, den er sich vorhin gewählt. Er ahnt, was nun kommt. Und in der Tat – der alte Herzog, mit seinen Tellerhänden, packt eine der Ösen, befiehlt Gericke, die andre festzuhalten, und reißt dann mächtig an der Kugel. So heftig ist sein Ruck, daß er beinahe darüber zu Fall kommt, die natürlich ungeteilte Kugel und den körperlich nicht so starken Gericke über sich wegschleudernd. Das Räunen nimmt nach dieser Blamage des Alten zwar allenthalben zu, keiner jedoch läßt sich so gehen wie der junge Graf Reuß, der schallend herauslacht. Von ganz besondrer Art aber ist die Wirkung auf den unmündigen Kurfürsten Ferdinand Maria: Von diesem Augenblick an ist die gradezu beispiellose Autorität, die der Herzog bei seinem Neffen gehabt, dahin und soll sich auch fürderhin nicht mehr einstellen. Albrecht indes zieht es vor, keinen Ton zu sagen. Er naht sich seinem erzbischöflichen Vetter und spinnt Wut- und Rachedgedanken aus.

Gericke geniert sich unsäglich für den hohen Herrn.

»Ich möchte nun zeigen«, spricht der Physiker sodann, »wie gering auch die kreatürliche Kraft, gemessen an der Macht der Luft, ist.«

Die Diener haben vier Rösser angeschirrt und die Zuggurte je zweier an den Ösen befestigt. Und nun treiben sie die Tiere zu größter Kraftentfaltung an – – die Halbkugeln halten zusammen, als seien sie aus einem Guß.

»Und noch vier Rösser! – wenn die allergnädigsten Fürstlichkeiten dem Experiment zu folgen bereit sind.«

Acht Pferde wühlen ihre Hufe ins Erdreich, bäumen sich unter den Peitschenhieben der Diener und ihren Zurufen auf,

reißen gewaltig an den Gurten – – die Halbkugeln halten zusammen, als seien sie aus einem Guß.

Die Ruhe einer Lähmung senkt sich auf die hohe Versammlung nieder. Nur der Rat des Mainzer Erzbischofs schreibt unausgesetzt.

»Und wiederum vier«, spricht Gericke. Und während die Bediensteten seinem Befehl folgen, erglüht seine Seele in einer gänzlich unbekanntem Lust. Er möchte wie ein Knabe in den Wipfel der Eiche steigen und mit den Vögeln um die Wette jubilieren. Es ist ein Tag, wie er noch keinen gelebt. Dieser Reichstag ist die erfaßbare Obrigkeit der Welt; und diese Obrigkeit schweigt vor der Wunderkraft der Wissenschaft und einem ihrer Diener. Er ist der Sohn zu ihrer Zeit wohl bedeutender Eltern; doch seines Vaters Verdienste gehören nur einem bescheidenen Teil der Geschichte und gehören der Vergessenheit an – der Sohn aber steht hier unter freiem Himmel, gehaßt als Verfechter der Interessen einer freiheitsliebenden Stadt, steht hier auf dem Felde vor der Stadt Regensburg mit Apparaten, die sein Geist erdacht und ausgeführt, und die Großen des Reiches, die unnahbaren, die kaum ein Mensch bisher in diesem Pomp auf einem winzigen kleinen Fleck beisammen gesehen, die schweigen. Er ist der Mittelpunkt. Und sie schweigen aus Haß, aus ohnmächtiger Wut; und sie schweigen aus Achtung und Verehrung – und alles: Haß, Wut, Achtung, Verehrung gelten der vorwärtsweisenden Naturwissenschaft, der Größe menschlichen Geistes *und ihm*, dem schwächtigen, schwarzgekleideten Mann – ein verrückter, ein zugleich berückender Gedanke, ein Strom von Wonne, der Schleier vor die Augen zieht... Und er steht, der Mann, der Gericke heißt, den sie den Magdeburger und den Satan nennen, steht und hebt nur die Hand, um mit den Fingerspitzen seine Stirn zu fühlen – daß er da ist, daß er nicht träumt –, welch Ereignis, von denen es in tausend Leben nur eins gibt.

Und da seine Augen wieder zu sehen beginnen, was um ihn geschieht, die zwölf Pferde mit dem Druck der Luft

ringen sehen, daß die Schaumflocken ihrer Mäuler weit in die Gegend spritzen – und er das bodenlose Schweigen verschiedenster Einstellungen erneut in sich einsaugt –, da ist er für die Zeit einer Sekunde versucht, sich vor den geistlichen Fürsten auf das Knie niederzulassen und inständig zu flehen nach der Antwort ihrer Herzen. Können Werke und Entdeckungen wie diese ketzerisch sein, gegen göttliche Allmacht? Können Menschen noch immer gefoltert werden, damit sie der bewiesenen Wahrheit abschwören? Kann denn die *Lüge* gottwohlgefällig sein?! – Für die Zeit einer Sekunde ist er versucht, sich vor den geistlichen Fürsten auf das Knie niederzulassen. Dann drückt er seinen Kopf um ein wenig in den Nacken.

Die Pferde haben aufgehört zu kämpfen. Sie rupfen von dem Gras zu ihren Füßen. Ruhig, unscheinbar, unheimlich liegt die Kugel auf der Wiese.

Da drückt sich der Kaiser, Ferdinand der Dritte, der un-wirklich blasse, schmale Mann mit dem ausdrucksvollen Schädel, aus seinem Sessel empor. Die hagren Hände pressen die kostbare Reitgerte zusammen und lassen sie davonsausen.

»Das ist gewaltig«, spricht er unbeherrscht. Und die Hand streckt er vor, eine leicht zitternde Hand. »Nehmt noch vier Rösser, Herr Bürgermeister«, ruft er. »Laßt sehen, ob es so weit zu treiben. Noch vier!« Und die Hand zieht er zurück, derweil seinem Befehl gehorcht wird, und legt sie wie aus Zufall aufs Haupt seines Sohnes.

Die vier Pferde werden am Kurfürsten Friedrich Wilhelm vorbeigeführt. Der Fürst hält den einen Diener an. »Sein Herr mag mir am morgigen Tage seine Aufwartung machen.«

Sechzehn Pferde, mächtige Kaltblüter, haben ablassen müssen von der Kugel, die da liegt, zwei Ösen hat und einen Hahn. Und diesen Hahn bedient nun der Physiker Gericke. Es zischt und es rauscht. Und kaum ist das Geräusch verstummt, da tritt Gericke erneut herzu, und mit nur zwei Fin-

gern trennt er die halben Kugeln voneinander, und der lederne Isoliererring rollt eine kleine Strecke davon.

Die Diener verschwinden mit den Geräten hinter der Eiche, wo Syndikus Dr. Selle immer wieder auf die Fragen des Jesuiten aus dem Mainzer Gefolge antwortet.

Gericke aber verneigt sich tief zum Kaiser und zu den Großen hin, zum Zeichen, daß die Vorführung der Experimente abgeschlossen.

Und als die Majestät ruft: »Der höchsten kaiserlichen Gnade seid versichert!« – da braust der Beifall erneut auf, nur heftiger, nur wärmer; und es sind nicht viele, die ihm ausweichen...

Die Großen, die Bürger, die Knechte – es ist eine ungeheure Ovation für einen einsamen Mann.

SCHLIMME JAHRE

Der elbstädtische Rat – und sogar Gericke, der auch weiterhin Magdeburgs Außenpolitik leitete – glaubte fest, daß ihm Zeit bleibe bis zum nächsten Reichstag (der sicherlich zehn Jahre würde auf sich warten lassen), um bei den hartnäckigsten Gegnern im Kurfürstenkollegium immer aufs neue für die verbrieften Rechte der Stadt werben, um vielleicht doch noch in die feindselige Mauer eine Bresche, eine verheißungsvolle Bresche treiben zu können; überdies wollte, entgegen Gericke und Dr. Selles ernster Warnung freilich, die Mehrheit im Rat im Zurückweisen der »Res Magdeburg« an den Kaiser eine formvolle Geste, aber doch nichts als eine Geste sehen. Und schließlich maß man dem Votum des Kollegiums der Reichsstädte eine Bedeutung und Kraft bei, die es in Wahrheit weder besaß noch besitzen sollte. Und endlich vertraute man darauf, kaiserlicher Wunsch und Wille bestimme kaiserliche Tat.

Zehn Jahre nun, an die man dachte, sind eine lange Zeit; und man huldigte allgemein der Devise: Nichts überstürzen – gut Ding will Weile haben. Gericke, voll Grimm ob der Unmöglichkeit, sich, wie er längst gewünscht, der Diplomaten-tätigkeit entziehen zu können, war es zufrieden; denn wer hätte die beschwerlichen, undankbaren und, wie ihm schien, aussichtslosen und ihm jedenfalls höchst zuwidren Missionen übernehmen sollen wenn nicht er? Es war ihm leid geworden, gegen Windmühlenflügel zu kämpfen – wie es der be-gnadete Cervantes seinen Ritter von der traurigen Gestalt so ergötzlich tun ließ. Überhaupt, er hätte viel drum gegeben, wenn er neben dem Diplomatenamt auch das lästige Rats-mandat hätte abwerfen können und nichts sein als ein ge-

achteter Privatmann, dem genug Muße bliebe, seine wissenschaftlichen Arbeiten in dem Ausmaß zu betreiben, wie er es wünschte. Aber die Patrizierehre und die Tradition banden ihn an sein hohes Amt. Er mußte sich drein schicken, er mußte sich in alles schicken, er lag in Ketten.

Nicht minder zufrieden über die gewonnene Frist waren die Gegner Gerickes im Rat. Obzwar immer mehr neue Männer, junge Männer, in den Sesseln der verstorbenen alten Platz nahmen, war die Zahl der Gegner eher im Ansteigen als im Absinken; denn diese neuen hatten nicht nur die Haßgedanken der alten, ihrer Väter und Verwandten, eingepflanzt bekommen, sondern ihnen fehlte auch das direkte Erlebnis der Gerickeschen Ruhmestaten, die zudem nach dem Regensburger Mißerfolg nach und nach in Vergessenheit gerieten. Die jungen Leute sahen nur einen eigenwilligen, starrköpfigen, bisweilen unhöflichen alten Mann, der Geld und Achtung von Rechten verlangte, die er aus törichterweise zugestandnen Privilegien herleitete – den sahen sie, und das Regensburger Chaos sahen sie, und ihre Abneigung war ohne Grenzen; und die geheimnisvollen Experimente, von denen man wußte, gaben das Jota subscriptum her für die Wand zwischen ihnen und ihm, die zu übersteigen unmöglich sein sollte. Wollten sie nicht weiter in Abhängigkeit von ihm regieren – was konnten sie Besseres tun, als einen aus ihren Reihen auf den diplomatischen Weg vorzubereiten, auf daß er, wenn es soweit wäre, mit jugendlichem Elan wieder ausgleiche und tilge, was durch Gerickes Schuld im argen lag. Noch hatten sie freilich keinen, der geeignet war – doch zehn Jahre sind eine lange Zeit; und sie waren froh über diese Frist.

Geschäftige Räte in der Wiener Hofburg, die brandenburgisches und sächsisches Geld nicht verachteten, dachten an keine zehnjährige Frist; hastig betrieben sie die vom Kurfürstenkollegium verfügte »Klärung« und wußten ins Werk zu setzen, daß der wittelsbachische Kurerzbischof von Köln, Maximilian Heinrich, und einer der mächtigsten Reichs-

fürsten, der Herzog August von Braunschweig-Lüneburg, zu Reichsprüfungskommissaren ernannt wurden. Und diese beiden luden förmlich und freundlich einen Deputierten Magdeburgs nach Helmstedt, um ihm mit Nachdruck zu bedeuten, die Stadt habe schleunigst die zur Huldigung nötigen Anstalten zu treffen.

Im wiederaufgebauten Magdeburger Rathaus zog eine Panik ohnegleichen ein; und es war nicht mehr als ein Ausdruck dieser Panik – keineswegs war es selbstbewußte Resolution –, daß man den beiden Fürstkommisaren und dem Kaiser Protestnoten überreichen ließ. Die Überraschung, der Sturz vom Berge der Zuversicht war zu groß gewesen. Man fieberte, und man fieberte mit Grund. Der Glaube an den Kaiser war dahingeschmolzen. Um Gericke's Mund schwelte ein bitteres Lächeln.

Aber der Kaiser, der heimlich geschmähte, blaß und schmal, stand mit verhängten Augen am Fenster seines Kabinetts. Die Worte der soeben verlesenen Note rauschten in seinen Ohren; er war müde, auf den Tod müde. Sein Zögern war ein Suchen nach Hilfe, nach einem Vorwand, dem doppelten Druck ausweichen zu können, nach einem Weg... Insgeheim tadelte er sich, daß er seinen Namenszug zur Ernennung *dieser* Kommissare hergegeben hatte. Und wußte, daß es in seiner Macht nicht gewesen, andres zu tun. Und fürchtete sich vor den Folgen seines Tuns und seines Zögerns.

Gericke ahnte, als er das Zögern gewahr wurde, vage die Gefühle der Majestät. Noch, trotz allen Widrigkeiten, schien keine Gewalt zu drohen, und schnelles eignes Handeln könnte möglicherweise viel entscheiden. Sofort verfügte Gericke eine geheime Mission an den Grafen Oxenstierna. Und binnen zweier Wochen lag in der Wiener Hofburg ein Protest der Krone Schwedens vor: Schweden und Seine Majestät der zehnte Karl gedächten, streng am Friedenstraktate festzuhalten und nicht zu dulden, daß einer seiner Artikel böswillig in den Staub getreten würde.

Ferdinand zeigte sich ungehalten und dankte seinem Schöpfer. Und mit sanfter Würde verfügte er, an seinem geliebten Spinett sitzend, die Aussetzung des Kommissarbeschlusses.

Administrator August lachte schallend über diese Verfügung und setzte sich augenblicklich über sie hinweg. Und da traf mitten hinein in seine neuen diplomatischen Unternehmungen die Kunde, daß der römische Kaiserthron verwaist sei. Ferdinand der Dritte, der neunundvierzigjährige Mann, war plötzlich seinem Sohn, dem Römischen König Ferdinand dem Vierten, in die Kaisergruft des Stephansdoms gefolgt.

Als nun die Prüfungskommissare – um vollendete Tatsachen zu schaffen, noch ehe ein neues Reichsoberhaupt gewählt war – abermals einen Termin nach Helmstedt beriefen, ergriff den Bürgermeister Gericke noch einmal das Feuer des geübten und leidenschaftlichen Staatsmannes. Freiwillig übernahm er die Gesandtschaft; und nur zu gern ließ ihn der Rat gewähren. Einzig seiner Geschicklichkeit auf dem Konvent war es zu danken, daß die Konferenz unentschieden, also ohne das von den Gegnern gewünschte Ergebnis, endete.

Otto Gericke aber ward gemäß dem Hanseatischen Rezeß Regierender Bürgermeister.

Der Brandenburger Friedrich Wilhelm, der anerkannte und unbestrittne Erbe des Erzstifts, hatte sich bisher in das Tauziehen im mittleren Elbraum nicht eingemischt; nur für sich hatte er geflucht über die Feigheit des Administrators und des sächsischen Kurfürsten, die sich nicht ermannen, ein paar Regimenter mit Kanonen vor die Tore der Stadt zu schicken. Und nun war, wie es schien, sogar der unblutige Krieg zum Stillstand gekommen. Friedrich Wilhelm hielt die Zeit für reif, in den Vordergrund zu treten und leger den Schlußstrich zu ziehen. Er sandte seinen Generalwachtmeister Ufflen nach Magdeburg und verlangte kurz und bündig die Erbhuldigung der Stadt.

Der Rat wandte sich, erneut aufs äußerste geängstigt und ohne sich Gerickes Vorschlag auf Verhandlungen mit dem

Kurfürsten zu eigen zu machen, hilfesuchend an den letztthin gemäßigt aufgetretenen Herzog von Braunschweig-Lüneburg und erbat in seiner Kopflosigkeit zugleich vom schwedischen König militärischen Schutz. Letzteres war völlig überflüssig, denn die Streitkräfte Brandenburgs konnten im Augenblick die Huldigungsforderung des Kurfürsten nicht unterstützen, sowenig wie Schweden den Magdeburgern wirklich hätte zu Hilfe kommen können – beide Länder waren in einen Krieg verwickelt, Brandenburg kämpfte auf seiten der osteuropäischen Anti-Schwedenkoalition. Friedrich Wilhelm knirschte. Daß es ein kleines städtisches Gemeinwesen wagte, sich ihm, der jüngst (durch eine Politik wiederholter Vertragsbrüche) souveräner, von der Lehensoberhoheit Polens freier Herzog von Preußen geworden war, zu widersetzen, und dies raffiniertesweise zu einem Zeitpunkt, da er nicht mit Säbeln, Musketen und leichtem Feldgeschütz heranrücken und die Widerspenstigen zu Boden schmettern konnte – das trieb ihn in einen Anfall von Jähzorn. Und¹ er schwor fürchterliche Rache.

Der Regierende Bürgermeister Otto Gericke aber begab sich auf die Reise nach Wien, um Ferdinands jüngerem Sohn, dem neuen Erwählten Römischen Kaiser, dem neunzehnjährigen Leopold von Habsburg, dem Ersten seines Namens, Glück für seine Regierung zu wünschen namens der laut *instrumento pacis* Freien Reichs- und Hansestadt Magdeburg.

*

In dieser, bei allem Scheinerfolg, politisch für die Stadt so ganz und gar unsichren, so tristen Zeit, da die Nerven der Ratsherren aller Professionen über die Maßen angespannt waren, da Nichtigkeiten die Männer gegeneinander aufbrachten, da der eine über die Handlungsweise des andern wachte, für sich und seine Stellung und seinen Vorrang fürchtend, da notwendig das Denunziantentum ins Kraut schoß – in dieser selben Zeit, in der dem Staatsmann Gericke ein Unmaß von

Sorgen, Mühen und Verdruß auf den Schultern lastete, in der der Physiker Gericke Nächte durcharbeitete, weil ihm die Tage nicht gehörten – in jener Zeit traf ein Schlag nach dem andern auch den Privatmann Gericke.

Die Halbschwester Sophia, die mit dem Bürgermeister Schmidt verheiratet gewesen, segnete das Zeitliche . . . Die kleine Juliane, die einzige Enkelin, ein Hauch nur von einem Kinde, ging von der Welt, kaum neun Monate alt . . . Die Schwiegertochter Katharina, geborne von Bunsow, selbst noch fast ein Mädchen, zierlich und lieblich, fiel plötzlich ins Siechtum und verschied unter unendlichen Leiden an der Lungentuberkulose. – Unsägliche Trauer senkte sich auf den geprüften Mann, und sie war nur um so heftiger und erschütternder, als Dorothea, seine zweite Frau, nicht mit ihm fühlte, nicht einmal Mitgefühl heuchelte, da sie es schon nicht wirklich aufbringen konnte. Fremd waren sie einander geblieben.

Dorotheas robustes Wesen war in vielen, in den meisten Lebensäußerungen so ganz gegensätzlich dem seinen; die junge Frau schäumte über von Lebenslust, war oft unbeherrscht und heftig, wenn ihr nicht Befriedigung geschah, selbst in Kleinigkeiten; war aufbrausend und ungerecht, und mitunter nahmen die Szenen, die sie ihrem Gatten machte, bedrohliche Formen an.

Es war eine stille, warme, wenn auch leidenschaftslose Liebe gewesen, die ihn einst zu ihr hingezogen . . .

Ihr Vater, der Bürgermeister Lentke, hatte zu Gerickes Jugendfreunden, zeitweise zu seinen Vertrauten gezählt. Durch ihn, einen braven Mann, hörte er von Dorotheas Biederkeit und Gefälligkeit, von ihrem großen Anstand, von der aufopferungsvollen Pflege, die sie ihrer kranken Mutter hatte angedeihen lassen, von dem Geschmack, wie er sich namentlich in ihrem Tun und ihrer Kleidung ausdrückte, gar von ihrem erstaunlichen Kunstsinn und ihrer Liebe zur Musik – Eigenschaften, die der verewigten Margarethe gemangelt. Und er bat den Freund – angetan von diesen Schil-

derungen –, als ihn die Last des frauen-, des lieblosen Daseins zu drücken begann, Jungfer Dorotheen seine Aufwartung machen zu dürfen. Das Mädchen schlug, bei seinem ersten Besuch, züchtig die Augen nieder und lief, den feinen Schmuck in der Hand, den er ihr verehrt, heftig errötet aus dem Zimmer. Gericke tat die folgende Nacht durch kein Auge zu. Er lieferte sich ganz seiner Phantasie aus, beschwor immer aufs neue Vorstellungen, wie es sein müßte, wenn Dorothea ihm fürs Leben zur Seite träte. Freilich – wenn das Bild Margarethes unversehens vor ihm auftauchte und sich vor das der andern schob, kamen Zweifel über ihn –, Margarethe war es wohl nicht, die er hier fand. Aber würde er je wieder eine Margarethe finden? Durfte er denn mit diesem Begehren suchen? . . . Damals genierte er sich, zu Christoph Winkelberg zu gehen und ihn um seine Meinung zu fragen; und wie gern hätte er das getan! Er grübelte den nächsten Tag und die andre Nacht, und am folgenden Tag ging er wieder hin, und das Herz schlug ihm spürbar, als er den geschenkten Schmuck an ihrem Halse sah – es war der einzige, den sie trug. Sie spielte ihm auf dem Spinett ein Schützches Stückchen vor und zwang ihm, der diese Kunst auszuüben nicht verstand, ehrliche Begeisterung ab. Daß sie so zart und erfüllt und erfüllt musizierte – die sie doch stark und groß und eigentlich ganz anders war als diese Musik –, brachte sie überraschend dem Bilde der schlanken Margarethe, von der bis an ihr Lebensende ein ununterbrochener Strom von Sanftheit ausgegangen war, so nahe . . . Liebst du sie? fragte er sich wohl hundertmal. Und während er auf dem Papier Skizzen und Formeln niederlegte, ertappte er sich, daß er versuchte, ihr Profil zu zeichnen, das ihn eigenartig anzog; das stolze Kinn und die leichtgekrümmte Nase, die ihm Sinnbild waren einer unverfälschten und ganz bewußten Freude am Dasein. Ob er sie liebte? Starken Glaubens bejahte er die Frage, voller Zuversicht und voller Hoffnung auf ein Glück, das er weniger im Körperlichen als im Seelischen gegründet sah. – Und als es denn entschieden war und das bevor-

stehende Verlöbniß ein öffentliches Geheimniß, da fehlte es an der Beteuerung von Dorotheas Mutter nicht, ihr Kind sei gut von Herzen – wenn es auch einer gefühlvoll-kräftigen leitenden Hand bedürfe, die seinem jugendlichen Ueberschwang zuzeiten Zügel anlegen möchte.

Es blieb nicht aus, daß Dorothea im Kreise ihrer Freundinnen auf diese Verbindung angesprochen wurde und wohl gar mit gerümpften Näschen Erstaunen bekundet ward darüber, daß sie einem dreiundzwanzig Jahre älteren Mann, dem obendrein Starrköpfigkeit und Mangel an Umgänglichkeit nachgeredet wurde, die Hand reichen wolle. Und *sie* sprach von dem wundervollen Leben, das er ihr bieten würde. »Im stillen Kämmerlein«, wagten die andern mit Bezug auf seine Menschenfeindlichkeit nicht ohne Ironie einzuwenden. Ihre Antwort war eine Frage: »Kennt ihr mich so schlecht, daß ihr bezweifelt, ich könnte ihn mir so machen, wie ich ihn brauche?« –

Acht Jahre waren sie nun durch die Ehesakramente vereint. Zweimal schon hatte Stephan Lentke seinen Eidam mit Erfolg um größte Summen Geldes zur Sicherung seiner unerquicklichen Finanzlage gebeten. Acht Jahre . . . und wie fremd waren sie einander geblieben, wie sehr war Fremdheit zwischen sie getreten, als sich der Hauch der Verklärung verflüchtigt . . .

Das Fest der Vermählung: ein großes Jubelmahl im Hause der Lentkes, mit Prunk und einer Gästefülle, wie sie einem Regierenden Bürgermeister, der Lentke zu dieser Zeit gewesen, angemessen schien. Trunken vor Wonne über diesen Glanz, thronte Dorothea neben Gericke, der ihre Augen und die etwas grobe Stirn in fließender Schönheit sah – er war gänzlich in ihren Anblick versunken. Und er ließ sich überreden, und nicht einmal ungern, mit seiner jungen Frau an der Polonaise und der auffolgenden Allemande teilzunehmen, obwohl er dieser Tänze wie aller andern völlig unkundig war und ein Gegner tänzerischer Lustbarkeiten überhaupt, ein Gegner aus Überzeugung, denn zuviel Abscheu

hatte in ihm die zeitweilig epidemische Tanzwut vergangner Jahrhunderte erregt, die nach Tausenden zählende Menschenmassen wie Irre hatte tanzen machen, bis ihnen Schaum aus dem Munde getreten und der Unterleib unter Zuckungen sämtlicher Glieder scheußlich aufgequollen. Und als Dorothea ihm zuflüsterte, strahlend schön solle es bei ihnen immer sein, drückte er ihr sogar die Hand und nickte und lächelte.

Zu spät ward ihm klar, was er da unbedacht versprochen. Dorothea wünschte rauschende Feste in ihrem Hause zu geben, Bälle und glänzende Soireen zu besuchen, bei denen Kleider und Schmuck anzulegen erst lohnte; und die Unterwürfigkeit, die Patriziern schicklich gezeigt würde, wollte sie auskosten, vollends an der Seite des Regierenden Bürgermeisters, ihres Gatten.

Unversehens war über Gericke die Passionszeit hereingebrochen. Er fand keinen Grund, die Menschen zu lieben, und wollte ihn auch gar nicht suchen – was vermochte hieran die Vermählung zu ändern? Nichts! Das war die Antwort, unbesehen und unwandelbar.

Indes – die Frage blieb: War es vielleicht doch geboten und gerecht, der Gattin zuliebe sich selbst aufzugeben? War es vielleicht doch geboten und gerecht, der Gattin zuliebe das Vermögen an hassenswerte und gehaßte Geselligkeiten zu verschwenden und auf diese Weise der wissenschaftlichen Forschung die Subsistenzmittel zu stehlen? Er rang mit sich; und er erschrak immer aufs neue, wenn sein Gewissen ihm »niemals!« befahl.

Der Hader fraß sich in die Ehe ein. Der Gatte verschloß sich in sein Arbeitszimmer, Dorothea warf sich auf ihre Liegestatt und währte sich verbluten vor ohnmächtigem Zorn. Beide litten. Gericke, mit rührendem Ungeschick um einen Mittelweg bemüht, lud häufig Winkelbergs zu Gast – und ahnte nicht, daß er damit Dorothea nur noch mehr gegen sich aufbrachte. Winkelbergs widerten die junge Frau an; vor sich selber übrigens war sie so ehrlich zuzugeben, der Widerwille habe seinen Ursprung lediglich in der Tatsache,

daß Winkelbergs die Freunde ihres Mannes seien. Überhaupt begann sie gegen alles leidenschaftliche Abneigung zu empfinden, was ihrem Gatten etwas bedeutete. Und die Abneigung kam nahe an den Rand des Hasses, wenn die Gespielinnen von einst mokante Bemerkungen machten. Ja, daß sie es sich nur auch eingestand: sie hatte sich in ihrer Jugend über körperliche Wünsche erhaben gefühlt, hatte andre dieser Wünsche halber verspottet – und nun? Jetzt? Sie hätte rasen können! Der Mann, der ihr, in freilich seltenen Stunden, Gefühl und Augen erst geöffnet – dieser Mann war der Sechzig nahe jetzt und in die Schönheit seiner Apparate so vernarrt, daß blutvoller weiblicher Reiz vor ihr zerrann. Das blieb unausgesprochen zwischen ihnen, dies alles. Und grade Sprechen hätte einem Zueinanderfinden förderlich sein können.

Der Gatte glaubte, ihr einen Ersatz für die hart vermißten großen Geselligkeiten geben zu können, indem er, ohne hierin der ihm eignen Sparsamkeit zu folgen, Güter der Kultur erwarb, Bücher sonder Zahl: Opitz, Gryphius, Logau, Ben Jonson, Shakespeare, Cervantes, Rabelais und viele andre Autoren – wie einen Schatz brachte er auch stets das neuste Opus des Herrn Poquelin, der sich Molière nannte, herbei; ferner kostbare Gemälde holländischer Meister, für die Dorothea in ihrer Mädchenzeit so sehr erglöh war – nichts, nichts vermochte er zu erreichen. Einen Musikus lud er sich ins Haus, der die neumodischen Weisen des Herrn Heinrich Schütz zum Vortrag brachte – Dorothea langweilte sich zu Tode und wäre doch nur zu leicht in Verzückung geraten, wenn sie dem Spiel unter den Augen vieler hätte lauschen dürfen . . .

Gerickes Umgang mit seiner Frau erschöpfte sich bald im gemeinsamen Einnehmen der Mahlzeiten, und es kam vor, daß selbst dies unterblieb. Plötzlich dann, wenn er dasaß und an neuen Konstruktionen arbeitete, war sie neben ihm, schleuderte ihm ein Buch vor die Füße, schalt es uninteressant oder böse oder dumm, kreischte, wie es einer Patrizierin durchaus nicht anstand, und stampfte mit den Füßen. Daß er da

gelassen blieb und sich im Lautsein nicht mit ihr maß, brachte sie aber noch mehr auf, und es geschah nicht selten, daß sie Krüge oder Silbergeschirr oder beides dem Buche hinterdreinwarf. Geduldig ließ er die Attribute ihres Jähzorns über sich ergehen, nahm hin, daß sie ihn herrschsüchtig und gemein nannte und borniert in seiner Menschenflucht . . . Kehrete ihr dann langsam die Besinnung zurück, so erhob er sich, strich ihr, traurig und freundlich zugleich, übers Haar und sprach milde auf sie ein, bis sie sich ihm an die Brust warf und kindlich schluchzte.

Doch wenn sie an solchen Tagen auch seine Physik zum Anlaß für Vorwürfe und Schmähungen nahm, wenn sie von »nutzlosem mechanischem Gemurks« sprach, über dem er sie, sein Weib, vergesse und die Wirklichkeit, dann wuchsen ihm die Adern blau aus seinen Schläfen, und er floh hinaus ins Freie, Kühlung und Vergessen zu suchen, und dann dachte er wieder an Margarethe, an die erste Frau, und die Tränen drohten seine Beherrschung hinwegzuschwemmen.

In Stunden wie diesen, da er auf einem Markstein, einer Grasnarbe vor der Stadt saß, Regierender Bürgermeister, der er war, das schmale, vom Leiden gezeichnete Haupt etwas zur Seite geneigt und die adrige Hand auf die Erde gestützt, da überkam ihn manchmal schwarze Angst. Ganz unversehens umkrallte sie seinen Schädel. Angst vor dem Alter. Er spürte das Leben in sich dahingehen, spürte es verglimmen, und er fühlte körperlich, wie sein Haar und sein Herz unter dem gefürchteten Grauton matt wurden. Die durchlebten Zeitläufe rauschten dann noch einmal an seinem geistigen Auge vorüber mit einer prickelnden Genauigkeit, die Höhen und die Tiefen wahrhaftig und ohne Milderung – und zur Pein ward die Erkenntnis, daß alles, alles, was mit seinem Leben, mit ihm, verwoben gewesen, unaufhaltsam zu beiden Seiten versank, Böses wie Gutes, ohne Aufschub, ohne Trost. Noch zählte er keine sechzig Jahre und war doch schon wie ein einsames Überbleibsel aus einer vergangnen Epoche. Die Herren im Rate aus seiner Generation, die ihm geneigten wie

die andern, Jahrzehnte neben ihm, waren nacheinander fortgegangen an den Ort ohne Wiederkehr, der gute alte Kühlewein erst unlängst; geblieben war außer dem schwatzhaften Forbe und einem Ratmann, nahe der Siebzig, Stephan Lentke, sein Schwiegervater, drei Jahre älter als er – keiner sonst. Ein Sinken um ihn her und eine dem Krieg und der ihm gefolgt Not entsproßne Roheit der Gedanken und Empfindungen! – Wo war sie hin, die alles verklärende Liebe seiner Jugend? Hier und dort noch ein einsamer Tupfen, wie er selbst einer war. Und in diese Reste faßte immer wieder der Tod mit dumpfer Gewalt.

Ergriffen dankte der Mann auf dem Stein seinem Gott, daß das Teuerste ihm noch verblieben: die abgöttisch geliebte Mutter. Sie stand aber im einundachtzigsten Lebensjahr. Konnte nicht morgen der Tod auch an ihre Türe klopfen oder schon heute, schon in diesem Augenblick? Margarethes Todestag, den 26. April, hatte er stets bei der alten Frau verbracht, allein mit ihr, in stiller Feierlichkeit. Wie lange noch wird das so sein? . . . Wenn er nur wenigstens den Sohn um sich gehabt hätte! Aber der lebte nun schon Jahre im fernen nahen Köthen, war Hofrat des Fürsten von Anhalt, ein geachteter Mann – und war so allein wie sein Vater.

Stundenlang konnte er auf freiem Felde sitzen und nachdenken und Bildern und Tönen lauschen, die wieder vergingen, wie die Zeit dahingegangen, aus der sie stammten. Die Elbnebel um ihn hatten nicht Gesicht noch Wesenheit für ihn. Aber der seelische Schmerz riß ihn wohl jäh empor, daß er eilig nach Hause lief, sich einschloß in seinem Studierzimmer, sich vergrub in seine Forschungen; und oft stand das Tagesgestirn schon wieder am Himmel, ehe Erschöpfung ihn überkam und er zu langem Schlaf aufs Lager niedersank.

Seit jenem unglücklich-glückhaften Reichstag, an dem der diplomatische Stern Gericke, ein Komet, in die schwächste Phase seiner Bahn hinübergelitten war und von seiner Leuchtkraft unwiederbringlich eingebüßt hatte, an dem aber

eine Nova am Himmel der Naturwissenschaften plötzlich erschienen war, eine Nova unvermuteter Helligkeit: der Physiker Gericke – seit also jenem Reichstag datierten die unablässigen Bemühungen Seiner Kurfürstlichen Durchlaucht von Brandenburg, den vielgenannten Magdeburger Bürgermeister nach Berlin zu ziehen und auf die Dauer an Brandenburg-Preußen zu binden. Auch die politische Mission des Generalwachtmeisters Ufflen in der Elbstadt benutzte Friedrich Wilhelm, Herrn Gericke seiner besondern Gnade zu versichern und ihn aufs dringlichste in die Residenz einzuladen. Doch der machte Ausflüchte, verschanzte sich hinter seiner bürgerlichen Tätigkeit, hinter Ratsgeschäften; weil er seinen Gegnern nicht neuen Anlaß zu Verleumdungen geben wollte. Der Kurfürst erwäge, sagte Ufflen, seine Achtung für den Herrn Bürgermeister zu manifestieren, indem er ihn zu einem seiner Räte ausersehe . . . Der Titel also, die Ehrung – wonach das Herz des Mannes sich gesehnt hatte und sehnte –, und nun scheute er sich, sie zu empfangen.

Er hatte in einem vertraulichen Gespräch mit seinem Schwiegervater und Mitbürgermeister Stephan Lentke einen Gedanken geäußert: seine Sorge um den Ausgang des ungleichen Ringens, in dem die Stadt mit der Front der Großen des Reiches verhaftet war; er hatte von flüchtigen Betrachtungen gesprochen, die er angestellt, welcher Ausgang für Magdeburg wohl der wirklich wünschenswerte sei – die Reichsunmittelbarkeit und mit ihr der verstärkte Haß der Gegner, die immer Mittel und Wege zu finden bestrebt sein würden, ihr den Lebensnerv nach und nach abzuschneiden, weil ein selbständiges Magdeburg für alle Zeit ein peiniger Dorn in ihrem Fleische sein müsse – oder ein Dasein als geachtete Stadt innerhalb der brandenburgischen Grenzen – wohl nahe dem Range Leipzigs in Sachsen –, eine Stadt, die dank dem großen Fleiß ihrer Bürger und ihrer Herkunft und Bedeutung sich sehr bald zu einer Handelsmetropole unerschütterbarer Macht und Wohlhabenheit (und, wie die Zeit nun einmal war, dies einzig auf solche Weise!) wieder erheben

könne. Er hatte das nur so hingesprochen, ein Verwandter zum andern, hatte die Antwort offengelassen, hatte gemeint, man sollte vielleicht gemeinsam weiter darüber nachdenken. Nicht mehr. Aber diese kleine Bemerkung hatte Lentkes Anschauungen von Rechtschaffenheit und Patriotentum empfindlich verletzt. Gericke war sehr bald aufgefallen, daß in gewissen Kreisen des Rates sehr bezüglich geflüstert wurde, hämische Blicke waren ihm aufgefallen und die scheue Zurückhaltung seines Schwiegervaters.

Sollte er nach Berlin reisen, damit man ihm nachsage, er verschachere um einen Titel die offiziell verfochtenen und darum gültigen Interessen seiner Vaterstadt? – Er beschied Ufflens Vorstellungen und die aller andern abschlägig und lebte fürderhin noch einsiedlerischer als bisher.

Zu keinem Menschen sprach er von dem, was in ihm voring; weder zu seiner Mutter noch zu seiner Frau, und auch vor seinem Freunde Christoph Winkelberg schwieg er sich aus. Winkelberg freilich, dem die Besuche der brandenburgischen Würdenträger nicht verborgen geblieben und der Otto gut genug kannte, um von seinem Verhalten auf seinen Seelenzustand schließen zu können, war nicht zu täuschen. Es ist wahr: Lange war er auf einen geeigneten Vorwand aus, ein offnes Wort in dieser Sache zu sprechen; aber je mehr er nachdachte, um so mehr kam er zu der Überzeugung, daß alle Worte nutzlos sein würden, schädlich wohl gar – Otto Gericke war nicht mehr der Mann von einst, der offenerzige, jedem Vorschlag zugängliche, vor allem arglose, dem Freundeswort eins war mit Liebe und ehrlichem Wunsch zu helfen. Otto Gericke würde, so Christoph spräche, günstigenfalls spötteln und auf nichts eingehen, wahrscheinlich aber in törichter Verstimmung die Brücke zu ihm abbrechen... ein Misanthrop, der er geworden. Es war dies aber die letzte Brücke, die den Bürgermeister außerhalb seiner Ämter und seines Hauswesens mit Menschen verband. Winkelberg spürte, wie gern der Freund gelegentlich auf ein Stündchen zu ihm plaudern kam, über physikalische Fragen, über Agro-

nomie, und er war doch sicher, daß der Mann sich auch diesen Umgang aus dem Herzen reißen konnte. Drum schwieg er, drum heuchelte er den Ahnungslosen – und sah, wie Gericke litt, auch unter der wenig glücklichen Ehe litt – und sein Mund blieb verschlossen.

Und die Monate, die Jahre trieben dahin, Abschnitte einer bösen Zeit.

WETTERMÄNNCHEN

Kurfürst Friedrich Wilhelms Zorn war verraucht – die Jahre dürften gezählt sein bis zu dem Augenblick, da Magdeburg ihm wie eine reife Frucht in den Schoß fallen würde. Reife Frucht – er lächelte und piff durch die Zähne. Freilich wäre es nach seinem Geschmack gewesen, sich über den Vergleichsfrieden von Oliva hinwegzusetzen, erneut über Schweden, den einstigen Bundesgenossen gegen Polen, herzufallen, es aus Vorpommern zu vertreiben und bei dieser Gelegenheit die schutzlosen Magdeburger Starkköpfe zu überrennen. Das wäre schneller gegangen; und das wäre auch wirkungsvoller gewesen. Aber leider! Leider konnte er sich das Vergnügen eines neuen Feldzuges nicht erlauben. Jetzt noch nicht. Polen und Rußland, die bisherigen Bundesgenossen, waren kriegsmüde. Und allein gegen Schweden? Friedrich Wilhelm wollte Kriege *führen*, aber nicht verlieren. Und Schweden war nicht zu unterschätzen.

Der Fürst legte sich auf die Innenpolitik. Eine gewissermaßen unproduktive Zeit, aber sie mußte in Kauf genommen werden. Er rüstete zu Lande und zu Wasser; er ging daran, einen dynastieergebnen Beamtenstand aufzubauen, das vorzügliche Machtmittel des aufkommenden Absolutismus nach innen. Das war das eine. Daneben aber erwies sich als zweckmäßig – um nämlich nicht von den westeuropäischen See- und Handelsmächten wirtschaftlich aus dem Sattel gehoben zu werden –, nachhaltige Verbesserungen und Vergünstigungen für Gewerbe und Handel zu verordnen. Andererseits jedoch mußte eine Brau-, eine Mahl- und eine Schlachtsteuer eingeführt, eine Akzise auf die Gebrauchsgüter gelegt werden, zur Deckung der gewaltigen Militär- und Verwaltungskosten.

Das brauchte Jahre, Jahrzehnte zu seiner Verwirklichung, und Friedrich Wilhelm faßte in vergnügtem Grimm und der an ihm gewöhnten Zähigkeit Geduld, begierig freilich – da er sich schon nicht zu Roß im Pulverdampf tummeln durfte – nach Abwechslung in seinem persönlichen Leben.

Die Art der Abwechslung, nach der ihn verlangte, sollte allerdings nicht läppischer Natur sein oder gar frivoler, wie sie Herr Georg Wilhelm, der Vater, recht gern gesehen – sie sollte höheren Grades sein. Sosehr er die süddeutschen Fürsten verweichlicht und verwelscht spottete, so heftig war auch sein Neid auf sie. Südlich des achtundvierzigsten Breitengrades verkehrten Gelehrte und Künstler zuhauf – Berlin mieden sie. Der Name des brandenburgischen Staates und Friedrich Wilhelms Name hatten bei den Jüngern der Musen keinen so guten Klang, daß sie sich gedrängt hätten, die wenig anheimelnde Hohenzollernresidenz zum Ort ihrer Tätigkeit zu bestimmen. Das spürte der beliebte Herr sehr gut und wollte es doch nicht wahrhaben. Und so stieg sein Verlangen nur noch mehr, kluge, berühmte Männer um sich zu sehen, ihm zu würdiger Abwechslung, seinem Namen zum Klang.

Der Erfolg seiner Bemühungen war gering; nicht nur im Falle des Naturwissenschaftlers Gericke.

Gericke übrigens war er dabei aufzugeben. Und da geschah das Verblüffende: Als er sich eben voll Grimm zu dem Verzicht entschlossen hatte, wurde ihm ein Handschreiben des Magdeburger Regierenden Bürgermeisters überbracht. Wenige Worte nur: die Zusage.

Diesem Schreiben aber war ein Besuch Otto Gericke im Haus der Winkelbergs vorausgegangen. Frau Clothilde war noch um ihren Sohn Andreas bemüht, der aus Leipzig, wo er seit kurzem in städtischem Solde Ingenieur war, zu Besuch gekommen. Vater Christoph stand dabei, massierte sich den faserigen Bart seines großen, kantigen Kinns und lauschte vergnügt der Erzählung des jungen Mannes. Es war ein fried-

liches, glückliches Familienbild, das den erregt hereinstürmenden Bürgermeister verlegen werden ließ. Aber Christoph nahm ihn beim Arm und führte ihn mit sanftem Drängen in eins der Nebenzimmer, zog das Rauchzeug herbei, schlug Feuer und wartete geduldig, bis der andre zu sprechen beginnen würde.

Es währte nicht lange. Gericke fuhr sich mit der Hand über Stirn und Augen, als müsse er das soeben geschaute Bild verwischen. Dann schritt er ein paarmal auf und ab, den Kopf mit dem sehr angegrauten, aber geschmeidig auf die Schultern fallenden Haar leicht vorgeneigt, die Hände auf dem Rücken.

»Du kennst die neuen Gerüchte, so man über mich austreut?«

»Ich weiß nicht, welches die neuesten sind«, versetzte Winkelberg ruhig.

»Kurbrandenburgs Vertrauter sei ich. Staunst du da?« Wieder nahm er seinen Gang auf, gemessen, alt, immer vermeidend, den Freund anzublicken. »Es ist fürwahr nicht mehr zum Staunen! Nichts ist mehr übrig, was einen Mann in Verblüffen setzen könnte, da er ein solches Wort vernommen!«

»Kindisches Geschwätz. Zu töricht, als daß du ernstlich dich dran stoßen möchtest.«

»Kindisch! Töricht!« fiel Gericke ihm aufgebracht ins Wort. »Ich bin sie müde, Christoph, hörst du, die ewigen törichten Geschwätze, auf das Ende müde! Ich habe Gesundheit und Kraft nicht mehr als andre – sie sind mir am Zerbrechen. Ich sitze Stunden an meinen Arbeiten und muß mich dann er-tappen, daß nicht ein einziger Gedanke mir aus dem Hirn gekommen ist. Das ist nicht zu ertragen! Für mich nicht!«

Ruhelose Schritte, Pause im Gespräch. Gericke sank in den weichen Sessel. Erst als seine Pfeife brannte, sprach er weiter: »Wie bald legt man einen Menschen zu Grabe. Kann er denn ruhig gehen, solange sein Werk nicht vollendet?« Heftig richtete er sich im Sessel empor. »Darf man dem Werke mir im Wege stehen? Kann mir die Stadt ersetzen, was ich ver-

säume? Und wollte sie es denn, so sie es wirklich könnte? Sie kann nicht, sie will nicht!« Hart tat er die Pfeife in die Schale, stand auf, trat zum Fenster, bitteren Geschmack auf der Zunge. »Es sind der klug sich Dünkenden zuviel, der Klugen zuwenig – es schwimmt der Bodensatz, von der Zeit aufgewühlt, an der Oberfläche. Und maßt sich das Recht an, Menschen zu kränken, zu martern, zu betrügen, dieser Satz. Aus Mißgunst. Aus Neid. Aus Haß. Aus was für gräßlichen Eigenschaften du willst. Und weil wirkliches Recht nicht da besteht und nicht einmal die Macht, da geschehen die Überfälle hinterrücks, schleichendes Gift aus der Gosse, nicht faßbar, nicht tilgbar. O daß man hundert Jahre später geboren wäre!«

Es brauchte einige Zeit, bis er aufs neue zu sprechen anhub. Die Stirn gegen die Scheiben gepreßt, die Hände um die Kordeln der Portiere gedrückt, stand er da, blickte hinaus, über die Mauer hin, auf sein Grundstück. Das Fenster seines Arbeitszimmers stand offen, ein metallnes Gerät warf die schräg einfallenden Sonnenstrahlen golden zurück.

»Hab' ich zuviel verlangt?« fragte er wie im Selbstgespräch.

Winkelberg, das widerborstige, noch immer blonde Haar glättend, folgte aufmerksam jedem der Worte, die erst stoßweise, dann immer fließender aus dem Munde des Freundes drangen, Worte der Klärung, des Gerichts über sich selbst, nicht eigentlich für fremde Ohren bestimmt, als vielmehr aus dem Bedürfnis geboren, die Lasten abzuwerfen, Bilanz zu ziehen und es einmal nicht nur zu denken, wie es jahrein, jahraus geschehen, sondern zu sagen, laut und vernehmlich. Der Mann war Kläger und Verteidiger in einem . . . Winkelberg merkte sehr bald, daß er Zeuge nur einer Wiederholung war und der Freund den Schiedsspruch längst gefällt. Ihm war sehr wohl . . . Otto Gericke – Christoph Winkelbergs Freund. Er hatte sich zurückgefunden, das Vertrauen war wiedergekehrt. Sehr wohl war dem Mann mit den gütig blickenden Augen. Er rauchte stark. Und es drängte ihn, hinzugehen zu Gericke und ihm die Hand auf die Schulter zu legen.

Die Sonne beschien den kupfernen Apparat schon längst nicht mehr, und noch stand Gericke am Fenster, die Stirn an den Scheiben und die Hände um die Kordeln, als rede es sich so besser. Er sprach vom Gelde – daß er schon fast zwanzigtausend Taler in seine Experimente investiert. Seine Einnahmen aber waren zurückgegangen, seitdem er das Bierbrauen aufgegeben. Und er hatte dies traditionelle Gewerbe aufgeben müssen, wollte er der Naturwissenschaft nicht ganz entsagen. Das Brauen hatte ihm Geld gebracht – das Diplomaten sein brachte ihm Sorgen und Kränkung und nicht einen Heller! »Und ist es für den Menschen von Nutzen, ein Leben lang mit Gott und der Welt um ein uraltes Dokument zu rechten, das niemand besitzt? Und gänzlich aussichtslos zu rechten? Ist das denn mehr wert, als den menschlichen Geist in die Tiefe der Natur zu tauchen und Wissen heraufzuholen, das die Natur ihm dienstbar werden läßt?« rief er aus.

Nachdem er einige Minuten geschwiegen und nur der messende Gang der Pendeluhr den Raum erfüllt, wandte er sich langsam ab vom Fenster.

»Ich weiß, mein Christoph«, sprach er lächelnd, »daß du lange Zeit auf diesen Tag gewartet. Es hat nicht früher sein können.«

Er machte eine kurze Pause und fuhr dann fort: »Du sollst mir raten; darf ich die Reise tun nach Brandenburg? Darf ich mein Ego in das Zentrum rücken, ohne Skrupel – nachdem man mir bewiesen, daß der Mensch allein ist?«

Winkelberg gab das Lächeln zurück, und er stopfte dem Freund die Pfeife neu. »Für wann hast du den Wagen richten lassen?«

Da standen sich nun die beiden Männer gegenüber, der elegante Sechziger und der fast um einen Kopf kleinere grobschlächtige Vierziger, und maßen einander mit unverleugbarer Neugierde – zwei Männer, der eine von Bedeutung, der andre von Macht. Die Zeit der ersten Zwiesprache verging wortlos.

Gericke trug sich, wie er es so liebte, schwarz, sein Kleid war, wie stets, nach der neusten Mode zugeschnitten; weiße Spitzenstulpen in den Ärmeln, ein einfacher weißer Kragen mit einer weißen Troddelschnur. Die Stirn über der langen schmalen römischen Nase wirkte höher als in früheren Jahren. Friedrich Wilhelm hatte sich den langen weißen Rock mit Ordensstern und bläulich-goldner Gürtelschärpe anlegen lassen und dezente Schnallenschuhe. Die Adlernase und die vor Energie sprühenden Augen befanden sich in eigenartigem Gegensatz zu seinem merklich vorstehenden Bauch.

Gericke war mit dem Entzücken nicht nach Berlin gefahren, das er sich selbst einzureden bemüht war. O wenn es nach dem Süden gegangen wäre! Er hatte an die alten, schönen Städte denken müssen, die er kannte, Hochburgen von Geist und Lebensform, Hochburgen der Kultur. Was versprach schon Berlin im Vergleich zu einer beliebigen süddeutschen Kleinstadt, was Brandenburg im Vergleich zu Franken oder Schwaben, was der bigotte Landsknecht Friedrich Wilhelm im Vergleich etwa zu dem geistvollen hochgelehrten Philipp von Schönborn? Und hatte auch Friedrich Wilhelms Auftreten in Regensburg einen nicht geringen Eindruck auf ihn gemacht, und waren auch seine Reden und sein Verhalten dem Physiker später höchst schmeichelhaft gewesen – mit den Jahren war in ihm Abneigung gegen den Kurfürsten gewachsen. Gericke war seit seiner Jugend mit allen Formen der Staatskunst und der Politik aufs engste vertraut, kein Mittel der Diplomatie, auch das unwürdigste nicht, war ihm fremd, einer Diplomatie eben, die zu ihrer Zeit so gehörte wie das Verbrennen von Ketzern und Hexen und das Bauernlegen; aber Friedrich Wilhelms Regierung war selbst im Hinblick auf *diese* Moral der Diplomatie ein Novum und Unikum zugleich in der Massierung der Schelmenstreiche großen Formats und der Aneinanderreihung von Treubrüchen.

Und Gericke war *doch* in Kurbrandenburgs Hauptstadt gefahren.

Der Kurfürst gebrauchte die Anrede »Ihr« an Stelle des ihm sonst geläufigen und abfälligen »Er«. Gericke antwortete auf die allgemeinen Redensarten höflich, wiewohl reserviert, und eine Stunde verstrich, ohne daß eins der Themen berührt worden wäre, die die Männer verbanden.

Es wurde Konfekt gereicht. Eins der süßen Dinger auf der Zunge, manövrierte Friedrich Wilhelm die Unterhaltung auf die brandenburgische Tagespolitik hin. Unversehens und wie beiläufig berührte er die magdeburgische Frage. Während er jovial scherzhaft plauderte, behielt er Gericke scharf im Auge, um im geeigneten Moment, nicht früher und nicht später, zum Angriff überzugehen. Der Moment kam nicht; Gericke wurde zusehends kühler; scheulos wich er Fragen des Monarchen aus. Und dieser wieder trat, als er seine Absicht, zu überumpeln, vereitelt sah, ohne sich dabei das geringste zu vergeben, den Rückzug an, sprach vom Regieren im allgemeinen, von dem in Brandenburg im besondern und war mit einigen schnellen Gedankenkombinationen beim Umbau des Berliner Schlosses, den zu besichtigen er seinen Gast auch sogleich freundlich einlud.

Sie durchwanderten die Gänge des Gebäudes, überquerten den Hof und sahen zu, wie fleißige Handwerker dabei waren, aus den einzelstehenden verschiedenartigen Schloßbauten ein zweckmäßiges Ganzes zu machen. Zufrieden gewährte der Kurfürst, wie ehrliches Interesse in Gericke aufstieg, wie seine Art verbindlicher wurde. Der Magdeburger zog Erkundigungen ein, ließ sich Pläne zeigen, lobte dies, tadelte jenes und machte einige knappe Bemerkungen über die niederländische Architektur, die augenscheinlich hier als Vorbild gedient, was wohl – und er verneigte sich bei diesen Worten leicht zum Bauherrn hin – bei der Abstammung Ihrer Durchlaucht der Kurfürstin aus dem Hause der in den Niederlanden regierenden Oranier nur natürlich; im übrigen sei diese Baukunst in Deutschland mit Recht beliebt geworden, auch sei sie geeignet, Geburtshelferdienste für einen *deutschen* Stil zu leisten.

Friedrich Wilhelm, eben noch befriedigt, geriet über diese Rede außer sich. Wie konnte es dieser Hundsfott, dieser eitle, arrogante, überhebliche Kerl wagen, ihm Motive zu unterstellen, die zwar nicht abwegig, aber peinlich herabwürdigend und durch den Ton, in dem sie ausgesprochen, beleidigend waren! Dem erregbaren Manne ward unversehens das Atmen schwer, und eine hektische Röte überzog sein volles Gesicht. Gericke indessen plauderte charmant und leicht lehrhaft weiter, freilich ohne die Mißstimmung des Kriegsmanns neben sich zu ahnen; ja, er stand sogar nicht an, von dem Bau- und Kunstverständnis *süddeutscher Fürsten* ein Aufheben zu machen. So mit dem Monarchen zu sprechen hatte noch kein Mensch gewagt – Friedrich Wilhelm flimmerten bläuliche Kreise vor den Augen. Jede Sekunde konnte der Jähzorn über ihn Gewalt bekommen... Da tat Gericke ganz leger dem Umstand Erwähnung, daß er an der holländischen Universitätsstadt Leiden zu studieren die Ehre gehabt habe und daß im besondern daher seine Kenntnisse von der dortigen Architektur rührten.

Leiden! – Wo eben noch die schwarzen Wolken eines tückischen Gewitters gedrät, trafen ungestüm die ersten Strahlen einer glutvollen Sonne auf. Leiden. Als verwehe ein plötzlich lindernder Wind den Jähzorn, entspannte sich der Leib des Fürsten. Und die Sonne nahm auch von seinem Gesicht Besitz. Breitbeinig stellte er sich vor seinem Gast auf, wählte wieder das mehr ehrende »Ihr«, nachdem er vorübergehend ins Erzen gefallen war – und hatte die provozierende Äußerung völlig vergessen. Leiden!...

»Wir selbst waren in Leiden Studiosus!« rief er. »Eine vorzügliche Anstalt, die Wir in angenehmer Erinnerung behalten.«

Natürlich war Friedrich Wilhelm als Kurprinz viel in den oranischen Landen gewesen – aber studieren? Gericke schaute höchst verblüfft drein. Indes – warum nicht? Der Fürst ist kein Dummkopf. Gericke mußte es um so mehr glauben, als der Monarch den Magister Zeendam erwähnte, »das Männ-

chen mit der Nase, ein possierliches Kerlchen mittleren Alters, mit chronischem Schnupfen und lästiger Tropfenbildung an seiner knolligen Nase.

Auf beiden Seiten glomm eine gewisse persönliche Sympathie auf. Die beiden so verschieden gearteten Männer hatten einen Punkt gefunden, unerwartet, in dem sich ihre Erinnerungen schnitten. Leiden gab die Kulisse für ein Gespräch ab; Leiden und seine ehrwürdige, fast hundertjährige Universität. Der Exstudent Friedrich Wilhelm prahlte vor dem Exstudenten Gericke damit, daß er vor ein paar Jahren in Duisburg eine Universität gestiftet habe und großzügig unterhalte, und ganz im Sinne von Leiden. Er verlor sich in Schilderungen seines Mäzenatentums für Künste und Wissenschaften, und Gericke mußte ihm versprechen, gleich am nächsten Morgen die Kurfürstliche Bibliothek zu besichtigen, die zu gründen Friedrich Wilhelm vor gut Jahresfrist eingekommen war, und in dieser Bibliothek besonders den fünf halbe Zentner schweren Atlas, seinen Stolz, der zum Unterschied von allen andern Büchern, die der Öffentlichkeit zugänglich waren, in einem Glasschrank von der Benutzung ausgeschlossen war.

Daß das Architekturgespräch fortgesetzt wurde, verstand sich von selbst. Gericke hatte sich in Berlin umgesehen und mit Vergnügen von der Pflasterung der Straßen und der teilweise eingeführten Straßenbeleuchtung Kenntnis genommen, auch vom Aufbau von Bürgerhäusern, recht zweckmäßigen Festungsanlagen und den ersten Arbeiten an der Orangerie, die den verschönten Lustgarten zieren sollte. Doegen hieß der Architekt, ein Niederländer, auf dessen Pläne all das zurückging. Gericke hätte gewünscht, einmal so großzügig bauen zu dürfen, wie es diesem Doegen gestattet war. – Gericke hatte angesehene Bürger mit Haß vom alten Kurfürsten Georg Wilhelm sprechen hören und von seinem Minister Graf Schwarzenberg, die in den letzten Kriegsjahren eine Unzahl von Häusern hatten abreißen lassen, in panischer Angst und in der Hoffnung, einer eventuellen Belagerung der Stadt besser

begegnen zu können, wenn die Verteidigungslinie kürzer wäre; ein erheblicher Teil des damals noch um siebentausend Einwohner zählenden Gemeinwesens war dadurch obdachlos geworden – einer der üblen Streiche hohenzollernscher Denkkungsart . . .

Gerickes Bemerkungen gegenüber dem Kurfürsten enthielten Anregungen und Vorschläge – wodurch Friedrich Wilhelm sich veranlaßt fühlte, näher nach der Baumeistertätigkeit des Magdeburgers zu fragen und, als er genug wußte, auszurufen, er würde ihm sofort den Rang eines Hofbaumeisters verleihen, so er sich entschlosse, sein Wirkungsfeld unverzüglich nach Berlin zu verlegen.

Zum zweitenmal, daß ein Kurfürst ihm ein solches Angebot machte.

Zum zweitenmal, daß er ablehnte.

Friedrich Wilhelm ereiferte sich, stellte die drückende Finanzlage Magdeburgs dem kurfürstlichen Geldsäckel gegenüber, das Planungen gestattete, die den Fähigkeiten Gerickes entsprächen. Der Bürgermeister wurde merklich verschloßner, betonte anzüglich, daß Magdeburg nicht Schuld an seiner Lage trage, weit weniger jedenfalls als das Kurfürstentum Brandenburg, das mit dem Administrator in der Beschneidung der städtischen Rechte und Einnahmen wetteifere. Friedrich Wilhelm setzte hart zum Zuge an. Einzig Schuld der Stadt und ihres starrköpfigen Rates, versetzte er – denn daß es einem brandenburgischen Magdeburg nicht an dringlich nötigen Mitteln gebrähe, möchte er sich wohl verbürgen. Gerickes Antwort war stolz und bewußt hochfahrend, aufreizend gar, und schloß mit der Erklärung, er sei nicht ermächtigt, über Fragen wie diese mit Seiner Durchlaucht Gedanken auszutauschen.

Brüsk und feindselig beendete der Monarch die Audienz.

Doch schon zwei Stunden danach erschien ein Lakai in Gerickes Wohnung, die Bitte der Durchlaucht zu übermitteln, er möchte baldmöglichst mit dem versprochenen Vorführen der physikalischen Apparate beginnen.

Gericke mußte lächeln. Er hatte gar nicht daran gedacht, ohne den Ratstitel die Hohenzollernresidenz wieder zu verlassen.

*

Den Platz hatte Kurfürst Friedrich Wilhelm selbst angegeben; und nun ragte ein zehn Meter langes Rohr an der Außenwand des Bibliotheksgebäudes zu einem Giebelfenster des obersten Stockwerks empor.

Der Aufseher der Maurer, die das Rohr an der Wand zu befestigen gehabt, hatte sich an den Kopf gegriffen, als der fremde Herr aus Magdeburg, der sich vor einiger Zeit mit dem Monarchen zur Besichtigung der Arbeiten eingefunden gehabt, mit dem Verlangen wiedergekommen war, die schöne Wand durch den häßlichen Metallkörper zu verschandeln. Er hatte heimlich bei Friedrich Wilhelm anfragen lassen, und der war zornentbrannt selbst herbeigeeilt, hatte den Aufseher tätlich bedroht, den Apparat unter seinen Augen aufzurichten befohlen, und, als das geschehen, den Mann kurzerhand zum Teufel gejagt.

Ein gelehrsammer Herr saß in der öffentlichen Bibliothek und studierte einen altfranzösischen Text. Friedrich Wilhelm schnaufte herbei, gefolgt von Gericke. »Scher Er sich von dannen«, rief der Hausherr außer Atem, und der Mann stürzte davon.

Das oberste Stockwerk ward von innen verriegelt, damit niemand gleichzeitig mit ihm, dem Fürsten, dem Herrn, der Inbetriebnahme des außerordentlichen Instruments beiwohnen könne. Gericke hatte am Vortage neben einigem Handwerkszeug und drei gefüllten Wasserfässern auch einen Sessel für den Monarchen hier heraufschaffen lassen; aber Friedrich Wilhelm schleuderte mit einer Hand das Möbel in die Ecke und postierte sich, ein Bein vorgestellt, am Fenster, bei dem Gericke zu hantieren begonnen. Der hatte ein etwa ein Meter langes Rohr in der Hand, dessen Durchmesser dem des an der Außenwand aufgerichteten entsprach. Dieses Stück hier aber war von besondrer Art. Es bestand aus einem

doppelhandbreiten Metallring, der auf die außen stehende Röhre aufzuschrauben war, dann aus einem luftdicht dem Ring eingepaßten dickwandigen Glaszylinder und schließlich aus nochmals einem Metallring, der – ebenso wie der andre – an der glasabgewandten Öffnung ein Schraubgewinde besaß. Der Kurfürst befühlte das Glas, betrachtete besonders die darauf vorgenommene Stricheinteilung, unterließ aber im Augenblick jede Frage, um das Experiment, auf das er sich freute, nicht aufzuhalten.

Gericke verschraubte den eigenartigen Hohlkörper sorgsam auf dem bis nahe an den Fenstersims heraufreichenden Bohrturm.

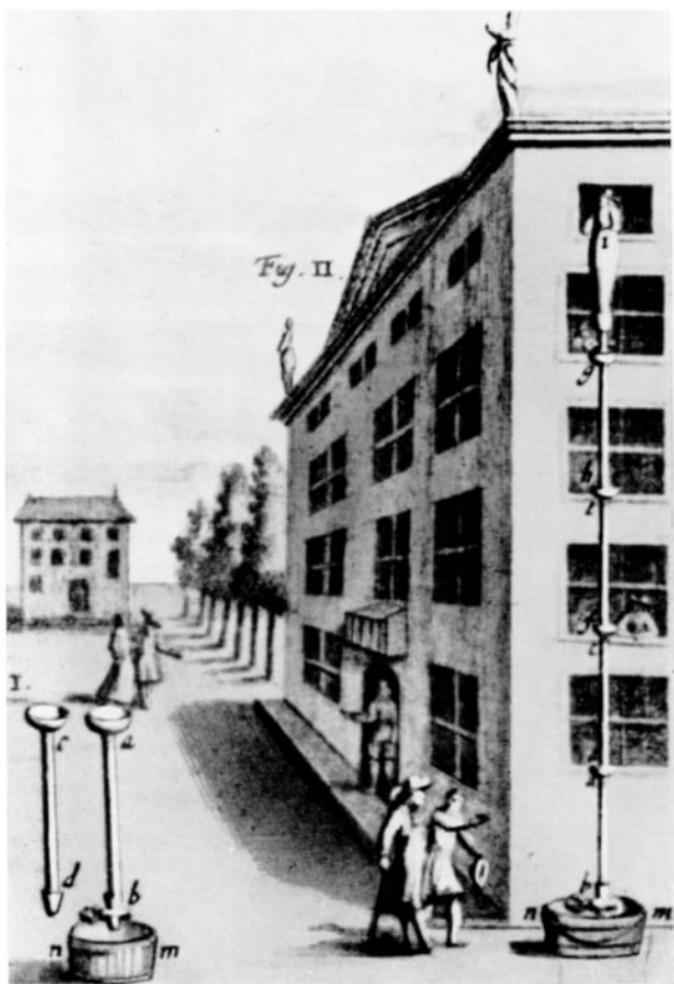
»Und? Und?« drängte Friedrich Wilhelm nun doch.

Der Physiker bückte sich nach einem Schlauch, versenkte ihn in eins der Fässer, die auf dem Holzgerüst an der Wand standen, hielt noch im Wasser die eine Öffnung zu und führte diese nunmehr in das verlängerte Rohr ein. Durch den Glaszylinder war zu beobachten, wie sich der Wasserstrahl ins Innere der Röhre ergoß. Langsam leerte sich das Faß. Gericke hielt das andre Schlauchende zu und verpflanzte es ins zweite Faß.

»Wo läuft das hin?« fragte Friedrich Wilhelm.

Gericke hätte antworten mögen: Ins Rohr. Aber er sprach mit einer kleinen Verbeugung: »Die untre Öffnung des Rohres ist versperrt, Durchlaucht. Von hier aus wird die ganze Höhlung mit Wasser angefüllt.«

»So«, versetzte der Monarch, sichtlich ungeduldig. Und nun mußte der Schlauch die Flüssigkeit aus dem dritten Fasse saugen. Es währte nicht lange, da lief das Rohr über. Gericke brachte eine Metallkuppel herbei, die sich mit dem wassergefüllten Körper hermetisch verbinden ließ. Doch ehe er sie aufschraubte, entnahm er einem Kistchen eine reichgeschnittene Holzfigur, die einen etwas fülligen Studenten mit langer Tabakspfeife darstellte und schön bunt lackiert war. Den rechten Zeigefinger hatte sie ausgestreckt, als wolle sie dem Kurfürsten, der sie in die Hand nahm und bewunderte, auf



*Das Wasserbarometer oder „Wettermännchen“.
Kupferstich aus den „Experimenta Nova“, 1672
(Ausschnitt).*

den Bauch tippen. Sodann ward die Figur, die auf einem hölzernen Schälchen stand, zum Schwimmen auf den Wasserspiegel des Rohrs gesetzt. Gericke stülpte die Kuppel darüber und füllte den nun noch in dem Apparat verbliebenen Hohlraum durch ein Löchlein am höchsten Punkt der Kugel mit Wasser auf. Als nichts mehr hineinging, dichtete er auch diese Öffnung mit einem Schraubchen ab.

»Und nun wollen Euer Durchlaucht gnädigst aufmerken und den Glaszylinder nicht aus den Augen lassen.« Gericke gab dem auf dem Hof wartenden Gehilfen das Zeichen für den letzten Handgriff: der untre Verschluss des Rohres, das in einen gefüllten Wasserbottich hineinragte, war zu öffnen.

Der Kurfürst äugte höchst gespannt auf die gläserne Rohrpartie, in der sich das Sonnenlicht fing und als vielfarbiges Band wieder herausstrat. Da erschien, von oben kommend, hinter der gewölbten Scheibe der rauchende Holzstudent und unterbrach das Farbenspiel. Doch ehe sich Friedrich Wilhelm an seinen Anblick gewöhnen konnte, hatte er das Rohrfenster schon nach unten hin passiert, das Wasser gleichsam unter sich hinabdrückend. Ein Ausruf des Erstaunen und Vergnügens zugleich sprang aus dem Munde des Betrachters. Und Gericke lächelte: »Sogleich wird sich unser Studiosus wieder blicken lassen.« Und kaum war das gesagt, erschien das Männchen in der Tat von neuem, diesmal von unten natürlich, ward mit dem Kopf bis unter den obren Metallring getragen, schwebte dann wieder etwas herab – und verhielt schließlich, mit dem ausgestreckten Zeigefinger auf einen der im Glas markierten Striche deutend.

»C'est malin!« rief eingedenk seiner Bildung Friedrich Wilhelm aus. »C'est fabuleux! Majestueux!« Dann räusperte er sich in monarchische Beherrschung zurück und fragte, Hochachtung in den blitzenden Augen für den lächelnden Gericke: »Wie erklärt Ihr dieses Auf- und Niederschwingen?«

»Das ist das Ausbalancieren zweier Gewichte«, bekam er zur Antwort. »Wie eine Waage, der man in schnellem Wurf eine Last hinzufügt, das Zünglein geraume Zeit nach dieser

und nach jener Seite pendeln läßt – nicht viel anders geschieht es hier. Luft und Wasser halten einander das Gleichgewicht – wenn so zu sagen es erlaubt ist.«

»Eure Hypothese vom Gewicht der Luft«, versetzte der Kurfürst und nickte dabei nachdenklich, den Blick nicht von der schwimmenden Figur gewandt. Die Rede klang fragend, und es schien so, als solle die Bewegung des Kopfes das Phänomen faßbar machen, das da hieß: die Luft, die alles umgebende, allgegenwärtige Luft, die nicht Mensch noch Tier spürt, hat ein Gewicht. Damals die Experimente in Regensburg hatten das Phänomen ausgedrückt, gewiß, sie hatten in verschiedenen Darstellungen glauben gemacht, daß das Gewicht die Kräfte vieler Rösser aufwiegt. Indes – unfaßbar war und blieb es, sosehr der Kurfürst nickte und starrete.

Gericke betrachtete mit Wohlgefallen das Kopfstück seines Apparats, schlug die Arme achselzuckend auseinander und legte dann lächelnd die Handflächen vor der Brust zusammen. »Durchlaucht sagen Hypothese – Tatsache möchte die beßre Vokabel sein. Das ist das Trefflichste an den Naturwissenschaften – wenn ich das bemerken darf: sie buhlen nicht um den *Glauben* des Menschen und seine Fähigkeit, Übersinnliches sich vorzustellen – sie bieten ihm Beweise dar; mag er sie nehmen und sich zunutze machen, oder mag er auch töricht und mit kleinem Verstand an ihnen vorübergehn. Noch nie wohl ward etwas ungeschehn dadurch, daß kleine Geister es leugneten.«

»Gut«, sprach der Fürst, »gut und klar, und doch mag der Kopf nicht aufnehmen, was die Augen ihm zeigen.«

»Umdenken lernen wird noch lange in den Wissenschaften die Parole sein, Durchlaucht. Und warum nicht? Wenn Umdenken Rechtdenken ist . . .?«

Nach längerem Schweigen ließ Friedrich Wilhelm sich vernehmen: »Man wird Euch einst einen Denkstein setzen.« Und es war, als schwänge mit der Hochachtung auch Neid durch diese Worte.

Und wieder verstrich eine Zeitspanne. Gericke wollte sich dieses Bild fest ins Gedächtnis prägen. Er hatte den gefürchteten und gehaßten Brandenburger ohne das blitzende Auge des Siegers gesehen. Er hatte ihn dumpf und nachdenklich gesehen, klein und mit einem Anflug von Neid. Es drängte ihn, das seltnen Bild zu lassen, bis es von selbst sich auflöste . . .

Erst als der Fürst den Blick hob, sprach er: »Erlauben Euer Durchlaucht, daß ich in meiner Darstellung fortfahre?« Und da Friedrich Wilhelm nickte, sich nunmehr doch in den Sessel niederlassend, als müsse er von großer körperlicher Anstrengung ausruhen, gab Gericke die ihm nötig erscheinenden Erklärungen. Zunächst war das im Rohr befindliche Wasser schwerer gewesen als die Luft, die auf dem Bottich lastete. Als die Sperre aufgehoben worden, floß daher Wasser aus dem Rohrmund; das Übergewicht trieb mehr hinaus als zur Balance erforderlich – die Luft preßte es wieder hinein, und so wogen die Kräfte einander aus.

»Wie nennt Ihr den Apparat?«

»Ich habe ihn Wettermännchen geheißt.«

»Wettermännchen . . .« Der Kurfürst bedachte das Wort. »Was aber ist nun hier in der Röhre, wo das Wasser nicht mehr ist?«

Gericke war rührend ernst. »Der so sehr geschmähte, jeder Stoffheit bare Raum, das Vakuum.«

Schon stand der Monarch wieder neben dem Fenster. Seine kräftigen Hände umfaßten ungläubig den Zylinder und ließen wieder von ihm ab . . .

»Laßt uns einen kleinen Imbiß tun«, rief er dann, und sie gingen in eins der Kabinette hinüber, wo ihnen alsbald ein ansehnliches Menü serviert ward.

Aber kaum hatten sie drei oder vier Happen verzehrt, da duldete Friedrich Wilhelms Neugierde das höfische Schweigen nicht weiter. »Verhandelt Uns die Apparatur«, bat er, »damit wir weiter Uns an ihr erbauen möchten.«

Gericke nahm von einem auf neuartige Weise bereiteten Fisch und kostete mit der Miene eines Feinschmeckers. »Um

es denn herauszusagen«, sprach er, nachdem er die Speise gelobt, »es war mein Vorhaben, Euer Kurfürstliche Durchlaucht um ebendiese Gefälligkeit zu ersuchen. – Noch hab' ich nicht den Nutzen des Gerätes dargetan.«

Und er erzählte.

Als er den ersten solchen Apparat erbaut und an seinem Haus in Magdeburg aufgerichtet hatte, war ihm im Laufe weniger Tage aufgefallen, daß der Wasserstand im Rohr sich keineswegs konstant verhielt, sondern gewissen, bislang undeutbaren Schwankungen unterworfen war. Begierig, der Sache auf den Grund zu kommen, hatte er am Glaszylinder Markierungsstriche angebracht und von nun an jeweils im Abstand von wenigen Stunden die Höhe des Wasserspiegels im Rohr auf einem Blatt Papier verzeichnet. Lange hatte er über den Grund für diese Erscheinung nachgedacht und schließlich nur eine einzige Erklärung dafür gefunden: das Gewicht der Luft bleibt nicht gleich, sondern verändert sich ständig. Aber selbst bei dieser Erkenntnis waren ihm die Zusammenhänge noch im dunkeln geblieben. Und da war es eines Tages geschehen, daß die Wassersäule ganz besonders tief gefallen war. Stunden nur darauf hatte ein erschreckliches Unwetter seinen Anfang genommen. Es hatte Ziegel von Gericke's Hausdach gerissen und zahlreiche Scheunen und Stallungen in der Nähe verwüstet, den Wetterhahn sogar von einer Kirche gerissen – ein so fürchterliches Naturereignis, wie man es seit Jahrzehnten in Magdeburg nicht mehr gewahr geworden. Doch nachdem es sich kaum drei Stunden aus der Elbniederung verzogen gehabt und Gericke die Ruhe wiedererlangt hatte, die Beobachtungen an der Röhre fortzusetzen – siehe, da hatte die Wassersäule ihre normale Lage wieder eingenommen. »Wie leicht zu glauben ist, drängte sich mir unverzüglich die Vermutung auf, daß zwischen dem Unwetter und meiner Röhre oder – besser – zwischen dem Wetter und dem Gewicht der Luft ein Zusammenhang besteht. Und diesem forschte ich nach. Um es simplifize auszudrücken: Ich erkannte im Laufe der Zeit, daß hoher Wasserstand

schönes Wetter anzeigt, niedriger jedoch schlechtes; und nicht allein das – das Wetter läßt sich mit meinem Apparat auch vorhersagen, denn die Beschaffenheit der Luft, ihre Schwere sintemalen, variiert sich bereits einige Zeit vor dem Umbruch der Witterung. Wenn ich bescheiden anführen darf: Unlängst gelang es mir, ein neuerliches schweres Ungewitter um zwei Stunden im voraus anzukündigen, was mir und andern Bürgern möglich machte, größerm Schaden vorzubeugen.«

Friedrich Wilhelm hatte sich in seinen Armstuhl zurückgelehnt, die eine Hand noch auf dem Tischtuch, das sie heftig knüllte. Sein Sinn ging darauf, zu ergründen, was wohl das Wunderbarste an der Erfindung sei.

»Wenn es Durchlaucht gestatten wollten, eine Bitte vorzutragen...? Meine ferneren Bemühungen sollen neben anderm der weitern Erforschung des Wetters gewidmet sein. Ich wollte es als eine hohe Gunst nehmen, gäben Euer Kurfürstliche Durchlaucht einem Ihrer Diener die Weisung, fürderhin die Witterung wie auch das Wettermännchen zu beobachten und mit genauem Fleiße mir von Zeit zu Zeit schriftlichen Rapport zu geben. Auf diese Weise möchte man Witterungserscheinungen verschiedner Gegenden vergleichen können und der Wissenschaft zweifelsohne wichtige Dienste leisten.«

»Gewährt«, rief Friedrich Willhelm, höchst angetan von dem Gedanken, an einer so außergewöhnlichen Sache teilhaben zu können; denn noch nie waren bis dahin auf der Welt vergleichende Wetterbeobachtungen vorgenommen worden. Und nach weitern Erklärungen und dem Hin und Her der Reden verlangte der Fürst zu wissen, wie eine solche Erfindung zustande komme, wie überhaupt Herrn Gericke eingekommen sei, ein elf Meter langes Rohr zu konstruieren und Wasser und Luft sich darin messen zu lassen.

Das hatte sich aber so zugetragen:

Eines Tages kam Christoph Winkelberg unverhofft zu einem kurzen Besuch; es hatte sich da eine Unzulänglichkeit beim Anbau der neuen überseeischen Knollenfrucht, Kar-

toffel geheißen, ergeben, und da Gericke ebenso wie er selbst eine Reihe von Ackern mit dieser Frucht hatte bepflanzen lassen, lag nichts näher, als daß er auch diese Sache mit dem Manne beriet, mit dem er sich oft genug nicht zuletzt auch über landwirtschaftliche Fragen ausgetauscht hatte. Es traf sich aber so, daß just wieder einmal der Funke der Zwie-tracht im Hause Gericke angefacht war, weil der Gatte, nachdem er lange Wochen nicht eine Minute für seine wissen-schaftlichen Arbeiten Zeit gehabt, sich mit wenigen kurzen Unterbrechungen zwei Tage lang in sein Studierzimmer zurückgezogen hatte, um einen Gedanken im Experiment zu erproben.

Da stand er an seinem Tisch, ein mit viel Eifer und Mühe ersonnenes Gerät vor sich, das einer Sanduhr wie auch einer riesigen Ameise, die kopfsteht, nicht unähnlich war. In einem Dreifuß hing eine gläserne Kugel, in die drei dünne Röhren führten, welche mit Hähnen beliebig abzuschließen waren. Eine ebensolche Kugel stand genau umgekehrt, mit dem Ver-schluß nach unten also, auf dem mittleren Hahn der ersten Kugel. Die beiden andern Hähne aber regelten die Bezie-hungen zur äußern Luft. Gericke war soeben dabei, eine Röhre, die bis auf den Fußboden hinabreichte, an den einen Hahn anzuschließen und das untre Ende in ein Wasserfäß-chen zu tauchen – da waren Schritte und Stimmen auf der Treppe.

Frau Dorotheas aufgebrachtes, schrilles Organ drang in die Ruhe des Arbeitsraums. »Stören? Wie wird wohl ein so lieber Besuch ihm nicht willkommen sein?! Mag er doch seinen Kribenskrabens mal verschlimmbessern – wird nicht dran zugrunde gehn, der Herr Bürgermeister!«

Gericke sprang hin, die Tür abzuriegeln, aber zu spät; schon tat sie sich auf, und Winkelberg trat ein. »Du bist's«, sagte Gericke, und unverzüglich ging er zu seinem Apparat zurück, seinen Gast keines Blickes weiter würdigend.

Die beiden Kugeln – Rezipienten, wie er sie hieß – waren längst evakuiert, alle Hähne versperrt. Und nun geschah das,

was er vorausgesehen: Nachdem er nämlich durch das Rohr das Wasser mit dem untern Rezipienten verbunden, schoß die Flüssigkeit mit Windeseile die gut zwei Ellen empor und mit hartem Geräusch in die Kugel. Im Nu war das Fäßchen leer und der Rezipient voll. Gericke nickte. Von der Anwesenheit des Freundes wußte er nichts mehr. Der aber stand ganz in der Nähe an der Wand und ließ sich nicht das geringste entgehen. Als das Experiment wiederholt war, rief er bewundernd: »Ein großartig Ding!« Erst da ward Gericke wieder auf ihn aufmerksam. Er nickte, seine Augen waren müde. Er dehnte sich etwas, schloß die Fäuste mit Macht, kniff die Augen zusammen, entspannte sich wieder und wollte auf neue an die Arbeit gehen, den Versuch fortsetzen. Winkelberg hatte die Kartoffelknollen vergessen. Das Wasser, das da im Rohr hinaufgeflogen war, beschäftigte sein Hirn. Und da er glaubte, Gericke würde sich nun etwas Ruhe gönnen, wagte er sich mit einer Frage hervor: »Über welche Strecke denn kann Wasser so emporsteigen?« Gericke hatte anscheinend nicht zugehört, denn er antwortete nicht und unterbrach auch seine Beschäftigung nicht, und Winkelberg faßte Geduld, aufmerksam jeden Handgriff des gelehrten Freundes verfolgend. Als die Frage in Winkelberg schon von anderm verdrängt war, wandte der Physiker auf einmal den Kopf etwas zur Seite, blickte dann seinem Gast gradewegs ins Gesicht und gestand: »Das weiß ich nicht.«

An diesem Tage ward weder über die Landwirtschaft noch auch nur über die Kartoffelpflanze gesprochen.

Eine Woche darauf brachte ein Handwerker auftragsgemäß eine Röhre aus Messing von zehn Ellen Länge auf Gericke's Hof. Der erfinderische Mann aber hatte einer Schwierigkeit nicht gedacht gehabt: Das Volumen der Röhre und damit ihr Luftinhalt war so groß, daß, wollte er auf Winkelberg's Frage, die nun ganz und gar auch seine eigne geworden, wahre Antwort haben, ein Rezipient von unerhörter Geräumigkeit hätte hergestellt werden müssen, der, wenn man ihn überhaupt aus Glas hätte anfertigen können, höchst unhandlich geworden

wäre. Gericke versuchte, zeichnerisch und rechnerisch zu einer andern Lösung des Problems zu kommen. Müßte nicht dieselbe Kraft, die das Wasser entgegen seinen innern Gesetzen in einem Rohr nach oben steigen läßt, der Luftdruck nämlich, befähigt sein, im umgekehrten Falle das Wasser in dem Rohr zu halten? Und müßte nicht, folgerte er weiter, sogar auf neue Weise ein Vakuum herzustellen sein, wenn es gelänge, auf einer kleinen Fläche das Gewicht des Wassers dem der Luft überlegen zu machen? Sofort ging er ans Werk. Das große Rohr bekam eine Glaskuppel, ward umgedreht, mit Wasser angefüllt und luftdicht verschlossen, dann wieder mit der Kuppel nach oben aufgerichtet und mit dem »Fuß« in einen kleinen Wasserbottich gehängt. Die Sperre unten ward aufgehoben, und Gericke eilte ins zweite Stockwerk seines Hauses, in dem er die Glaskugel in Augenhöhe hatte, und fand – daß das Wasser nicht um das geringste im Rohr gefallen war. Sogleich gab er mehrere jeweils zwei Ellen lange Ersatzrohre in Auftrag, die alle miteinander und mit dem großen Rohr luftdicht zu verbinden waren. Und da – nach langem Experimentieren konnte er die Antwort auf jene noch immer quälende Frage am gläsernen Oberteil des Rohres ablesen: Die gesuchte Höhe lag bei neunzehn Magdeburger Ellen, und über dem Wasserspiegel dehnte sich der erwartete luftleere Raum, denn die Stelle des abgesunkenen Wassers hatte kein andrer Stoff einnehmen können.

Zu dieser Zeit wußte Gericke freilich noch nicht, daß er das Barometer erfunden hatte – zu der Erkenntnis sollte er erst kommen nach jenem Unwetter, von dem er dem brandenburgischen Kurfürsten erzählt. Daß aber schon einige Jahre vor ihm ein andrer Mann das Barometer erfunden, der Italiener Evangelista Torricelli nämlich, und zwar nicht gefüllt mit Wasser, sondern mit Quecksilber – auch das sollte er erst später erfahren. Und noch eine Erkenntnis mußte ferneren Bemühungen vorbehalten bleiben: daß der Raum über dem Wasserspiegel (und ebenso über dem Quecksilberspiegel) nicht völlig leer ist, sondern, wenn freilich auch nur in ganz

außerordentlicher Verdünnung, eine winzige Menge Luft enthält.

Der Kurfürst Friedrich Wilhelm, dem nun vergönnt gewesen, den Blick in die »Werkstatt« eines Erfinders zu tun, schmolz vor Hochachtung und Liebenswürdigkeit gradezu dahin, und als der Tag der Abreise des Magdeburger Bürgermeisters in unmittelbare Nähe gerückt war, gab der Monarch ein kleines Fest zu Ehren seines Gastes, zu dem die obersten Hofbeamten, einige Offiziere (unter ihnen der Generalfeldmarschall Otto Christoph Freiherr von Sparr, der als kleiner Offizier unter Wallenstein gefochten hatte, dann unter Kurköln General geworden und schließlich in brandenburgische Dienste getreten war) und zwei in Berlin ansässige Musenöhne mindrer Qualität erschienen. Gericke hatte an der Tafel den Platz zwischen Friedrich Wilhelm und dem Haudegen Sparr, und besonders mit letzterem plauderte er zu wiederholten Malen angelegentlich. Sie kannten einander, Gericke und Sparr. Sparr war im kurbrandenburgischen Gefolge auf dem Regensburger Reichstag und somit Zeuge der dortigen physikalischen Vorführungen des Magdeburgers gewesen. Sparr schwitzte bei Tische, weil er hastig aß; und als Gericke's gelehrte Erzählung die Gaben seines Militärhirns überforderte, rief er verlegen-scherzhaft aus: »Wenn man Eure Luft zum Schießen benutzen könnte, wäre sie mir zweihundertmal sympathischer!« Eine Antwort bekam er nicht, denn soeben erhob sich der Kurfürst zu einer kleinen Ansprache. Und als er sich wieder niederließ, war der schmale, leicht ergraute Mann neben ihm, der Magdeburger Regierende Bürgermeister Otto Gericke, Rat bei der Brandenburger Kur.

Das Dokument mit der Ernennung in der Hand, hielt der jüngste Würdenträger Brandenburgs eine elegante Dankrede, die von der ganzen Tafelrunde begeistert aufgenommen ward.

Spät in der Nacht, als die Festversammlung sich eben aufzulösen begann, bat der Fürst den Rat Gericke zu einer letzten Unterhaltung. Die wurde kürzer, als beide Männer geglaubt

hatten. Friedrich Wilhelm wanderte im Kabinett auf und ab und hörte sich dabei mit Vergnügen den nochmaligen Dank seines Gastes an.

Dann standen sie einander wieder gegenüber, beinahe wie am ersten Tag, aber dichter, und der Fürst wippte auf den Fußspitzen, um dem Angesicht des Fremden näher zu sein.

»Wir haben Euch zu Unserm Rate gemacht«, sprach er – und seine großen Augen waren plötzlich klein. »Wir fordern nun zum erstenmal, daß Ihr Euer Amt ausfüllt. Wir fordern Euern Rat, den Ihr Uns schuldig seid. Wir fordern brandenburgischen Rat! Und das Thema ist: Stadt Magdeburg.«

Es brauchte keine zwei Sekunden, bis daß die Erwiderung im Zimmer war. »Befehlen Euer Kurfürstliche Durchlaucht, das Dokument der Ernennung und die Würde vor ihr auf den Boden zu legen?«

Friedrich Wilhelm stapfte ohne Gruß davon.

Anderntags rollte im Morgengrauen eine Kalesche vier-spännig aus der Stadt in Richtung Süden; aus der Stadt, die vor etwa zweihundert Jahren einen Traum ausgeträumt hatte, in dem sich Magdeburg noch wiegte: als Hansestadt eine Freie Reichsstadt zu werden. Der Mann im Polster der Kalesche mußte daran denken, als der Wagen durchs Tor rollte. Lebe wohl, Traum! Lebe wohl, Berlin! Es müßte wunderbar genug zugehen, käme man noch einmal in deine Mauern. Zufrieden lehnte er sich nach einem flüchtigen Blick zurück in die Polster, um etwas Schlaf nachzuholen. Die letzte Nacht war überkurz gewesen.

RENAISSANCE

Zur Zeit der englischen Republik Oliver Cromwells lebte in Oxford an der Themse ein vermögender Privatgelehrter, der Sohn des damals berühmten »Großen Grafen von Cork«: Robert Boyle. Er war ein Mann von Tatkraft, Phantasie und Fleiß und seinem Forschungsgebiet, der Physik der Gase, ergeben wie ein Kind dem liebsten Spiel, war angesehen und geachtet und war ein wenig eitel, wie die meisten seiner Zeitgenossen, die durch ihr Können Berühmtheit erlangt hatten.

Boyle schmeichelte es nicht wenig, in seinem Vaterland als der Erfinder eines Instruments zu gelten, mit dem man Luft pumpen konnte – ja, mehr noch, das Vakuum, das mit jenem Apparat herzustellen war, die »Boylesche Leere« genannt zu wissen. Aber sosehr dieser Nimbus seinem Geltungsbedürfnis entgegenkam, sowenig paßte es zu seiner Auffassung von Ehre und Anständigkeit, Kränze und Kronen zu tragen, die einem andern Haupt gebührten. Und so entschloß er sich, öffentlich mitzuteilen, daß er wohl einige Verdienste um die Vervollkommnung des Luftpump-Apparates habe, daß das Instrument selbst aber durchaus nicht seinem Kopf zu danken sei; der Erfinder sei vielmehr ein anderer, und eben dieser, ein edler und geistreicher Mann, Otto Gericke, Bürgermeister zu Magdeburg, habe in Deutschland auch längst Glasgefäße luftleer gemacht; es dünke ihn selbstverständliche Pflicht anzuerkennen, was er der Bekanntschaft mit Gericke's Leistung verdanke. – Immerhin blieb es auch nach dieser Erklärung bei der »Boyleschen Leere«, und der Erfinderruhm der Luftpumpe schwebte noch über der britannischen Insel, als man Boyle, den zeitweiligen Präsidenten der Royal Society, längst zu Grabe getragen hatte.

Boyle und Gericke hatten sich nie von Angesicht kennengelernt, so anregend für beide auch eine solche Begegnung gewesen wäre; nie auch hatten sie Briefe oder Schriften ausgetauscht. Auf Umwegen nur war die Kunde von den Vakuumexperimenten in Deutschlands Mitte nach Albion gedrungen, auf Umwegen und auf eine Weise, die damals, da Zeitungen noch kaum eine Rolle spielten, üblich war.

Es hatte seinen Anfang genommen mit einem Gespräch auf dem Regensburger Reichstag.

Der Deutsche Kanzler Johann Philipp von Schönborn, Kurzbischof von Mainz und Bischof von Würzburg, hatte am Abend nach jenem denkwürdigen Tage, da sechzehn Rösser zwei halbe Hohlkugeln nicht auseinanderzureißen vermocht, mit einem seiner Räte, dem Jesuiten Kaspar Schott, eine der freundschaftlichen und fast privaten Unterhaltungen, die beiden Herren teuer und im Laufe der Jahre zu innigem Bedürfnis geworden. Kaspar Schotts Beruf war der eines Professors der mathematischen Wissenschaften an der berühmten Universität zu Würzburg, der Academia.

Der Fürst drückte mit überschwenglichen Worten, währenddessen er mit weiten Schritten auf und ab spazierte, seine hohe Meinung von dem norddeutschen Mann und dessen Vorführungen aus, ließ die deutsche in die lateinische Sprache überfließen und erhob schließlich, wieder ins Deutsche zurückfindend, die Hände, wie er am Altar zu tun liebte, und rief aus: »Mein bester Schott...« und lächelte. »Sind wir nicht allzuoft geneigt, Wehmut in unserm Angesicht zu zeigen, wenn man vom deutschen Geiste spricht? Voll Neid blicken wir über die Grenzen des Sacri Imperii Romanii und bewundern ehrfürchtig die besten Köpfe anderer Völker. Ist es nicht so? Und Neid und Wehmut und Ehrfurcht machen unsre Augen trübe und unsre Sinne starr. Und unser Klagen, daß wir nicht den andern nationibus ebenbürtige Männer des Geistes haben, hindert uns bald gar, nach ihnen Umschau zu halten. Der Zufall herrscht mit seinem peinlichen Zepfer.

Nun wohlan! Nehmen wir diesen Consul Magdeburgensis – wäre ohne den Reichstag je von seinen Experimenten etwas bis zum Main gedrungen und geschweige in die Welt? Niemals! Muß man nicht solchen Umstand billig eine Schande heißen? Der Krieg hat' uns das Mark aus dem Gebein gesogen, das Reich stöhnt unter seinen Wunden und den Lasten, die man ihm aufbürdet; hundert Jahre wird seine Genesung schlingen, mehr noch vielleicht – ist es da nicht genug des Elends und des Leidens? Muß uns zu allem noch das Hirn verdorren? Daß man in der Welt Reich und Volk verhöhnt? Was hab' ich mich darob ereifert! Nicht daß wir keine klugen Köpfe hätten – Ihr und Eure collegae sind gutes Beispiel; aber das *Genie* – das Genie mangelte. Ich will jetzt nicht entscheiden, ob Herr Gericke ein Genie zu nennen oder nicht. Sicher ist: nie sah ich etwas Genialeres als seine experimenta. Wir sollten den Zufall beim Zopfe fassen, der uns den Mann in unser Blickfeld geworfen, sollten ihn so hoch stellen, wie es nützlich ist. Was meint Ihr, Schott? Wie stellen wir das an?»

Der Jesuit, hager und mit geäderten Augenschatten, spielte mit einem schweinsledergebundnen Notizbüchlein, das seine dünnen Finger hielten.

»Zufall, Eminenz?« sprach er, und es klang mehr Vorwurf mit, als er gewollt hatte. »Eine Schickung . . .«

»Schon gut, Schott«, rief der Erzbischof. »Ich mag nicht leiden, wenn man mir jedes Wort mit Maßstäben der Ewigkeit mißt.« Und während der andre sich verneigte, zog Johann Philipp mit leisem Seufzer die buschigen Augenbrauen empor. Wie weit war der Gelehrte Schott davon entfernt, ein Genie zu sein!

Der Mainzer Kirchenmann, der erste Katholik und nach dem Kaiser der höchste Fürst in Deutschland, schritt zum Fenster und wieder zurück zu dem Tisch, an dem er zu arbeiten pflegte, und hob die Hände – eine theatralische Gebärde, die wenig zu seinem schlichten Reitwams paßte.

»Sprecht«, forderte er aufs neue.

Die Abendsonne hauchte ihr mildes Gold auf die Tonsur des Jesuitenpaters, als der näher trat mit hölzern-wiegenden Schritten. »Eminenz denken daran, Herrn Gericke an Ihren Hof zu ziehen –« Es war mehr eine Feststellung als eine Frage, die er tat. »Ich hatte ähnliches im Sinn. Ohne daß ich den Entschlüssen Eurer Eminenz vorzugreifen die Absicht hatte, richtete ich eine diesbezügliche Frage an Herrn Dr. Selle, zu dem Eure Eminenz . . .«

»Und seine Antwort?« drängte der Fürst.

Schott hob die Achseln. »Magdeburg kann seinen Bürgermeister nicht entbehren.«

»Gericke ist kein Untertan. Man muß ihm verstaten, daß er sich frei entscheidet. Er ist ein *freier* Mann.«

»Er ist ein *stolzer* Mann, Eminenz, ein patriotischer Mann. Seine Stadt ist ihm mehr als . . .«

»Sprecht mit ihm selbst. Er soll an meinem Hofe haben, was er braucht.«

»Verzeihen Eure Eminenz meinen Widerspruch – es wird nichts fruchten.«

»So werde *ich* mit ihm sprechen.«

Schott zögerte einen Augenblick. Dann fuhr er ruhig fort: »Ich wünschte, Eurer Eminenz die Peinlichkeit ersparen zu dürfen – daß eine Absage seine Antwort ist.«

»Er wird's nicht wagen«, brauste Schönborn auf.

»Er wird«, versetzte der Professor und nickte spärlich.

Der Kurerzbischof schlug die Fingerknöchel auf den Tisch, er öffnete den Mund und schloß ihn wieder. Sein Blick wanderte zwischen Schotts beiden Augen hin und her. Er schritt weit ausgreifend zum Fenster, zur Tür, zum Tisch, zum Fenster und wieder zum Tisch. Die Unterlippe vorgeschoben wie sein Kaiser, schien er seinen Groll zwischen den Zähnen zermalmen zu wollen. Nur langsam kehrte ihm die Ruhe wieder. Er ließ sich nieder und fuhr sich übers Haar. »Laßt einen Vorschlag hören.«

Kaspar Schott spielte wieder mit dem Büchlein. »Ich habe jedes Experiment genau aufnotiert«, sprach er. »Ich würde

raten, in den Herrn zu dringen, daß er uns alle seine Apparate verhandelt, wofern sich neue nicht verfertigen lassen. Wir möchten dann an der Academia wohl in der Lage sein, die Versuche getreulich nachzuexerzieren und sie womöglich zu ergänzen.«

»Und?«

»Und? Ich würde es als eine liebe Pflicht ansehen, das Ergebnis gebühlich zu publizieren.« Er zögerte, und da der Fürst nichts antwortete, gestand er: »Um andern Rat wär' ich im Augenblick verlegen.«

In weiches Stroh gehüllt, reisten metallne und gläserne Apparate vierspännig und von einem Haufen berittner Soldaten wie ein Kronschatz bewacht durch bayrisches und pfalz-neuburgsches Gebiet, dann durch die Fürstentümer Ansbach und Bayreuth und gelangten schließlich durch die Tore der alten Residenzstadt Würzburg an den Ort, von dem aus ihr und ihres Erfinders Ruhm sich noch einmal, wenn auch auf andre Weise als vom Reichstag aus, über die ganze Alte Welt verbreiten sollte.

In der Universität bekamen sie einen eignen Raum; in alten, tiefen Schränken, die dickes Glas zwischen den geschnitzten Ornamenten trugen, wurden sie aufbewahrt; den Schlüssel besaß Professor Schott. Und nun begannen Lehrende wie Lernende, die magdeburgischen Versuchsreihen aufs neue darzustellen und jede Handlung und jedes Ergebnis exakt aufzuzeichnen. Gelegentlich ward die Arbeit unterbrochen; dann nämlich, wenn Schotts Notizen sich als ungenau erwiesen. Dann trug die Post Briefe von Würzburg nach Magdeburg und bald darauf andre von Magdeburg nach Würzburg. Das Experimentieren nahm seinen Fortgang. In regelmäßigen kleinen Abständen verlangten Eminenz Rapport. Zuweilen kam der Fürst auch selbst, den Versuchen beizuwohnen; und ebenso wie der Verlauf der Übungen interessierte ihn der Stand der Arbeit an Schotts Buch, das dieser, angeregt durch Gerickes Leistungen, zu schreiben begonnen.

Beglückt hielt der Professor endlich im Jahre 1657 ein schmales Büchlein in der Hand, das er betitelt hatte »De arte mechanica hydraulico-pneumatica«. Oh, es war immer etwas Wunderbares um das gedruckte Wort. Mit Muße und Genuß und mit Begeisterung las Schott sein eignes Werk von Anfang bis zu Ende durch, sich stets aufs neue ergötzend an der fremden Kühle der Vokabeln, die er selbst zum Ausdruck seiner eignen Gedanken angeordnet. Nichts von dem Traulichen des Manuskripts war mehr vorhanden. Ein Buch war draus geworden, ein gedrucktes Buch. Und nicht nur eins. Einen ganzen Stapel hatte ihm der Verleger zugesandt. Und unverzüglich machte sich der Autor dran, Herrn Gericke eins von dem Stoße zuzueignen. Ein zweites ward stolz dem priesterlichen Souverän überreicht. Und viele andre gingen an gelehrte Freunde nach Rom, Florenz, Paris und London. Eines davon geriet auch Herrn Robert Boyle in die Hand, und selten hatte die Lektüre einer Druckschrift seinen Arbeitseifer so beflügelt wie die der Schottschen . . .

»Ein deutsches Buch«, sprach Schönborn wohlgefällig, und er faßte seinen Rat bei der Schulter. Sie spazierten durch den Schloßpark, und das Gespräch ging lange um den beliebten Gegenstand.

Der Briefwechsel zwischen Schott und Gericke riß nun vorderhand nicht mehr ab. Der Würzburger Gelehrte hatte herzlich gebeten, der Consul Magdeburgensis möge ihn über jede neue Entdeckung auf dem laufenden halten, möge ihm überhaupt alles, was mit den Forschungen im Zusammenhang stehe, ausführlich berichten. Er selbst nehme so regen Anteil an den Arbeiten, als wären es seine eignen.

Gericke kam diesen Bitten nach, wenn auch mit zwiespältigen Gefühlen. Schotts Buch, das er zugesandt bekommen, hatte bei ihm nicht reine Freude ausgelöst. Wohl war vieles darin gut und richtig und oft erstaunlich einfühlsam dargestellt; andres aber erschien in den Erläuterungen zwielichtig, und manchem sogar waren ein Sinn und eine Pseudobeweiskraft untergeschoben worden, die, gezeugt von der

philosophisch-theologischen Denkweise Schotts und seinen Vorurteilen, der exakt wissenschaftlich gefundenen Wahrheit zuwiderliefen. Gericke hatte allen Grund, mit solcherlei Entstellungen unzufrieden zu sein; er war auch überzeugt, daß diese Fehler keineswegs versehentlich in sein Werk hineingetragen worden waren. Mit Erläuterungen hatte er – von sich aus und auf Schotts Bitten – wahrlich nicht gespart. Es hätte ein Kind begreifen müssen, daß hier in einigen Punkten just das Gegenteil von dem aufgezeichnet worden war, was er herausgefunden, *bewiesen* hatte. Er zürnte dem Autor, er verwünschte dessen geschmeidige Wißbegierde, und er war fast versucht, den Erzbischof, den er so sehr verehrt, in seinen Zorn einzuschließen. Schott und er waren Fackelträger des Katholizismus, und die Frage drängte sich auf, ob einem Wissenschaftler der neuen Richtung jemals von Katholiken Gerechtigkeit, ja, nur Toleranz widerfahren könne. Und doch – hatte nicht grade Schönborn Zeugnisse für seine Toleranz gegeben? Hatte nicht grade er während der Friedensverhandlungen seine ganze mächtige Persönlichkeit für die Schlichtung eingesetzt, für das friedliche Nebeneinanderbestehen der beiden christlichen Bekenntnisse? Hatte er nicht dafür einen herben Tadel des römischen Innozenz des Zehnten hinnehmen müssen? Schönborn war ein Mann des Geistes, der Klugheit. Schönborn gehörte, wenn auch freilich hier und da befangen, nicht alten Jahrhunderten, sondern dem neuen an. Schönborns Geist sprach nicht aus Schotts bewußten Fehlern. Bewies das nicht auch der Brief, den er jüngst erhalten, worin Johann Philipp ihn freundschaftlich gelobt, ihn gleichzeitig um Nachsicht gebeten, wenn ein nur vermittelnd Hirn (Schott) etwa dem hohen Gedankenflug des eigentlichen Autors nicht allenthalben gerecht geworden . . . ?

Gericke entschloß sich, die Arbeit des Briefeschreibens auf sich zu nehmen. Es war unleugbar, daß er dem mainzisch-würzburgischen Hofe Dank schuldete, daß er auch Schott Dank schuldete, trotz den Fehlern, denn sein Name, Otto Gericke, und die ehrenvolle Würdigung seiner Versuche, hat-

ten hier ein Dokument gefunden, von dritter Hand, das der eignen Zeit und spätern Generationen Anhaltspunkte geben konnte, das *ganze* Dasein Gericke's zu erfassen, nicht nur seinen auf der politischen Bühne agierenden Teil, den die Akten der Staatskanzleien mit diesen oder grade entgegengesetzten Vorzeichen versehen auf die Nachwelt bringen würden.

*

Ein halbes Jahr nach Erscheinen der Schottischen Schrift traf, ohne daß man ihn erwartete, der Syndikus der Freien Reichsstadt Köln in Magdeburg ein. Er machte Besuche im Rat, aber nicht lange blieb der Zweck seines Kommens im verborgnen. Er suchte Herrn Gericke zu Hause auf. Und als er am andern Morgen wieder abreiste, war ihm auch seine letzte, nach seiner eignen Meinung zudringlichste Bitte erfüllt worden: Er hatte eine der nun schon berühmten Luftpumpen für die Stadt Köln zum Geschenk erhalten.

Seit dieser Zeit unterließen deutsche und ausländische Gelehrte, die in Magdeburgs Nähe kamen, nicht, dem seltsamen Mann ihre Aufwartung zu machen, der als erster, kühn und ohne Furcht vor dem Fluch der Scholastiker, sich drangemacht hatte, die stets bestrittne absolute Leere herzustellen. Unter den weisen Besuchern waren viele, die, überwältigt von dem außerordentlichen Neuen, das sie da sahen und hörten, mit gradezu kindlichem Enthusiasmus Lobsprüche und Ehrenbezeugungen über den stillen schlanken Mann im schwarzen Kleid ausschütteten. Doch es waren wohl ebenso viele, die ihre Wut über die eigne Unfähigkeit, den greifbaren Beweisen nicht mit Sinn und Logik entgegenzutreten zu können, nicht in sich zu verschließen vermochten, die in ihrer ganzen Ohnmacht Zuflucht bei Beleidigungen suchten, Gericke einen vom Satan Beseßnen oder einen bedauernswerten Gemütskranken hießen – oder solche, die, versessen und völlig befangen von der verschraubten althergebrachten philosophischen Denkweise, den Berg der Wahrheit, der steil und mächtig vor ihnen auftrug, trotz ehrlich gutem Willen nicht

sehen konnten und, selbst wenn er schemengleich ihr Bewußtseinsfeld berührte, ihn für ein eitel Trugbild nahmen; darunter waren Männer, von denen Gericke und seine Freunde in der Jugend nur mit zutiefst ehrerbietigem Flüstern gesprochen hatten, Männer, die ihm im Fleiß und in der Hingabe an die Wissenschaft stets Vorbild gewesen waren. Beglückendes und nur einige Atemzüge darauf so maßlos niederschmetterndes Empfinden. Selten zu einer früheren Zeit waren Gericke's Gefühle so wild und in so kurzen Abständen von einem Extrem ins andre geschleudert worden. Selten überhaupt war er zur Leidenschaftlichkeit diesen Ausmaßes getrieben worden. Glück, prickelnde Zufriedenheit, begeisterte Hingabe an sein Werk – und dann Haß. Haß.

Christoph Winkelberg, der den Freund in dieser Zeit wieder häufiger besuchte und gern gesehen war und zum Teil Zeuge der Gespräche mit den Gelehrten sein durfte, beobachtete Gericke's Gemütszustand mit Vergnügen und zugleich mit Sorge. Die Aufregung, die jeder Gast in Gericke's Haus trug, in welcher Richtung sie auch gehen mochte, brachte dem in den letzten Jahren merklich gealterten Mann neue Belebung, riß ihn gewaltsam aus dem täglichen Einerlei, aus dem Gefühl der Mißlichkeit seiner Ehe heraus, machte ihn lebendig bis in die letzte Zelle seines Körpers, bewirkte eine Renaissance seiner einstigen Vitalität. Es war schön, die blitzenden dunklen Augen, die jugendlich schnellen Bewegungen, die geballte Intensität seiner Sprache wahrzunehmen. Und doch sorgte sich der treue Freund.

Eines Abends, es war hoher Sommer, und das Abendleuchten machte den Stamm der Linde auf dem Hof, unter der sie zu zweit saßen, zu rotem Gold – eines Abends nahm Winkelberg nach langem Schweigen, währenddem die Männer die aufziehende Kühle genossen hatten, das Wort zu einer auf den Freund etwas töricht wirkenden Frage: »Wie befindest du dich gesundheitlich?«

Es schien, als müsse Gericke sich besinnen. Dann antwortete er: »Vortrefflich« – jedoch der Ton, mit dem er dies

sagte, verriet, daß er Winkelbergs Gedanken nicht verstanden hatte.

Der Freund erzählte von den Herzbeschwerden, die ihn selbst gelegentlich heimsuchten, und leitete dann behutsam auf Gericke's jetzt fürwahr robuste Lebensführung über, verglich ihr Alter, ihre Erlebnisse und sprach dann ungeniert seine Befürchtung aus, Gericke möchte seinem Herzen zuviel zumuten.

Aber der Hausherr lachte, griff wohlgenut nach der Flasche Wein, die ihm vor wenigen Tagen ein französischer Gelehrter aus der Provence zum Geschenk gemacht hatte, schenkte ein, trank genießerisch und sprach dann, wobei er sich behaglich zurücklehnte und die Armstützen seines Stuhles streichelte: »Es ist nicht wahr, Christoph, was man so sagt: der Mensch habe nur ein Leben zu leben – ich glaube, es ist nicht wahr. Ich bin schon alt gewesen, sehr alt, ich habe das Ende meiner Straße gesehen und habe wohl sogar Gefallen an diesem Ende gefunden.« Er nippte wieder vom Wein. »Ist, wer sich aufs Ende freut, nicht dem Ende schon verfallen? Unwiederbringlich? Ist nicht der, der seinem Leben, diesem ganzen weiten, schweren Faktum Leben, Valet gesagt, schon tot, ob sein Herz gleich noch wirkt, seine Lungen noch atmen?«

Nach einer kleinen Pause fuhr er fort, leichter, als passend war: »Ich war ein solcher Mensch. Du weißt es ebenso wie ich. Und jetzt? Nein, Christoph, das ist nicht derselbe Mensch, der hier sitzt; und mögen seine Augen und alles, was sein Leib ist, dem alten gleichen – es ist ein neuer Mensch, in vielem wohl dem alten ähnlich – was auf der Welt ist auch *nicht* etwas anderm ähnlich –, aber sein Inhalt ist neu, seine Seele, wenn du so willst; er lebt ein zweites Leben. Ich blühe, ich schaffe wie ein Bär, ich kenne keine Mattheit, keine Müdigkeit, und doch, wenn ich mich niederlege, dann schlummre ich tief und fest wie ein Kind. Der Verdruß? Nun ja, der Verdruß. Wahr ist, ich ereifre mich jedesmal aufs neue, wenn so ein hochweiser Herr Doktor dahergestellt kommt und mit der gelahrten Stirn wie ein Bursch gegen die Wand schlägt.

Doch wenn mein Zorn verraucht ist, und das geschieht von Mal zu Mal eiliger, dann sage ich mir, daß das ganze Geschwätz zu widerlegen und sich ernstlich damit auseinanderzusetzen gänzlich überflüssig ist. Einem *Beweis* ist wohl mehr Gewicht beizumessen als dem Urteil der Dummheit, welche immer Vorurteile gegen die Natur zu spinnen pflegt.« Er hob sein Glas, und heiter bat er: »Laß mich, wie ich jetzt bin, mein Christoph, auch wenn ich gelegentlich sehr tief-sinnige Dinge schwatze. Und dann . . . ja, trinken wir darauf, daß dein Herz zu meinem achtzigsten Geburtstag so rüstig sein möge wie das meine.«

Die Flasche war leer, und es ward Nacht. Am Haustor trennten sich die Freunde. Eine Zeitlang ruhten die Hände mit warmem Druck ineinander.

Die Woche war noch nicht zu Ende, da kam Christoph Winkelberg auf dieses Gespräch zurück. Kein Wort, kein Blick verriet mehr Sorge.

»Mir ist da etwas durch den Sinn gegangen«, sagte er. »Schilt mich dieserhalben töricht, wenn du magst; aber vielleicht . . . Willst du dir einen Vorschlag anhören?«

Gericke scherzte: »Wenn er von dir ist, immer.«

»Du könntest das Geschwätz der Toren aus deinem Haus verbannen und obendrein dich von den Irrtümern dieses Würzburger Jesuiten absondern . . .«

»Laß hören.«

»Schreibe selbst ein Buch.«

Gericke schmunzelte, ging auf und ab, äugte schalkhaft zu seinem Freunde hinüber. Dann griff er zur Pfeife, entzündete sie und ließ seine Blicke dabei nicht von ihm.

»Hm, ein Buch«, ließ er sich vernehmen, und dicke Tabakswolken schlingerten zur Decke hinauf. »Merkwürdig und hübsch, daß du mir damit kommst.« Wieder schmunzelte er, und er stützte sich rückwärts auf das Fensterbrett. »Du bist der . . . warte, ich will nicht lügen – der vierte wohl, der mir das anträgt.« Und wieder vergnügt einherschreitend: »Ein eignes Buch zu schreiben . . . Drei freundlich gesinnte Geister,

und nun du – und derselbe Vorschlag. Ich muß gestehn: ich hab' im Ernst auch schon daran gedacht. Ich glaube, ich hätte den Schwung auch.«

Bald ward er eifrig. »Es müßte ein originelles Werkchen sein. Zum Drittel Bericht über meine experimenta und Aufklärung der Irrtümer Schotts, zum Drittel die Schlüssel daraus für die Philosophie, zum Drittel eine Kampfschrift gegen die Dummheit. Nicht wahr?«

»Etwa so dachte ich's.«

»Etwa so dachtest du's.« Und lächelnd fuhr er fort: »Nun, man wird sehn. Wenn der *Freund* einen so berät . . .«

Und schon glitt das Gespräch auf andre Themen über, auf die Landwirtschaft, auf den Handel – eine Debatte über die Wirtschaft, die Finanzpolitik, wie sie Magdeburger Handelsherren und Patrizier zu dieser Zeit in vielen Häusern führen konnten, ein übliches Gespräch.

Gut zwei Jahre gingen ins Land – dann beförderte die Post ein Paket von Magdeburg nach Holland. Einen Packen Manuskriptbogen enthielt es und ein freundliches Schreiben an den Herrn Verleger, und auf dem letzten Bogen stand ganz unten: »Abgeschlossen zu Magdeburg am 14. März 1663.« Einen guten Titel für das Werk zu finden hatte sehr, sehr lange gedauert; viele Versionen waren niedergeschrieben und wieder verworfen worden. Endlich hatte sich Gericke zufriedengegeben. Die Überschrift war wie das ganze Buch in lateinischer Sprache abgefaßt, und sie lautete:

Ottonis Gericke EXPERIMENTA Nova (ut vocantur) Magdeburgica De VACUO SPATIO. Primum a R. P. Caspate Schotto, e Societate Jesu, et Herbipolitanae Academiae Matheseos Professore: Nunc vero ab ipso Auctore perfectius edita, variisque Experimentis aucta. Quibus accesserunt simul certa quaedam de Aëris Pondere circa Terram; de Virtutibus Mundanis, et Systemate Mundi Planetario; sicut de Stellis Fixis, ac Spatio illo Immenso, quod tam intra quam extra eas funditur.

Ein langer Titel, aber in seiner Länge keineswegs selten oder gar einmalig, ein Titel, wie er dem Geschmack eines jeden Schriftstellers im Zeitalter der Renaissance entsprach: Die Überschrift soll dem Leser ungeschminkt sagen, was er bei der Lektüre des gesamten Buches zu erwarten hat.

Gericke erblühte mehr und mehr. Die Ratsgeschäfte hatten ihn in diesem Jahrzehnt nur sehr wenig beansprucht. Wie lange lag doch das Jahr 1659 zurück, da er zum letzten Male eine große diplomatische Mission an den Kaiserhof zu leiten gehabt, wie lange auch jener »beschwerliche febrilische Paroxysmus«, der ihn in Wien aufs Krankenlager geworfen! Gericke war froh und glücklich, in erster Linie Privatmann sein zu dürfen und nicht selten auch Gelegenheit zu gänzlicher Muße zu haben, der sein Körper bei aller sonst gezeigten Spannkraft bedurfte. Freilich war der Rat nicht, wie er wünschte, zu bewegen, ihn völlig aus dem öffentlichen Dienste freizugeben, das Amt des Regierenden Bürgermeisters aus seiner Hand zurückzunehmen; denn selbst die Widersacher im Kollegium hüteten sich neuerdings, allzu klar gegen ihn Stellung zu nehmen. Sein Ruhm hatte sich von Regensburg und Würzburg zurückgespiegelt. Man schwieg beharrlich, begegnete ihm höflich und gar ehrfurchtsvoll, besonders wenn fremde Gäste in der Stadt weilten, und war insgeheim sogar froh, einen Mann dieses Namens und Ansehens im höchsten Amt der Stadt zu haben, auf den sich zu berufen eine Ehre geworden war. Daß neue, tatkräftige und kluge Staatsmänner in Gestalt des Bürgermeisters Rosenstock und des Consiliarius Dr. Iden dem Senat das Gesicht zu prägen begannen, war andererseits dem Rat so lieb wie Gericke selbst.

Als nun im Jahre 1663 der neue Reichstag einberufen ward und Magdeburg aus der kaiserlichen Kanzlei eine (allerdings später widerrufne) Einladung erhalten hatte, fand im Rathaus der Elbstadt eine außerordentliche Sitzung statt. Der Regierende Bürgermeister schmunzelte – sein Vorschlag, die Herren Rosenstock und Iden als Gesandte zur Versammlung

der Reichsstände zu schicken, wurde widerspruchslos angenommen.

In dieser Zeit war auch Gerickes Vaterherz eine große Freude beschieden. Otto, der Sohn, nun ein angesehener Mann von fünfunddreißig Jahren, war, nachdem die Zeit den ersten großen Schmerz um den Verlust der Gattin gelindert, zum zweiten Male die Ehe eingegangen, mit Hedwig von Ulcken, der Tochter eines begüterten Hamburger Kaufmanns. Und nicht ganz zehn Monate danach kam die junge Frau mit dem so heiß von Vater Gericke ersehnten Stammhalter nieder, der auf den Namen Leberecht getauft wurde. (Leberecht starb 1737 als Königlich Preußischer Geheimer Regierungsrat und Regierungsdirektor.) Der Wunsch Ottos, des Sohnes, aus dem anhaltischen Staatsdienst auszutreten und nach Hamburg überzusiedeln, ging überraschend schnell und äußerst vorteilhaft in Erfüllung. Friedrich Wilhelm empfing ihn in Berlin und übertrug ihm Amt und Titel eines Kurfürstlich Brandenburgischen Residenten beim Niedersächsischen Kreis in Hamburg. Friedrich Wilhelm bezeugte der Familie Gericke auch auf diese Weise wieder sein großes Wohlwollen und sicherlich auch seine Geneigtheit, sie noch größerer Gunst teilhaftig werden zu lassen, wenn nur der undurchsichtige Alte sich endlich entschließen wollte, den brandenburgischen Besitzansprüchen auf Magdeburg zur Befriedigung zu verhelfen.

1664, am selben Tage, da die Botschaft aus Hamburg eintraf, eine Enkelin, Ludovica Eleonore, sei geboren worden, brachte die Post auch ein Büchlein. Gerickes Herz schlug heftig. Die »*Experimenta Nova*« aus Amsterdam? Enttäuscht ließ er Buch und Begleitbrief aus den Tisch sinken. Der Absender war Professor Kaspar Schott, das Buch sein neuestes Werk, »*Technica curiosa sive Mirabilia naturae et artis*«. Gericke ließ es bis zum andern Tage liegen. – Er lud Winkelberg zu einem Fläschchen Wein ein und feierte mit ihm auf seine Weise, besinnlich und doch nicht ohne Humor, den Erdenschritt der kleinen Ludovica.

»Technica curiosa« – die Ahnung hatte nicht getrogen, daß das Büchlein wieder zu einem Teil der Bekanntgabe Gericke'scher Forschungen durch Schott gewidmet war. Gericke las es durch und war sowenig befriedigt wie vor etlichen Jahren bei »De arte mechanica«. Da hatte der ehrgeizige Jesuit fleißig alle Briefe gesammelt, sie teils auszugsweise abgedruckt, teils mit eignen Worten wiedergegeben, hatte seine eignen Gedanken dazu umständlich niedergelegt, natürlich das Gewicht der Arbeiten, wie es ihn gutdünkte, verteilt und – jetzt wie damals – Beweise angeboten, die keine Beweise waren. Gericke blätterte wieder und wieder in dem Werkchen und warf es dann verdrossen auf den Tisch. Nach dem Mittagmahl nahm er es erneut zur Hand, las sich laut einige Sätze daraus vor, schüttelte den Kopf und ließ sich seufzend in den schweren Armsessel nieder. Gedankenabwesend strich er seinen Bart.

Wenn er es recht besah – dem Schott *ganz* böse zu sein vermochte er nicht. Ja, ein leiser Zweifel stieg in ihm auf, ob er dem Herrn von der Societas Jesu nicht doch Unrecht getan, wenn er ihm Böswilligkeit nachgesagt. Konnte es nicht so sein, daß Schott ebenso wie mancher andre brave Gelehrte den Berg der Wahrheit in der Tat nicht sah? Daß er in der Tat glaubte, Gericke's Schlußfolgerungen seien irrig; daß er helfen wollte, nicht widerlegen?

Gericke studierte noch einmal die Einleitung des Buches. Er brummelte den Text vor sich hin; zuweilen hob er die Stimme, zuweilen summte er nur.

»Ich trage kein Bedenken«, schrieb da Herr Kaspar Schott, »es offen zu gestehen und dreist auszusprechen, daß ich etwas Bewunderungswürdigeres in dieser Art weder jemals gesehen noch gehört, gelesen oder mit dem Geist aufgefaßt habe; auch glaube ich nicht, daß die Sonne seit Erschaffung der Welt etwas Ähnliches, geschweige Wundervolleres beschienen habe. Dies ist auch die Meinung der großen Fürsten und der gelehrtesten Männer, welche ich damit bekannt gemacht . . .«

Es tut dem Herzen gut, so Großes über sich zu lesen. »Seit Erschaffung der Welt« – vortrefflich gesagt, wenn auch übermäßig geschmeichelt. Oder sollte der Herr Professor das gigantische Weltbild des Kopernikus nicht »mit dem Geist aufgefaßt« haben? Indes – es war heilsam, es schloß die Wunde manchen Zorns. Und welch ein Gefühl, zu wissen, daß zu ebendieser Zeit weise Männer in aller Welt dasselbe lasen . . .!

Der Magdeburger Bürgermeister entschloß sich zu einem spätnachmittäglichen Spaziergang auf den Friedhof.

Frau Clothilde Winkelberg, deren Weg dort entlangführte, berichtete am Abend ihrem Gatten, sie habe den Herrn Nachbarn beim Erbbegräbnis der Alemänner, in dem auch Margarethe ihre letzte Ruhestätte gefunden, auf einem Bänkchen hocken sehen; es habe ihr geschienen, als habe er der Toten aus einem Buche vorgelesen . . .

EIN KLEIN SCHÖN LÜSTIKKEIT

Vor dem Gasthof »Zum Apfelschimmel« hielt eine weiße, mit goldnen Linien und Ornamenten verzierte Kutsche. Die beiden Diener, die hintenauf gestanden, sprangen hernieder, der eine riß den Schlag auf, der andre stürmte ins Haus, dem Wirt zu melden, welch hoher Gast der bescheidnen Hütte die Ehre geben wolle. Aus dem Wagen stieg ein ungewöhnlich großer Mann, auffällig und reich gekleidet. Ihm folgte ein untersetzter, rotgesichtiger. Der Kutscher brachte das Gefährt durch die Einfahrt auf den Hof. Tor und Tür schlossen sich; den Gaffern, die rudelweise herbeigeströmt, war die Nahrung für ihre neugierigen Blicke entzogen, wollten sie nicht eine Zeche in der Gaststube riskieren.

Mit vielen tiefen Verbeugungen komplimentierte der Wirt, seine Kappe in den Fäusten, die Ankömmlinge an den runden Tisch in einer stillen Ecke. Er war verwirrt, stammelte von großer Ehre, hoher Ehre, fragte beklommen, womit er dienen könne; aber die beiden Herren beachteten weder sein Gemurmel noch seine Unterwürfigkeit, sie nahmen Platz und schauten sich etwas im Raum um, in nichts der andern Gäste achtend, die ihre Gespräche unterbrochen und die Köpfe umgewandt hatten. Der Wirt fixierte aus seiner Verbeugung heraus die Männer. Wer mochten sie sein? Der Diener hatte ihm drei fremdländische Worte zugerufen und dazu eine Miene gemacht, eine Miene . . .

»Viel schön Essen«, sprach plötzlich der Rotgesichtige, während er mit den Fingerspitzen auf der blankgescheuerten Tischplatte trillerte, »und gut Naktlager.«

Er blickte freundlich drein und redete dann auf den andern Herrn ein.

»Zu dienen«, murmelte der Wirt einmal ums andre und verschwand, rückwärts und gebückt. »Viel schön Essen«, schrie er in die Küche, »eifrig, hurtig! Ein... ein... ein italienischer Graf geruht bei uns zu speisen! Und daß die besten Zimmer hergerichtet werden!« Und schon war er wieder in der Schankstube, eilte flüsternd von einem Tisch zum andern. »Ein italienischer Graf muß das sein.«

Die beiden Herren schienen nicht unzufrieden mit der Herberge.

Ihr Alter war schwer zu schätzen – immerhin mochten beide etwa zu Beginn des Krieges geboren sein. Sie plauderten vergnügt, und der große spielte mit seinen gepflegten Händen.

Ein Wink befahl den Wirt an ihren Tisch. »Nun«, begann der untersetzte Herr wieder, »Magdeburg groß schön Stadt, ja?«

»Zu dienen, Euer Edlen, zu dienen.«

»Und gute Leut?«

»Gute Leut, jawohl.«

»Dann für all gute Leut in disse Quartier bringen ein Gefäß französisch Wein, vitel«

Während der Wirt entzückt davoneilte, stellte der Mann im schwarzen, kreuzbehängten Kleid der römischen Kirche, der an einem kleinen Tisch dem Rebensaft zusprach, Betrachtungen an. Die Fremden unterhielten sich so leise nicht, daß ihm verborgen geblieben wäre, woher sie stammten. Franzosen. Interessant. Was suchten Franzosen in Magdeburg? Der Lange mußte ein Adliger sein, womöglich vom Hofe, der andre ein Gesellschafter, Hauslehrer oder dergleichen. Was gab es für Franzosen in Magdeburg zu tun? Außerordentliche Dinge sicherlich; denn nur eine Vergnügungsreise hätte sie schwerlich so weit nach Nordost geführt. Oder waren sie auf der Durchreise? Nach Berlin? Konspirierte der verdammte Friedrich Wilhelm mit Versailles? Der Kirchenmann beschloß, das Geheimnis der Fremden zu lüften. Sein Souverän, der Erzbischof von Köln, würde sich für wichtige Neuigkeiten

dankbar zeigen. Man wohnte hier unter einem Dach; eine Gelegenheit würde sich schaffen lassen.

Da kam der Wirt wieder und verteilte ringsum Wein. Gleich darauf trug er ein üppiges Menü auf.

»Gut, schön«, sprach der Untersetzte, »sehr schön. – O, monsieur le cabaretier et logeur, ik brauken nok nötik eins oder swei... disse... – ah, Wort is fort!... renseignement...«

Drei Männer, zwei berufne und ein gänzlich unberufner, mühten sich, das Wort »renseignement« ins Deutsche zu übersetzen.

Der Kirchenmann wähte seine Chance gekommen, unerwartet schnell, vom Himmel ihm geschenkt. Eilig und doch mit Würde erhob er sich, trat an den Tisch der Ausländer, nannte seinen Namen: Johann von Sülck, Kurfürstlicher Rat zu Köln. Er bediente sich der französischen Sprache, die er beherrschte, und bot den Herren seine »bescheiden Dienste als Dolmetsch« an. Das Wort »renseignement« übrigens – wenn er gleich helfen dürfe – habe man im Deutschen mit »Auskunft« wiederzugeben.

»Auskunft, eh bien!« rief der Rotgesichtige vergnügt, »ik brauken eins oder swei Auskünft, Err Wirt!« Gleich aber wandte er sich wieder an den zudringlichen Schwarzen, und in edelstem Französisch sprach er: »Wir danken sehr. Hochwürden mögen sich indes nicht zum Dolmetsch herabwürdigen. Ich bin ein ganz vortrefflicher Dolmetsch für mich selbst. Sehr freundlichen Dank.«

Johann von Sülck war verabschiedet, und da die Herren jetzt sehr leise miteinander redeten, zog er sich enttäuscht auf sein Zimmer zurück.

Am andern Vormittag, in der zwölften Stunde, brachte ein Knecht des »Apfelschimmel«-Wirts ein Billet ins Haus des Regierenden Bürgermeisters. Minuten später erfuhr Christoph Winkelberg den Inhalt: Claude Lorraine, Herzog von Chevreuse, und in seiner Begleitung Herr Balthasar

de Monconys wünschten, dem Herrn Bürgermeister ihre Aufwartung zu machen, und bäten um Mitteilung der ihm genehmen Tageszeit.

»Der Herzog von Chevreuse! Einer der Großen von Frankreich! Christoph!«

Christoph war nicht gleich begeistert. »Aus welchem Lager mag er kommen . . . Hosianna? Oder Kreuzigt ihn?«

»Monconys ist in seiner Begleitung! Der vernünftigste Mann in seinem Vaterland. Ein Naturforscher, der seine Weisheit nicht aus alten Büchern zieht, sondern sie aus der lebendigen Natur nimmt, die Tatsachen liebt und hochtrabendes Geschwätz verachtet.«

»Dann also aus dem Lager Hosianna«, sagte Winkelberg lächelnd. »Ich beglückwünsche dich.«

Pünktlich um zwei Uhr fuhr der weiße Kutschwagen vor. Der Bürgermeister empfing seine Gäste auf der Straße. Frau Dorothea, mit ihrem besten Kleid angetan, harrte auf der Treppe. Es war eine mit vielen Höflichkeiten geschmückte Begrüßung. Monconys war maßlos glücklich, nicht in deutscher Sprache radebrechen zu müssen – die Gastgeber sprachen ein vorzügliches Französisch. Und der Duc von Chevreuse streckte dem Bürgermeister und der Herrin des Hauses herzlich beide Hände hin.

»Ich freue mich unendlich«, gestand er mit sanftem Lächeln, und Frau Dorothea brachte ihren schönsten Hofknicks an.

Nach einer ausgesucht guten Mahlzeit bat der Herzog, den Geburtsraum der Experimente sehen zu dürfen. Oh, er habe überhaupt so viele, viele Fragen an Herrn Gericke und so viele Bitten, daß er nicht wisse, welche als erste er vorbringen solle.

Ein Handkuß für die Dame, und die Männer schritten hinüber in das mit Büchern und Instrumenten vollgestopfte Arbeitszimmer. Der Blick des Herzogs blieb zuvörderst an dem gerahmten Wappen haften, das die Wand über dem Arbeitstisch zierte. »Ich sehe eine Krone«, rief Claude Lor-

raine erstaunt, »und ich habe stets den bürgerlichen Namen nur gebraucht. Ich bin untröstlich wegen meiner Unwissenheit.«

Schlicht und doch stolz erklärte der Hausherr: »Es ist erst wenige Wochen her, daß Seine Kaiserliche Majestät Leopold der Erste mich gnädigst durch Nobilitation und Wappenbesserung ausgezeichnet. Ich darf das Wort ‚von‘ vor meinem Namen führen und den Buchstaben u zwischen G und e inserieren, also mich ‚von Guericke‘ schreiben. Wenn Herr Herzog den Majestätsbrief betrachten wollen . . .?«

»Sehr gern.«

Guericke holte das vom Kaiser unterzeichnete und gesiegelte Schreiben aus dem Schrank, in dem die »Nobilitatio, denominatio, exemptio ab officiis civilibus, usus cereae rubrae et salva guardia«, die Adlung, Namensänderung, Lossprechung von allen bürgerlichen Pflichten, Erlaubnis zum Siegeln mit rotem Wachs und Schutzbrief, erteilt wurden. Monconys übersetzte den sonst deutsch abgefaßten Immunitätsbrief dem Herzog und hob dabei besonders eine Stelle hervor, die nach seiner Meinung in Frankreich kaum ein Pendant habe. Sie lautete: »Ferner thun und geben Wir oftgenannten von Guericke Vater und Sohn und ihren Ehelichen Leibes-Erben und derselben Erbens-Erben diese besondere Gnade und Freyheit, dass sie an allen Orthen und Enden mit Ihren Personen, auch allen Ihren Haab und Gütern, liegenden und fahrenden, gar nichts aussgenommen, aller Beleg, Einnehm- oder Einquartierung Vnsers, Vnserer Nachkommen oder jemandes, wer der sey, Hoffgesinde, Krieges-Volks und andere Beschwerden, dessgleichen für sich selbst oder die Ihrigen, auch sonsten aller anderer Beschwerden gantz und gar frey, Exempt und entledigt; auch mit dem allen wider ihren guten Willen nicht beladen, beschweret noch angefochten, dazu sie anzunehmen keineswegs getrungen oder genöthigt werden sollen oder können . . .«

»Meinen großen Glückwunsch«, sprach der Herzog. »Es will mir ein schönes Ding scheinen, daß man in Deutschland weise Männer solcherart zeichnet.«

Und nach vielem Reden, Fragen und Erklären begaben sich die Herren in den Hof, um sich ein Experiment anzuschauen, das Guericke vorbereitet hatte. Doch kaum waren sie angelangt, als die Schaffnerin herbeieilte und den Besuch eines Herrn von Sülck anzeigte; er sei weit gereist und müsse in wichtiger Sache den Edlen, Vest und Hochweisen Herrn Bürgermeister sprechen. Guericke wollte absagen, den Mann an einem andern Tag wiederkommen heißen, aber der Herzog legte ein Wort für den Fremden ein, und als die Schaffnerin gegangen, fuhr er fort: »Wir haben ihn schon kennengelernt; er nennt sich Rat der erzbischöflichen Eminenz von Köln.«

»Köln?« entfuhr er Guericke. »Köln ist eine der Höhlen meiner Widersacher, die Wahrheit Gotteslästerung heißen! Verzeihen, Herr Herzog, ich hätte ihn . . .«

»Wunderschön«, meinte Monconys heiter und plötzlich wieder in deutscher Sprache, »wir werden uns mit ihm maken ein klein schön Lüstigkeit. Narrens ik lieben sehr. Permettez, Monsieur le Duc?«

Johann von Sülck kam als ein Mann, der für einen pfälzischen Patrizier gelten konnte. Sein Kleid war bürgerlich und von guter Arbeit, sein Auftreten behäbig, seine Sprache von Dialekt gefärbt. Er bevorzugte herzliche Wendungen und hoffte auf diese Weise Guericke's Neigung im Sturm zu gewinnen. Leider ward er die beiden andern Gäste ein wenig zu spät gewahr. Als sie sich ihm zuwandten, erstarrte er für die Dauer zweier Sekunden. Er hatte sich soeben als Handels-herr eingeführt.

Sülck, einst Kanzler des Grafen von Gerolstein und belobigt von Papst Urban, hatte sich während des Kongresses zu Münster das weit einträglichere Amt eines kurkölnischen Rates verschaffen können. Er genoß das höchste Vertrauen seines neuen Herrn und schmeichelte sich, durchaus nicht unberechtigterweise, Anwärter auf die Kanzlerschaft zu Köln zu sein. Oberste Pflicht nun war es, Eminenz nachzueifern. Und da Eminenz ihren Amtsbruder von Mainz nicht aus-



Titelblatt von Guericke's naturwissenschaftlichem Werk.



*Mondoberfläche, nach Guericke's eignen Beobachtungen
mit dem Fernrohr.*

Kupferstich aus seinem Buch „Experimenta Nova“.

stehen konnten, war auch Sülck ein erklärter Feind Schönborns; und alles, was an dessen Hof geschah, riß er wortgewaltig in den Schmutz. Als Jurist begabt, mit Worten zu jonglieren, setzte er Traktätchen um Traktätchen auf, Mainz beim Vatikanischen Stuhl verhaßt zu machen. Kaspar Schott verklagte er ob seines Eintretens für den Ketzer Guericke beim Orden der Jesuiten. Überhaupt – das war ausgemacht zwischen Fürst und Speichellecker –: Guericke mußte fallen; die Aufsässigkeit in Deutschland mußte fallen. Und eben jetzt schickte er sich an, den moralischen Dolchstoß in des Ketzers eignes Herz zu führen. Bequemer freilich würde das von Köln aus geschehen; aber Sülck waren die Naturwissenschaften nicht mehr als ein Name. Er mußte die gotteslästerlichen Handlungen an der Quelle studieren, womöglich Guericke gleich auf frischer Tat zu Boden schwatzen, spätestens jedoch wieder daheim die Klinge schwingen und den Bannfluch Roms auslösen; der grelle Schein dieses furchtbarsten aller Blitze dürfte sehr wohl auch die Mainzer Feinde schrecken und sie sich auf ihr kleines Ich besinnen lassen. – Die Kunde war ihm leicht zu haben gewesen, daß Guericke römischen Kutten, wenn sie nicht Freundschaft bargen, sehr schnell den Stuhl vor die Tür setzte. Sülck brauchte aber Zeit. Drum hatte er das bürgerliche Wams in sein Gepäck genommen, drum hatte er sich zum Schauspieler gemacht. Und nun diese Franzosen! Er verwünschte die Neugierde des gestrigen Abends, die ihn verleitet, seinen wahren Stand zu nennen. Dennoch – es mußte ihm gelingen, heimlich die beiden um Verschwiegenheit zu bitten. Sie waren Glaubensbrüder, aus dem Lande des Allerchristlichsten Königs – sie konnten ihm ja nicht in den Rücken fallen.

So geschah es – scheinbar. Und nun vereinigten die drei Herren ihr Ersuchen, Guericke möge mit der Vorführung beginnen. Etwas Attraktives wünschte sich Monconys. Sülck gestand, wobei er jovial lachte, er könne es gar nicht erwarten, die Tricks des großen Zauberers aus der Nähe zu besichtigen.

An der Hofmauer ragte ein galgenartiges Gerüst aus

Eichenholz auf, an dessen Haken die berühmten Magdeburger Halbkugeln als evakuierte Hohlkugel hingen. An den Ösen der nach unten gekehrten Halbkugel waren mächtige Ketten befestigt, vier an der Zahl, deren andre Enden mit einer stabilen Holzplatte verbunden waren. Guericke erklärte, daß es ihm vor geraumer Zeit gelungen sei, den Druck der Luft nicht nur nach Pferdestärken zu berechnen, sondern in genauem Gewicht auszudrücken. Man möge schauen!

Auf seinen Wink begannen Diener, Gewichte unterschiedlicher Schwere auf das Brett zu legen. Einer nannte jeweils die Summe der zur Trennung der Halbkugeln angesetzten Last.

»Zweitausend Pfund.«

Die Franzosen blickten einander an. Unmöglich – unmöglich schien, was sie mit eignen Augen sahen. Der verkleidete Herr von Sülck aber lächelte dumm-schlau vor sich hin.

»Zweitausendsechshundertachtzig Pfund.«

»Nun noch ein Quentchen«, versetzte Guericke, »und bitte vor dem Geräusch nicht zu erschrecken.«

Noch sechs kleine Pfundgewichte kamen auf die Platte – da erscholl ein eigenartiges, mächtiges Glucksen. Die Halbkugeln waren getrennt, die untre stürzte, gezogen von fast siebenundzwanzig Zentnern, prasselnd zur Erde.

»Wunderbar«, rief der Herzog nach geraumer Zeit aus. »Das ist das Außerordentlichste, was ich je gesehen. Ihr seid wahrlich ein großer Mann.«

»Ein Zauberer wie kein zweiter«, sprach Sülck. »Aber nun, hochweiser Herr, verratet uns auch den Trick, damit wir Euch noch mehr preisen können. Sind die Gewichte aus Pappe, vielleicht hohl? Oder habt Ihr wirklich, wie man Euch nachsagt, kleine Teufelchen vorher in die Höhlung der Kugel getan?«

»Nehmt die Gewichte der Reihe nach in die Hand«, bekam er zur Antwort.

»Ha!« schrie der Verkleidete und bekreuzigte sich, »da sei Gott davor, daß ich Teufelswerk berühre!«

Monconys aber, gewöhnt, den Dingen immer auf den Grund zu gehen, hob einige Gewichte an und trat zurück. »Unvorstellbar«, sprach er vor sich hin und dann zu Sülck gewandt: »So furchtsam? Folgt doch meinem Beispiel – sonst könnte ich leicht Herrn von Guericke von gestern abend . . .«

Sülck knirschte. Lächelte voll Haß. »Nun, wenn Ihr mich so herzlich bittet . . .«

Indes noch der Kölner die Gewichte prüfte, flüsterte de Monconys auf deutsch in Guericke's Ohr: »Bitte ein Lüstigkeit mit diss Mensch, bitte!«

Der Hausherr überlegte. Er schmunzelte. Er hatte gefunden, was er brauchte.

Er bat seinen französischen collega, zu dem am Galgen befestigten Zylinder zu treten und ihn mit Herrn von Sülcks Hilfe genau zu untersuchen. Ein normaler Metallzylinder war es, die Grundfläche verschlossen, ein Ventil und ein Hahn dabei, die Deckfläche offen. Ein leerer Metall-»Topf«, nichts darin als Luft. Ein Kolben, der sich genau in den Zylinder von oben einführen ließ, lag bereit; und an des Kolbens herausragendem Ende war ein Seil angebracht und hoch über dem Zylinder eine Rolle. Ohne daß jemand anders noch die Einzelteile berührt hätte, setzten Monconys und widerwillig Sülck den Kolbenstempel, wie ihnen geheißsen, in den Zylinder ein, doch so, daß in dem Körper der Hohlraum das größtmögliche Volumen hatte. Das Seil ward über die Rolle geführt; sein freies Ende mußte Sülck fest in die Hände nehmen. Damit es gespannt war, hatte er sich drei Meter vom Zylinder zu entfernen. Nach Guericke's Anweisungen ergriff Monconys nun den bereitliegenden evakuierten (was aber nicht verraten wurde!) Rezipienten und schloß ihn fest an das Hahnventil des Zylinders an. Wenn Guericke kommandieren würde, hatte der Franzose den Rezipienten zu öffnen.

»Voilà!« rief der Bürgermeister – und nun geschah alles zugleich: Der Hahn ward geöffnet, der Kolben fuhr mit unbeschreiblicher Gewalt und Geschwindigkeit in den Zylinder

hinein, riß dabei das Seil über die Rolle und den Kölner Ehrenmann an seinem Ende der Länge nach in den Staub des Hofes. Wäre das nicht alles so wahnsinnig schnell gegangen, hätte Sülck noch reagieren können – der schmerzhaft und blamable Sturz wäre ihm erspart geblieben. So lag er da, mit vor Entsetzen weitaufgerißnen Augen, voll Scham, voll Wut, und wagte sich nicht zu rühren.

Der Herzog war vor Schreck auf eine Bank niedergesunken – Monconys war ein Schrei entfahren. Aber jetzt lachten sie beide herzlich, schallend.

»So schön Lüstigkeit«, rief der Naturforscher entzückt. Und ihr Lachen brauste noch einmal auf, als der verstörte Sülck sich ächzend aus dem Schmutz erhob und zur Seite schlich, um seine Kleidung zu säubern und seinen Körper nach etwaigen Schäden abzutasten.

»Man sollte nicht glauben«, meinte Claude Lorraine, »daß Wissenschaft viel unterhaltsamer sein kann, als Uneingeweihte es sich träumen lassen.«

Zu fünft saßen sie an der Abendbrottafel.

Sülck wünschte sich weit fort von diesem Haus; und er wäre auch vorhin verschwunden, allen seinen Vorsätzen zum Trotz, wenn dieses verdammte Rotgesicht ihn nicht am Arm genommen und die Treppe hinaufgezogen hätte. Kein Wort war seit dem Sturz aus seinem Mund gedrungen. Der boshafte Monconys aber plauderte unbeschwert und heiter, und dem Herzog schien es ganz in der Ordnung, daß der andre und nicht er das Wort führte. Nur zuweilen schaffte er sich Gehör, wobei er seinem Begleiter die Hand auf den Arm legte. Als sie ins Zimmer getreten, war er auf Frau Dorothea zugegangen, hatte ihr in die Augen geschaut und ein wenig verhalten gesagt:

»Madame, was haben Sie für einen Gemahl! Ganz Frankreich wäre stolz auf ihn, wenn er jenseits der Ardennen geboren wäre. Ein französischer Edelmann neigt sich nicht vor einem östlichen Nachbarn. Aber begeistert neigt sich der Herzog von Chevreuse vor Ihrem Gemahl!«

Frau Dorothea war jung, war schön an diesem Abend. Wie sie ihren Mann betrachtete, hatte sie ihn seit dem Tag ihrer Vermählung nicht mehr angeblickt. Mit größrer Hingabe freilich ruhte ihr Blick oft auf dem Duc. Hätte man ihr die Wahrheit gesagt, er sei um drei Jahre älter als ihr Gatte – sie hätte es nicht geglaubt; sie währte in ihm einen Vierziger, liebte in ihm den Kavalier par excellence, sog aus seiner gepflegten Erscheinung einen Hauch des ihr nahezu elydisch scheinenden Hofes von Versailles. Wenn ihr ein Wunsch freistünde...! Sie seufzte schwach. An seiner Seite lebte die schönste Frau von Frankreich, Marie, die Vertraute der Königin...

Dorothea war so in ihre Träume versunken, daß die Erzählung Monconys' an ihrem Ohr vorbeiging. Der geistvolle Mann unterhielt die kleine Gesellschaft aufs angenehmste. Die zahlreichen Abenteuer und Anekdoten ihrer Reise, die er aufzählte, waren glänzend dargestellt, mit echt französischem Esprit. Was hatten sie in den zwei Jahren, die sie nun schon von der Heimat entfernt waren, nicht alles erlebt! Ganz England, beide Niederlande, das halbe Deutschland hatten sie durchstreift, von nichts getrieben als ihrer Entdeckerfreude, von ihrer Lust am Reisen. Und an allen Plätzen der Wissenschaft war der Name Guerickes bekannt gewesen, war sein Ruhm zu Hause – oder, an Orten der Torheit, tiefender Haß. Nun, Monconys wollte fast glauben, daß der Haß törichter Eifrer fast ebensoviel wert sei und ebenso rühmlich wie die Liebe der Weisen. »Der Grashalm dünkt sich groß unter den Kräutern; Bäume, meint er, gibt es nicht: denn er kann nicht über sich blicken.« – War es da nicht selbstverständlich, daß sie ihre Route, die eigentlich von Wolfenbüttel direkt nach Goslar und Nordhausen führte, abänderten, um nach Magdeburg zu kommen und den berühmten Mann von Angesicht zu sehen?

Schotts Büchlein hatten sie unterwegs studiert, Interessantes hatten sie erhofft, aber alle Erwartungen waren durch das Geschaute übertroffen worden.

Als der Erzähler eine längere Pause machte und Frau Dorothea schon erwog, ob sie an das Musikinstrument treten und ein französisches Stückchen aufspielen solle, sich selbst zum Trost und den Herren zur Freude, sprach sehr nachdenklich der Herzog:

»Wir glauben in der rechtgläubigen Kirche an Jesum Christum. Christus sagte einmal: ‚Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist.‘ Ich glaube – wenn ich Christi Worte gebrauchen darf –, daß die Erde ‚des Kaisers‘ ist. Und ich glaube, daß es keinen erhabneren Gottesdienst geben kann als das Suchen nach der Wahrheit. Ist nicht dadurch auch wieder ‚was des Kaisers ist‘ bei Gott? Gott liebt das Wissen der Menschen, denn er hat ihnen den Verstand gegeben.« Bald fuhr er fort: »Nicht wer am heftigsten schreit, hat recht, sondern wer am klügsten ist. Und daß es eine Inquisition gibt, die aus Haß gegen die Wahrheit und die Klugheit Menschen vernichtet, ist das Entsetzlichste, was erdacht werden konnte, und schließlich auch eine nicht sühnbare Lästerung des Namens Gottes.«

»Wenn Euch für solche Worte nur nicht der Bannfluch des Heiligen Vaters trifft!« knurrte Sülck.

Der Duc lächelte, und leise, wie er immer sprach, versetzte er: »Der Heilige Vater tut nicht, was ihm schädlich ist. Frankreich und Innozenz der Zehnte stehen auf gutem Fuß. Einen Herzog von Chevreuse trifft der Bann nicht. Mein Arm ist lang.«

Und sehr beziehungsweise ergänzte Monconys: »Notfalls reicht er bis nach Trier.«

Bald wurden Erfrischungen gereicht, und nach und nach wich der festliche Ernst aus den Gesichtern der Ausländer und des Hausherrn. Guericke mußte erklären und erzählen, und er tat es gern und ausführlich.

Sie saßen schon längst wieder bei den Apparaten im Arbeitszimmer, als er noch einmal auf das Experiment mit dem Zylinder zurückkam. Man könne, erläuterte er, an das

Kolbenseil statt des Herrn von Sülck ebensogut Gewichte hängen – und da das Volumen des Zylinders dem der Halbkugeln gleiche, nicht weniger als 2686 Pfund –; vermittels des Vakuums vermöge ein zwölf- bis fünfzehnjähriger Knabe ein solches Gewicht mit Leichtigkeit zu heben. Hier sei das Wesen der Halbkugeln gradezu umgekehrt. Zeigten sie, welche Kraft man *gegen* die Luft aufwenden müsse, so schmeichle er sich, mit dieser Versuchsanordnung augenfällig bewiesen zu haben, daß andersherum die Luft selbst zum Arbeiten, zum Heben von Lasten, zum Wegziehen von Gegenständen (er lächelte Herrn von Sülck an) geeignet sei. Ein weites Feld eröffne sich hier für die Wissenschaft.*

Es war schon spät, da bat der Herzog noch um eine letzte Vorführung. Und Guericke fragte, ob es etwas gänzlich andres sein dürfe – er habe sich auch mit den magnetischen Kräften beschäftigt und würde gern . . . Und schon brachte er eine große Kugel aus geschmolznen Schwefel herbei, die eine Kurbelwelle zur Achse hatte, und diese Achse wiederum ruhte in einem Gestell. Ein Federchen nahm er vom Tisch und gab es Monconys, daß er es halte. Dann setzte er die Kurbel in Tätigkeit. Die Schwefelkugel rotierte schneller und schneller. Er brachte die freie Hand heran, daß sie die rasende Kugel berührte. Als die Reibung der Kugel ihm genügend erschien, ließ er ab. Der Schwefelkörper kam in die Ruhestellung zurück.

»Nun bitte, Herr von Monconys«, sprach er, »laßt die Feder auf die Kugel herabsinken.«

Die Feder sank auf die Kugel herab, berührte sie leicht und stieg sogleich wieder von ihr auf. Dann verharnte sie reglos in der Luft, etwa eine Elle von der Kugeloberfläche entfernt.

»Verblüffend«, bemerkte der Duc.

»Es kommt noch besser«, versprach der Hausherr. Und er nahm das Gestell und ging damit im Zimmer auf und ab. Und siehe da – die Fremden trauten ihren Augen nicht –, die

* Auf diesem Prinzip beruht die Dampfmaschine

Feder wanderte mit, frei in der Luft, nie den Abstand zur Kugel verändernd. Guericke führte die verschiedensten Bewegungen mit dem Schwefelgebilde und, als könne er sie fernlenken, mit der Feder aus. Er ließ sie Sülck um die Nase herumtanzen, zur Decke schweben, langsam und schnell sich bewegen. Ein unfäßliches Spiel, das der Zauberei näher schien als irgend etwas andrem.

Guericke bat den Herzog um Erlaubnis, für einen Augenblick die Kerzen löschen zu dürfen, damit er Gelegenheit habe, noch ein letztes Phänomen zu demonstrieren.

Es war stockfinster im Zimmer. Die Gäste hielten den Atem an. Guericke ertastete die Kurbel, setzte die Kugel in Bewegung, ließ sie sich an der Hand reiben – – da schrie plötzlich Johann von Sülck auf, stürzte zur Tür, schlug mit dem Kopf dagegen, fand endlich den Griff, taumelte die Treppe hinab, floh über den Hof, über die Mauer . . .

Als die Franzosen bald darauf in den Gasthof »Zum Apfelschimmel« zurückkehrten, tuschelte der Wirt, Hochwürden seien wie ein Toter herbeigeeilt, haben die Zeche beglichen, anzuspinnen befohlen und seien wie vom Schwarzen Jäger gehetzt, wenn er sich so heidnisch zu sprechen erlauben dürfe, durch die Nacht davongeprescht.

Den beiden Herren aber, als sie noch die Kugel schnurren hörten, waren, just als der Schrei ertönte, fast die Augen aus dem Kopf getreten. Unter der Hand des Wissenschaftlers hatte es zu leuchten begonnen. Die Bewegung erstarb, die Luft um die Kugel war von gespenstischer Lumineszenz erfüllt. Elektrizität! Eine Kraft, die Guericke Magnetismus nannte. Das Leuchten hielt lange mit unverminderter Stärke an.

Da flammte ein Funke auf, und die Kerzen brannten wieder. Der Spuk an der Kugel war verblichen.

An der Tür seines Wagens sprach der Herzog mit bewegten Worten, er würde sich unendlich glücklich schätzen, wenn Herr von Guericke und seine Gemahlin ihm die Ehre erwiesen, anderntags im »Apfelschimmel« seine Gäste zu sein.

»Bleiben Herr Herzog noch lange in unsrer Stadt?« fragte der Bürgermeister, matt und dankbar lächelnd, nachdem er die Einladung angenommen.

»Ein paar Tage gewiß. Bis die Truppen heran sind.« Sie hatten auf der Herreise vieltausend Soldaten getroffen. Die wollten sie nun, um ungestört den Rückweg nach Goslar antreten zu können, bei Magdeburg vorbeilassen.

»Truppen?« Guericke stockte der Herzschlag. »Welcherart Truppen?«

»Brandenburgische Regimenter.«

»Von wo?«

»Von West . . .«

Die letzten Worte des Duc verhallten ungehört auf der nächtlichen Straße. Die Kutsche rollte davon. Die Finsternis verschlang ihr Weiß.

Ein Mann, der plötzlich sehr alt war, lehnte gebeugt an der Tür seines Hauses.

Brandenburgische Regimenter . . .

Friedrich Wilhelm . . .

Der rote Adler stieß auf die Rose herab . . .

Die Dornen waren zu weich für goldne Fänge, die ein blinkendes Schwert führten . . .

*

Der 21. Mai 1666 dämmerte herauf, ein Montag, mit Ängsten erwartet wie die vorangegangnen Tage; denn Kriegsvolk lag im Vorfelde der Stadt. Was zur Verteidigung möglich, war getan. Die eigne kleine Garnison patrouillierte auf den Mauern und Wällen, die schadhafte Stellen an den Toren waren repariert, Schießzeug war in den Türmen bereitgelegt, der Elbfluß oberhalb der Stadt durch Ketten gesperrt. Die Bürger redeten sich ein, nun könne ihnen nicht viel passieren. Aber sie schliefen schlecht, die Bürger. Die Truppen draußen biwakierten und würfelten.

Zwei zu zwei abwechselnd, wachten die Mitglieder des Magistrats im Rathause; sie erinnerten sich gegenseitig an die

Schreckenstage von 1631 – und warteten. Warten, Ruhe bewahren – das war alles, was man in Magdeburg noch tun konnte.

Der Regierende Bürgermeister Otto von Guericke nahm gelassen Berichte und Meldungen entgegen, konferierte häufig mit Herrn Rosenstock und tat, was alle taten: er wartete.

Der Abend vor gut einer Woche, da der Herzog von Chevreuse in seinem Haus zu Gast gewesen, kam ihm wieder in den Sinn. Brandenburgische Regimenter zögen von West herbei – er war verstört gewesen, das Herz hatte gedroht stillzustehen. – Man mochte sich mit einem künftigen Tatbestand längst abgefunden haben, sogar nicht ohne Wohlwollen – kam dann der Augenblick heran, in dem das seit Jahren Gedachte sich vollziehen sollte, so war man dennoch fassungslos; und die Reaktion hieß Schreck. Guericke sah sich an seiner Haustür lehnen – törichtes Versagen der Nerven. Seit Magdeburgs Deputation vom jüngsten Reichstag zurückgekehrt mit der peinlichen Nachricht, die Sache der Stadt sei nicht mit einem einzigen Worte bedacht worden, da war der letzte Zweifel am Ausgang dieses Machtkampfes verfliegen gewesen. Eine Frage von Monaten, von wenigen Jahren höchstens. Nun war es soweit. Friedrich Wilhelm kam zur Ernte. Generalfeldmarschall von Sparr lag mit zwanzigtausend Kriegsknechten im Felde und forderte namens seines Souveräns die Stadt auf, zu einer Besprechung bevollmächtigte Männer nach Wanzleben zu entsenden, woselbst die Truppenleitung ihr Quartier aufgeschlagen hatte.

Während fünf Gesandte mit Sparr unterhandelten und erfuhr, daß der Kurfürst nicht nur die Erbhuldigung, sondern auch die Aufnahme einer brandenburgischen Garnison in die Stadt verlangte, suchten junge, kampflustige Ratsmitglieder Kriegsstimmung ins Volk zu tragen. Das Aufwiegeln verstanden sie so vorzüglich, daß ein Teil der Bürgerschaft tatsächlich einen Waffengang der Unterwerfung vorziehen wollte. Als aber alle stimmberechtigten Einwohner vom Rat zusammengerufen wurden, auf daß sie das Verhalten der

Stadt in diesen schicksalsschweren Stunden bestimmten, sprach sich die Mehrheit für die Erbhuldigung und gegen einen aussichtslosen Kampf aus; die Aufnahme der Garnison aber ward abgelehnt.

Sparr lachte, als ihm die Deputierten diese Nachricht brachten. Leider, sagte er, vermöchten Kurfürstliche Gnaden von den vermeldeten Bedingungen nicht abzugehen. Und was auch habe die Stadt dawider vorzubringen? Die Garnisonsoldaten würden die Bürger keineswegs bedrücken, im Gegenteil, sie würden stets zu ihrem Schutz und Schirm bereit sein; die zwölftausend Taler, die Magdeburg dafür monatlich aufzubringen habe, seien ein gar geringer Beitrag zu ihrer wirksamen Verteidigung. Der Kurfürst werde auch keins der rechtmäßigen Privilegien antasten, werde mit allen Kräften Magdeburgs Handel heben, den Wohlstand zu traumhafter Höhe steigern. Aber dies alles natürlich nur, wenn die Stadt sich freiwillig beugte. »Andernfalls . . .« er hob die Stimme und erklärte nicht, was andernfalls geschehen würde.

Den ernststen Mahnungen Guerickes und der Deputierten, die sehr wohl begriffen, wie aussichtslos auch nur der Gedanke an Widerstand war, konnten sich endlich auch die jugendlichen Schwärmer nicht mehr verschließen. Nun aber murrten die aufgehetzten Bürger, verlangten Maßnahmen zum Schutz ihrer Rechte, wandten sich laut gegen die Beschlüsse des Rats. Was nützte ihnen das jedoch gegen die Tatkraft der jungen Ratsmänner, die den Spieß nun umdrehen und mit den städtischen Soldaten das Volk zur Ruhe zwangen . . .

Am Sonntag verließ die Deputation zum dritten Male, jetzt unter Leitung des Regierenden Bürgermeisters, die Stadt. Man traf sich mit Sparr und den Geheimen Räten Friedrich Wilhelms und des Administrators im Kloster Berge vor den Mauern Magdeburgs.

Mitternacht war längst vorüber; da atmeten die Männer auf. Der Vertrag, der künftig der Klosterbergische heißen würde, war zustande gebracht. Otto von Guericke blickte

noch einmal seinen Begleitern, einem nach dem andern, ernst und eindringlich ins Gesicht. Und als jeder mit leichtem Neigen des Kopfes seine Zustimmung gegeben hatte, griff er zur Feder und setzte mit großen Lettern seinen Namenszug unter den Kontrakt. Die Abgesandten Brandenburgs wohnten dieser Zeremonie, die ein neues Kapitel in der Geschichte einer alten Stadt einleitete, stehend bei.

Ein heller Streifen säumte schon den östlichen Horizont, als die Saalfenster geöffnet wurden.

Da trat der Generalfeldmarschall zu Guericke. »Was macht die Wissenschaft?«

»Viel Neues«, versetzte der Gefragte.

Sparr lachte. »Ja, seht Ihr: Wenn Ihr meinen Vorschlag damals angenommen hättet, was zu erfinden, daß man mit Euerm Luftzeug schießen kann, dann hätten wir's hier, Teufel noch eins, schwerer gehabt, was?«

Guericke betrachtete den alten Haudegen und schüttelte den Kopf. »Die Flinte, die man mit dem Unterdruck der Luft betätigt, hab' ich schon ersonnen und ausgeführt. Aber schießen? Sparr, ich fürchte, Ihr werdet's nie begreifen. Alles andre aus dem Spiel gelassen – habt Ihr je erlebt, daß nutzloses Schießen, daß tote Menschen einen glücklichen Zustand begründet haben?«

Noch ehe der Sonnenball sich vom Schlaf erhoben hatte, fuhr der Wagen des Regierenden Bürgermeisters wieder in die Elbstadt ein.



*Gedenktafel für Otto von Guericke
an dem Hause Große Münzstraße 5 in Magdeburg,
wo ehemals sein Geburtsbaus stand.*

EIN LEBEN GEHT ZU ENDE

Sie waren für zwei Uhr nachmittags verabredet. Jeden Mittwochnachmittag, soweit es das Wetter zuließ, unternahmen sie ausgedehnte Spaziergänge. Sie genossen die Natur und vergaßen nicht selten Zeit und Ort. Einmal hatte sie die Nacht überrascht, und sie hatten in Prester einkehren müssen . . .

Nun wartete Christoph Winkelberg schon eine halbe Stunde; der Freund war zu einer Besprechung im Rathause – vielleicht kam er im nächsten Augenblick, vielleicht kam er auch erst in einigen Stunden. Winkelberg saß im Sessel und rauchte. Von seinem Platz aus betrachtete er die Bilder und Zeichnungen an den Wänden, das gekrönte Wappen, den Stadtplan – was er alles längst kannte; betrachtete die physikalischen Geräte auf den Schränken und Regalen und blickte auf den leeren Arbeitstisch. Bedächtig erhob er sich, schritt zu dem Tisch hin und legte seine kräftigen Hände auf die Platte. Die Blicke wanderten zur Seite aus dem Fenster, ruhten auf dem prächtig blühenden Birnbaum vor dem Haus und kehrten zu dem leeren Tisch zurück. Winkelberg schüttelte den Kopf. O Otto!

Auf und ab wanderte er im Zimmer. Es war still um ihn her. Vor einem der Regale blieb er stehen, die Hände auf dem Rücken. Und dann langte er hinauf und nahm behutsam das Gestell mit der Schwefelkugel herab. Die Falten auf der Stirn und an der Nasenwurzel vertieften sich. Er öffnete das Fenster; dicken Staub blies er hinaus. Er ließ sich am Tisch nieder und betätigte die Kurbel. Er lauschte gedankenverloren dem Surren des rotierenden Körpers; dann ließ er ihn an seiner Hand sich reiben, viele Minuten. Ein Papier-

schnitzelchen lag auf dem Fußboden. Er nahm es auf und brachte es in die Nähe der Kugel. Es schwebte. Wieder spazierte er hin und her. Der Schnitzel schwebte noch immer. Er nahm ihn weg, riß ihn in zwei Teile, ließ beide schweben. Er suchte sich neues Papier, und bald umschwebte die Schwefel-sonne ein ganzer Kosmos. Lange Zeit hatte er Freude an seinem Werk. Aber plötzlich schob er es mißmutig zur Seite.

Endlich! Endlich waren Guericke's Schritte auf der Treppe zu hören. Christoph überlegte, ob er die Kugel auf das Regal zurückstellen solle. Er entschied sich anders. Und als der Freund sich herzlich für die Verspätung entschuldigt hatte, deutete Winkelberg mit dem Kopf zum Tisch hinüber. »Hübsch, nicht?«

Statt einer Antwort nahm Guericke die Schnitzel zusammen und tat das Gestell an seinen Ort.

Sie wanderten zum Sudenburger Tor hinaus und dann querfeldein nach Nordwesten. Es war ein herrlicher Frühlingstag.

Sie hatten die Landstraße nach Braunschweig schon überquert, da hielt es Winkelberg nicht mehr aus, über Nichtigkeiten zu schwatzen. Er gab vor, ermüdet zu sein, und sie hockten sich auf einen Findling.

»Ich habe dir immer alles sagen dürfen«, begann er. »Ist das noch so?«

Guericke musterte ihn von der Seite. Nach einigem Zögern sagte er: »Ja.«

Winkelberg nickte, zeichnete mit dem Knüttel, auf den er sich beim Laufen stützte, im Sande.

»Als ich vorhin bei dir gewartet habe, da ist mir so manches durch den Sinn gegangen. Nicht zum erstenmal«, betonte er. »Nein, nicht zum erstenmal.« Er raffte sich auf. »Die Sachen dauern mich, die da so verwaist umherstehn. Ich hab' mit ihnen Zwiesprache gehalten. Sie sind traurig. Unser Herr mag uns nicht mehr, sagen sie. Wir haben so gut zueinander gepaßt, der Herr und wir. Wir haben ihm so viel Nutzen gebracht, und wir wissen auch, daß wir noch mehr können. So erzählen die Apparate. Und auch der Tisch weinte. Er wolle

Papier auf sich liegen fühlen und das Kratzen der Feder hören . . .«

»Gehn wir weiter«, sprach Guericke und erhob sich.

Bald wurde der Feldrain schmal, und sie mußten hintereinander laufen. Winkelberg folgte dem Freunde. »Du bist mir eine Antwort schuldig«, mahnte er.

»Ich wüßte nicht.«

»Weich mir nicht aus, Otto. Warum arbeitest du nicht mehr?«

»Ich arbeite nicht?«

»Du weißt, was ich meine.«

Sie liefen schweigend ein Stück. Dann sagte Guericke: »Ich bin bald neunundsechzig Jahre.«

»Ich habe von Forschern gehört, die zeit ihres Lebens . . .«

Guericke wandte sich um und blickte dem Freund ins Gesicht »Mein Alter ist auch nur das eine«, sprach er. »Du weißt, wie ich an meiner Mutter gehangen habe. Seit sie in die Ewigkeit eingegangen ist . . . Christoph, ich kann nicht mehr.«

Winkelberg war sehr betrübt. Sie schritten nun wieder nebeneinanderher. »Fünf Jahre sind eine lange Zeit«, murmelte er und stieß mit seinem Stock einen faustgroßen Stein aus dem Wege.

Guericke war nervös. Er suchte in der Landschaft nach einem Gegenstand, über den er etwas hätte sagen können, um abzulenken . . . Plötzlich besann er sich. »Hast du schon etwas von einem Dr. Leibniz gehört? Das ist ein höchst begabter junger Mann, der seit einigen Jahren am Mainzer Hofe lebt, von Schönborn sehr geschätzt. Ich habe heute einen Brief an ihn aufgesetzt. Wenn du magst, lese ich dir nachher daraus vor.«

Winkelberg sprach nicht mehr. Er setzte einen Fuß vor den andern, seine hellen Augen starrten geradeaus. Sosehr Guericke gewünscht hatte, von dem Thema abzukommen – er spürte die Verstimmtheit seines Freundes und kam nun selbst nicht von der Sache los. Das schlimmste war: Christoph hatte recht. Und jetzt hoffte er, der andre möchte weitersprechen.

Dann würde er selbst sich vielleicht auch wieder die Last von der Seele reden können. Aber Winkelberg schwieg. Er wanderte. Er blickte nicht nach links, nicht nach rechts.

Sie liefen schon auf der Stendaler Chaussee dem Krökentor zu. Noch eine Viertelmeile, und sie würden wieder in der Stadt sein. Da begann Guericke mit leisen Worten: »Wenn man ein und ein halbes Jahrzehnt unermüdlich der Wissenschaft gedient, wenn man jede freie Stunde ihr gewidmet, wenn man unerbittlich gekämpft hat für das, was man als wahr erkannt, wenn man Feindschaften auf sich genommen, Haß auf sich geladen . . .« Er brach ab und schloß für einen Moment die Augen. Dann sprach er heftig: »Ich habe das Buch geschrieben. Zwei Jahre lang hat es gedauert. Acht Jahre liegt die Zeit zurück. Und es ist noch immer nicht erschienen! Es ist alles für nichts geschehen. Was hat mir denn mein Fleiß gebracht? Nichts, wenn du es auf der Hand wägen willst. – Anerkennung, Lob – das schon. Aber das ist verbraucht, vergangen. Des alten Mannes achtet niemand mehr. Die Zeit läuft über ihn hinweg. Den Robert Boyle haben sie zum Präsidenten der Royal Society gemacht, die Italiener trägt man auf Händen . . . Und ich? War meine Arbeit denn so wenig wert?«

Ein Stück vor dem Tor blieben sie stehen. »Du sollst *alles* hören. Du sollst wissen, was meine Kraft verbraucht und meine Nerven. Der Rat schuldet mir noch mehr als tausend Taler. Ich mahne, ich bitte, ich fordre. Man schweigt darauf oder findet Ausflüchte. Seit ich den Vorsitz nicht mehr im Rate führe, hat mein Kampf an Heftigkeit zugenommen. Es ist wie eine Mauer aus dickem Sammet, gegen die man spricht. Tausend Taler! Soll ich sie mir stehlen lassen, die ich mir redlich verdient? Und sollen obendrein alle mir verbrieften Freiheiten vergessen werden? Man belegt mich mit Steuern. Man will mir Einquartierung ins Haus tun. Das ward einem Privilegierten, solange Magdeburg steht, noch nicht angetan! Und so verfährt man mit einem Manne, der fast ein halbes Jahrhundert Hirn und Arm dieser selben Stadt

geliehen . . . ! Das ist bitter. Beleidigung folgt auf Beleidigung, Kränkung auf Kränkung. Und das von einem Gemeinwesen, das mir nicht einmal das Salarium ausbezahlen kann, geschweige mich sonstwie entschädigen! Christoph, ich bebe vor Zorn und Erbitterung! Das hab' ich wahrlich nicht verdient! – Und da soll man sitzen und denken und forschen können?»

Winkelberg sah ihm lange in die Augen. Wärme, Güte floß in seinen Blick. »Schau, Otto«, sagte er dann und nahm den Freund am Arm, »mach einen Strich. Der Mensch muß einen Strich machen können. Denk einmal still darüber nach. Du bist nicht arm. Die tausend Taler kannst du nicht mit in die Gruft nehmen. Du läßt sie hier. Brauchst du sie denn?»

»Christoph . . .«

»Schau, Otto«, sprach Winkelberg noch einmal – er lächelte dabei –, »du hast mir einmal anvertraut, der Mensch habe nicht nur *ein* Leben zu leben. Weißt du das noch? Du sagtest damals, du habest das zweite begonnen. Heute meine ich, du möchtest das dritte beginnen. Zieh einen Strich! Wirf, was dich belastet, von dir! Die Wissenschaft braucht deinen Kopf. Du mußt ihr alles geben, du kannst nicht auf halbem Wege stehenbleiben.«

»Sollen Ungerechtigkeiten, Beleidigungen, Kränkungen ungesühnt bleiben? Soll ich die grinsenden Gesichter der Sieger ewig vor mir sehen? Was ist mir das für ein Rat, Christoph?»

»Ungesühnt?« Winkelberg überlegte. »Er geht um mehr, mein Otto. Ich träume manchmal von der Zukunft, wirr sicherlich und töricht. Da sehe ich glückliche Menschen. Der Geist regiert, und nicht die Faust. Dann sehe ich deine Urnenkel und Kindeskinde. Sie sind stolz, stolz auf ihren Ahnen. ‚Der hat damals schon mitgeholfen, daß der Geist regiere‘, sagen sie.« Und herzlich, warm bat Winkelberg noch einmal. »Mach einen Strich.«

Sie traten zur Seite, um ein Fuhrwerk vorbeizulassen. Christoph blickte dem klappernden Gefährt nach. Da packte ihn

Guericke am Ellenbogen. Er zeigte auf den Weg. »Siehst du deinen Schatten, Christoph?«

Winkelberg schaute hin. »Den seh' ich.«

»Spring drüber!«

Langsam hob der Freund den Blick wieder von der stauigen Straße.

Am Tor salutierte ein brandenburgischer Posten.

*

Frau Dorothea und ein sechzehnjähriger Knabe saßen neben dem Lager, auf dem röchelnd der Kranke lag. Jeder Atemzug machte ihm Schmerzen. Der Mann war entsetzlich mager. Seine dunklen Augen glänzten vom Fieber. Seine Hände tasteten in einem fort über die Decke. Und dann und wann schwebten unverständliche Worte auf seinen Lippen. Immer wieder tupfte ihm Dorothea den Schweiß von der Stirn und streichelte ihm das schütterere schloßweiße Haar. Der Knabe kämpfte mit den Tränen. Gestern war er auf Dorotheas Hilferuf aus Hamburg mit der Eilpost gekommen. Der Vater hatte ihn nicht begleiten können. Leberecht schauderte, wenn er den Leidenden anblickte. Wenn er nur nicht stirbt – das war sein einziger Gedanke. Immer wieder: wenn er nur nicht stirbt. Dann sah er zur Stiefgroßmutter hin . . . und die Tränen liefen.

Dorothea hatte seit zwei Tagen kein Auge zugetan. Sie rang mit dem Schlaf, sie brauchte alle Energie, um ihm zu wehren; sie siegte.

Otto lag dort und hatte ihre Hilfe nötig – der stolze, würdige, eigenbrötlerische Mann. Daß sie ihn so erleben mußte! Alle Stunden lief vor ihr das ganze gemeinsame Leben ab. Sie wunderte sich, wie viele Details ihr das Gedächtnis bewahrt hatte. Wieder strich sie ihrem Gatten über das Haar. Hatte sie richtig gelebt? Die Frage war hartnäckig; sie kehrte wieder bei Tag und Nacht. Hätte das Leben nicht unendlich viel schöner, lebenswerter sein können, wenn sie selbst . . . ? Sie kämpfte mit der Scham – sie waren ebenbürtige Gegner.

Sie hatte ihn gewinnen wollen, sie hatte ihn abgestoßen. Sie hatte geschrien; er hatte die Augenbrauen herabgedrückt und war gegangen, leise, voll Bitternis; und die Kluft war gewachsen. Als die Kluft breit genug, war plötzlich Friede gewesen. An die Stelle des Haders war das Schweigen getreten. Sie waren älter geworden unterdes; Otto war alt geworden. Und als die hohe Zeit des Lebens zu verblassen begonnen, da war alles in einem andern Licht erschienen. Zaghaft hatte Dorothea die Hand über die Kluft gehalten, hatte gewartet – und hatte die Hand wieder sinken lassen; der Mann am andern Ufer der Kluft war blind geworden für die Regungen seiner Gattin.

Der Kranke schluckte. Er wollte sprechen. Dorothea brachte ihr Ohr ganz dicht an seinen Mund. »Wein«, vernahm sie. Dann war wieder nur das Röcheln zu hören.

Leberecht eilte aus dem Zimmer, das Verlangte zu holen. Als er mit Kanne und Becher wiederkehrte, richtete sich die Frau langsam wieder auf. Ihre Lippen hatten auf der Stirn des Gatten geruht.

Der Wein spendete dem Kranken Schlaf.

Leberecht bestand darauf, daß sich nun auch die Hausfrau zur Ruhe lege.

Am dritten Tage nahm der Schlaf sein Ende. Der Arzt war vor einer halben Stunde ins Zimmer getreten. Dorothea und der Knabe standen am Bett. Der Kranke blickte verwundert drein. Dann schien er angestrengt nachzudenken. »Leberecht?« Mit schwerer Zunge flüsterte er es. Der Knabe bejahte. Der Hauch eines Lächelns strich über das eingefallne Gesicht. Er wandte den Kopf zur Seite. »Leberecht und Dorothea.«

Da brachte die Frau ein Buch, legte es ihm aufs Bett.

»Dein Buch, Otto.«

Langsam kam Leben in den kranken Körper. Zitternde Hände suchten das Buch.

»Schön«, flüsterte er, »schön.«

Überganglos nahm ihn der Schlaf wieder zu sich.

»Ich hätte es nicht geglaubt«, sagte der Arzt. »Ein Herz mit solcher Kraft!«

Dorothea blickte ihn an.

Der Arzt nickte. »Das Leben liebt ihn.«

*

Alte Leute und Kinder hockten vor dem Sudenburger Tor auf der Straße und blickten gen Süden. War irgendwo weitab ein Fuhrwerk zu erkennen, dann liefen sie ihm entgegen, traten ihm in den Weg, hielten es an. In keinem der letzten Jahre waren so viel Gefährte von Süden gekommen, von Leipzig und von weiter her. Keins führte Waren mit. Jedes barg nur Menschen.

Menschen flohen.

Die Angst herrschte, der Schrecken.

»Woher?« schrien die Greise und die Kinder.

Der Schwarze Tod hielt grausige Ernte im Sachsenland.

Von Tag zu Tag ward das Leichentuch größer, das er ausbreitete, von Tag zu Tag seine Ernte reicher. Niemand wußte, wann die Seuche ihren Anfang genommen. Mutige Männer, Geistliche zogen die Karren mit den Pestopfern aus den menschlichen Ansiedlungen hinaus. Gruben wurden ausgehoben und wieder bedeckt. Feuer schwelten. Die Luft war schwanger vom Geruch des Todes.

Viele flohen. Aber das schwarze Gespenst folgte. Und es holte so manchen ein. An einem Wiesenrand stand ein Ackerwagen. Sechs Särge darauf. Der Fuhrmann war vom Bock gefallen. Die Pferde grasten.

Die Pest war schon in Anhalt. Die Wagen zogen nach Norden.

Magdeburgs Tore wurden geschlossen. Kein Fremder durfte mehr herein. Der letzte, der durch die Wachen geschlüpft war, klopfte an Winkelbergs Haus. Die Frau zitterte. Seit zehn Tagen schrie jeder ihrer Gedanken nach ihrem Sohn, nach ihrem Mann, der ihn zu besuchen nach Leipzig gereist war.

Der Fremde war Andreas' Freund gewesen. Er hatte auch den Vater gekannt.

Die Frau brach zusammen.

Der Fremde hatte keine Tränen mehr . . .

Dorothea haderte mit ihrem Mann. Noch konnten sie fliehen, noch war so gut wie sicher, daß sie entkamen. Aber sie mußten sofort anspannen. Was zögerten sie noch? Guericke wanderte ruhelos durchs Haus. Jedes Möbelstück, jede Kleinigkeit hielt ihn fest. Dorothea bat, weinte, flehte, schrie. Nach Hamburg! Dort konnten sie abwarten, die Seuche vergehen lassen.

Der alte Mann war wunderlich. Er wollte sich nicht entschließen.

Die Frau packte den Wagen voll Kleider und Speisen, packte ihn um, packte zum dritten und zum vierten Male. Und Otto beriet sich mit dem Arzt, was zu tun sei. Als er von Christophs und Andreas' Tod hörte, schüttelte er den Kopf. Der Christoph! Den achtzigsten Geburtstag hatten sie zusammen feiern wollen. Die Pest hatte ihn vorher zerrissen. Es ging seltsam zu auf der Welt. Der Andreas – mein Gott, so ein Knabe.

Die Stadt brodelte über dem Feuer der Furcht. Flüchtende Gespanne jagten außen an den Mauern vorbei. Guericke wanderte durch sein Haus. Dorothea hatte das Tor versperren lassen. Otto kam zu ihr. »Was wollte ich nur?« sagte er. »Was wollte ich nur?« Nach einer Weile fuhr er fort: »Ah ja. Ich will zu Christoph gehn. Fragen, ob er geht oder bleibt.« Dorothea lief es eiskalt über den Rücken. Sie stürzte zum Arzt. Als sie mit ihm wieder ins Zimmer kam, stand der Alte zerknirscht am Fenster. »Ah, der Medikus«, sagte er. »Das ist gut.«

Und zu seiner Frau gewandt: »Hast du ihm gesagt, daß ich so vergeßlich bin? Mein Gott, zum Christoph hab' ich gehn wollen. Der arme Christoph.«

Dorothea erwartete den Arzt im Flur.

»Gedächtnisstörungen.« Das sei ein Schock. Sie solle ihn zur Abreise unbedingt überreden. Er brauche Ruhe, Pflege.

Am Abend geisterte die Nachricht durch die Stadt, in Pechau habe man den ersten zu Grabe getragen. Und noch in der Nacht stieg die Flamme eines Scheiterhaufens zum Himmel auf. Irgendwo auf freiem Felde verbrannte man eine Hexe. Sie hatte mit des Satans Hilfe den Schwarzen Tod ins Magdeburgische gelockt. Sie hatte es auf der Folter gestanden. Sie loderte. Zur Sühne. Und zur Rettung der andern.

Als man das Otto von Guericke erzählte, riß er die Augen weit auf, fuhr sich mit den Händen ins Haar. Ein Schleier wich von ihm . . .

Mit den ersten Sonnenstrahlen jagte Guericke's Wagen vier-spännig durch Neuwaldenleben. Sie hatten Frau Clothilde Winkelberg nicht mitnehmen können, wie Otto gewünscht hatte. Der Gram hatte ihr Herz erdrosselt.

*

Achtunddreißig Jahre waren vergangen, seit man zu Münster und zu Osnabrück das »Pax sit«, das »Es sei Friede«, ausgesprochen.

Und in Hamburg war Krieg, war Bürgerkrieg. Die Bevölkerung der Freien Reichsstadt stand auf gegen den Senat. Die Steuern und alle andern Lasten waren unerträglich geworden. Der Handel mit dem ausgebluteten deutschen Hinterland lag darnieder; die Reste hatten die holländischen Pfeffersäcke an sich gebracht, selbst in Hamburg dominierte holländisches Geld. Die Regenten der Hansestadt trieben das Militär gegen die Aufbegehrenden. Die Bürger knirschten. Mußten sie sich der rohen Gewalt beugen? Sie wählten Führer aus den eignen Reihen, und die Führer eilten nach Kopenhagen an den Hof Christians des Fünften. Der Dänenkönig hörte den Hilferuf mit Vergnügen. Der Besitz Hamburgs winkte, eine Perle für seine Krone. Christian rüstete ein Heer von sechzehntausend Mann aus und schickte es vor die Tore

der Stadt. Und seine Rede troff von Milde und von herzlicher Anteilnahme für die geknechteten Hamburger Bürger. Er würde ihnen die Freiheit bringen. Die Freiheit, seine Untertanen zu werden.

Im Hause des Kurfürstlich Brandenburgischen Hofrats und Residenten beim Niedersächsischen Kreis Otto von Guericke war die Aufregung zu Gast wie überall in der Stadt. Frau Hedwig, die verwandt war mit manchem der Senatoren, stand ganz auf seiten der Regenten, sie schmähte die Aufständischen wie die landgierigen Dänen. Der Resident währte sich unparteiisch. Im Interesse Brandenburgs wirkte er für die Schlichtung der Streitigkeiten. Der Vater aber, der dreiundachtzigjährige Mann, der seit vielen Monaten vor Altersschwäche die meiste Zeit des Tages im Bett zubrachte, wiegte den Kopf und nahm Partei für die Bürger. Leberecht, der mit großer Liebe an ihm hing, mußte ihm alle Einzelheiten berichten; der Greis ward nicht müde zuzuhören. Und wenn man sich in seiner Gegenwart erregte, dann brummelte er und lächelte listig. »Wird schon was dran sein, ihr Lieben, wird schon was dran sein.« Und dann holte er tief Luft. »Anno dreißig war das – da wart ihr alle noch nicht da –, da hat es bei uns daheim auch so etwas gegeben. Nicht so schlimm wie hier, nein, so schlimm nicht. Aber die Bürger waren auch mit dem Rat unzufrieden. Ich weiß nicht mehr, weswegen. Aber die Bürger alle verlangten, daß der Rat sich ihren Wünschen beuge. Das wollte der Rat nicht. Genau wie hier, nicht wahr? Und was haben die guten Bürger gemacht?«

Der Alte lächelte, die zahllosen Fältchen seines Gesichts zuckten. Er wußte nicht, daß er diese Geschichte schon zum drittenmal erzählte.

»Sie haben den Rat ganz einfach davongejagt. Und haben sich einen neuen gewählt. Ja, so war das. Anno dreißig. Ich weiß es noch ganz genau.«

Leberecht sagte dann immer: »So einfach ist das heute nicht mehr, Großvater. Der Hamburger Senat hat Macht, hat Soldaten.«

»Soldaten?« Der Greis staunte, und in seine matten Augen kam Leben. »Ja, damals, anno dreißig, da hatten wir auch Soldaten – und die Soldaten haben den Rat mit davongejagt.« Höchst verwundert lehnte er sich in die Kissen zurück. Es beschäftigte ihn lange, daß die Soldaten in Hamburg so ganz anders sein sollten als daheim anno dreißig.

Das Bett hatte der Sohn ans Fenster rücken lassen, damit der Vater sich an der Baublüte im Garten weiden könne. Es mußte ein fruchtbares Jahr werden. Der alte Mann erzählte leise vor sich hin, von fruchtbaren Jahren und von Hungerszeiten, von Krieg und von Frieden, von Glück und von Kummer und immer wieder vom Regensburger Reichstag. Und es machte ihm gar nichts aus, daß gelegentlich niemand im Zimmer war, der ihn hätte hören können. Hundertmal erzählte er seine Geschichten, wie sie ihm das Gedächtnis erhalten hatte. Und es kam vor, daß er Dorothea mit Margarethe verwechselte.

Frau Dorothea war viel um ihn, auch die Enkelkinder, am meisten der kleine Friedrich, der jüngste, der so viel von vergangenen Zeiten erfahren wollte. Am Abend, wenn die Kinder zu Bett gebracht waren, traf sich die Familie am Lager des Alten. Der Sohn suchte ihn aufzuheitern, die beiden Frauen lasen ihm jeden Wunsch von den Augen ab.

Gelegentlich verlangte der Alte nach Papier und Feder. Dann schrieb er Briefe – er brauchte mehrere Tage zu ihrer Vollendung. In gewissen Abständen waren Schreiben an Friedrich Wilhelm dabei, in denen er bat, der Kurfürst möge ihm bis an sein Ende Gnade bezeigen und ihm auch zu dem Gelde, das er noch immer von Magdeburg zu bekommen, verhelfen. »Er kann oder mag mir wohl auch nicht Genüge tun«, sprach er betrübt. Er hatte vergessen, daß der Brandenburger dreimal dem Rat zu Magdeburg die Zahlung befohlen hatte, allerdings erfolglos.

Und am andern Tag erzählte er, daß Fürsten aller Grade, zwei Kaiser darunter und der große Gustav Adolf und seine

Nachfolgerin Christine von Schweden, ihm in seinem langen Leben geschmeichelt – und jetzt? Wer fragte nach ihm? Wer gedachte noch seiner? Wer würde je wieder seiner gedenken . . . ? Er beweinte sein Los. Dann nahm er sich zum Troste sein Buch »Experimenta Nova« vom Stuhl und blätterte darin. Schöne Kupferstiche. Weise Gedanken. Das Buch lebte. Und der Verfasser?

Am 11. Mai 1686 feierte der kleine Friedrich von Guericke seinen vierzehnten Geburtstag. Am 11. Mai – auf den Tag genau vor fünfundfünfzig Jahren hatte der junge Ratmann Otto Gericke mit seiner Familie aus dem verwüsteten, brennenden Magdeburg fliehen müssen.

Es war Friedrichs Wunsch gewesen, den Gabentisch im Zimmer des Großvaters herzurichten. Der alte Mann sollte sich mit ihm freuen, er sollte die Gäste sehen und Geschichten erzählen.

Die Familie hatte gespeist, der Greis nippte vom guten Wein.

Da bat das Geburtstagskind: »Etwas ganz Gewaltiges, Großvater, bitte.«

»Gewaltiges.« Er nickte. Er dachte nach. Er war schwach wie die Tage zuvor, müde, todmüde. Aber der Junge wollte eine Geschichte hören, etwas Gewaltiges.

Der Großvater saß im Bett. Er zergrübelte sein Hirn. Und dann hub er an, die Geschichte zu erzählen, die ihm in seiner Jugend erzählt worden war. Stolz, daß ihm das eingefallen war, sprach er vom Leben des großen Italieners Giordano Bruno. Die Pausen zwischen den Sätzen wurden immer länger – es war nicht leicht, sich auf alles zu besinnen. Aber dann, als die Heilige Inquisition den Scheiterhaufen aufrichtete, der Gelehrte im Büßerhemd daraufgestoßen ward, die Flammen loderten, ein Mensch für die Wahrheit ermordet ward, da riß die Leidenschaft die Gedanken dahin.

Der Alte war maßlos erregt, als er endete.

»Tapfer sein, mein Junge«, sprach er nach einer Weile.

Die Runde der Zuhörer war erschüttert. Friedrich hatte die Hände des Großvaters in die seinen genommen und streichelte sie. Es war eine gewaltige Geschichte gewesen.

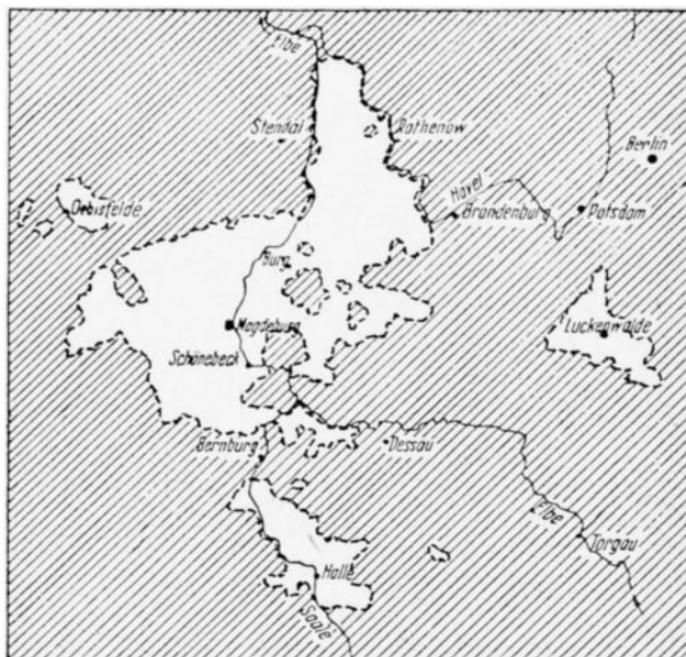
Auf einmal sprach der Alte, während Herz und Atem ihm schwer gingen: »Müde. Ich bin müde.« Friedrich richtete das Bett, daß er sich besser legen könne – –

Da fiel der Oberkörper des Greises dem Jungen in die Arme. Der Knabe schrie auf. Dorothea stürzte herbei; Entsetzen in den Augen, sank sie auf die Knie. –

Frau Hedwig schickte die Kinder aus dem Zimmer. Die Erwachsenen traten ans Bett. Vom nahen Kirchturm schlug es dreimal. Die Frauen weinten still. Ein Vogel sang draußen. Leberecht schloß das Fenster.

Mit spröder Stimme sprach der Sohn ein Gebet.

Otto von Guericke war nicht mehr.



Gebiet des Erzbistums Magdeburg

1600		Giordano Bruno wird verbrannt (geb. 1548) Erfindung des Aräometers durch Thölle
1602	20. 11. Otto Gericke in Magdeburg geb.	
1605	Margarethe Alemano, Gericke's erste Frau, geb.	Johann Philipp von Schönborn geb.
1608		Die protestantischen Fürsten gründen die Union; Oberhaupt: Friedrich V. von der Pfalz (1596-1632)
		Erfindung eines Fernrohrs durch Jan Lippershey
1609		Die katholischen Fürsten gründen die Liga; Oberhaupt: Maximilian I. von Bayern (1573-1651)
		Verbessertes Fernrohr von Galileo Galilei
		Waffenstillstand zwischen den aufständischen Niederländern und den spanischen Habsburgern
		1. u. 2. Keplersches Gesetz Simon Marius entdeckt vier Jupitertrabanten
1610		1610-43 Ludwig XIII. König von Frankreich
		Galileo Galilei entdeckt Saturnring und Mondgebirge
1611		1611-32 Gustav II. Adolf König von Schweden
		Entwicklung eines astronomischen Fernrohrs durch Johannes Kepler
		1611-56 Johann Georg I. Kurfürst von Sachsen
1612		1612-19 Matthias röm.-dt. Kaiser
1614		August Herzog zu Sachsen geb.
		Veröffentlichung von Logarithmen durch John Napier (1550-1617)
		Christian Wilhelm von Brandenburg Administrator (1598 Erzbischof) von Magdeburg
1617	Gericke beginnt sein Studium in Leipzig	
1618		„Prager Fenstersturz“ 1618-48 Dreißigjähriger Krieg
		3. Keplersches Gesetz

1619		1619–37 Ferdinand II. röm.-dt. Kaiser 1619–40 Georg Wilhelm Kurfürst von Brandenburg	Entdeckung des doppel- ten Blutkreislaufs durch William Harvey
1620	Gericke kehrt nach Magdeburg zurück; der Vater stirbt	Tilly besiegt am Weißen Berge bei Prag Fried- rich V. von der Pfalz	
1621	Gericke beginnt Jurastudium in Jena	Erneuter Kampf der Niederländer gegen die spanischen Habsburger	
1623	Gericke beginnt in Leiden das naturwissenschaftliche Studium		
1624			Entwicklung eines voll- ständigen Logarithmen- systems durch Henry Briggs (1561–1630)
1625		Wallenstein (1583–1634) wird kaiserlicher Generalissimus	
1626	Gericke wird Ratsherr in Magdeburg Ehe mit Margarethe Alemann	Bauernaufstand in Oberösterreich	Gründung des Botani- schen Gartens in Jena
1627			Die erste deutsche Oper, „Daphne“, von Heinrich Schütz (1585–1672), wird uraufgeführt
1628	Otto, der Sohn, geb.	Administrator Christian Wilhelm abgesetzt August Herzog zu Sachsen wird Administrator von Magdeburg	
1629		Restitutionsedikt durch Kaiser Ferdinand II. Sonderfrieden zwischen Dänemark und dem Kaiser	
1630	Sturz des Magdeburger Rats; Gericke wird wiedergewählt	Wallenstein wird aus dem Heeresdienst entlassen Gustav Adolf landet in Pommern	Johann Kepler gest. (geb. 1571)

1631	<p>Gericke flieht nach der Zerstörung Magdeburgs nach Schönebeck</p> <p>Gericke tritt in schwedische Dienste und wird Oberingenieur in Erfurt</p> <p>Gericke schreibt sein Buch über die Belagerung, Eroberung und Zerstörung Magdeburgs</p>	<p>Bündnis zwischen Schweden und Frankreich</p> <p>Magdeburg wird durch Tilly (1559–1632) und Pappenheim (1594–1632) belagert, erobert und zerstört</p> <p>Gustav Adolf besiegt Tilly bei Breitenfeld</p>	<p>Erfindung des Nonius durch Pierre Vernier (1580–1637)</p>
1632	<p>Gericke kehrt nach Magdeburg zurück; Tätigkeit als Bauingenieur</p>	<p>Gustav Adolf besiegt Wallenstein bei Lützen und fällt</p>	
1633		<p>Johann von Banéz in Magdeburg (1596–1641)</p>	<p>Prozeß der Inquisition gegen Galileo Galilei</p>
1635	<p>Gericke tritt in kursächsische Dienste</p>	<p>Sonderfrieden zwischen Kursachsen und dem Kaiser</p>	<p>Galileo Galilei entdeckt Libration des Mondes</p>
1637		<p>1637–57 Ferdinand III. röm.-dt. Kaiser</p>	
1640		<p>1640–88 Friedrich Wilhelm Kurfürst von Brandenburg</p>	
1641			<p>Hevelius gründet in Danzig Sternwarte (1679 abgebrannt)</p>
1642	<p>Gericke wird Stadtkämmerer von Magdeburg</p> <p>Gerickes erste diplomatische Mission; nach Dresden</p>	<p>Johann Philipp von Schönborn Fürstbischof von Würzburg</p>	<p>Erfindung der ersten Rechenmaschine durch Blaise Pascal</p> <p>Galileo Galilei gest. (geb. 1564)</p>
1643		<p>1643–1715 Ludwig XIV. König von Frankreich</p>	<p>Erfindung des Quecksilber-Barometers durch Evangelista Torricelli (1608–47)</p>
1644		<p>Beginn der Friedensverhandlungen in Münster und Osnabrück</p> <p>1644 (1632)–1654 Christine Königin von Schweden</p> <p>Hoe von Hoenegg, Sächs. Oberhofprediger, gest. (geb. 1580)</p>	

1644		1644-55 Papst Innozenz X.; lehnt das Instrumentum paci ab wegen der darin enthaltenen Gleich- berechtigungserklärung der protestantischen Kirchen	
1645	Gericke's Gattin Margarethe gest.		
1646	Gericke wird Bürger- meister von Magdeburg Gericke reist zu den Friedensverhandlungen nach Osnabrück		
1647		Johann Philipp von Schönborn Kurerzbischof von Mainz	Beschreibung der Mond- oberfläche durch Hevelius (1611-87)
1648	Gericke führt bis 1660 diplomatische Verhand- lungen in Regensburg, Nürnberg, Wien, Prag	24. 10. Westfälischer Friede geschlossen	Gründung der Kunst- akademie in Paris Erste barometrische Höhenmessung durch Blaise Pascal
1649		Hinrichtung Karls I.; England bis 1660 Republik (Cromwell)	
1650	Gericke erfindet die Luftpumpe	1650-88 Maximilian Heinrich Kurerzbischof von Köln, Bischof von Lüttich und Hildesheim	René Descartes (Renatus Cartesius) gest.; Begrün- der der neueren ratio- nalistischen Philosophie, Begründer der analyti- schen Geometrie (geb. 1596)
1651		Lennart Torstenson gest. (geb. 1603)	
1652	Gericke heiratet Dorothea Lentke		
1654	Gericke führt auf dem Reichstag zu Regensburg physikalische Versuche vor	Ferdinand IV. Römischer König gest. Graf Axel Oxenstierna gest. (geb. 1583) 1654-60 Karl X. Gustav König von Schweden	Einführung einer Reit- post zwischen Memel und Cleve

1655	Gericke Leiter des Scholarchats Ehe seines Sohnes mit Katharina von Bunsow		Gründung der Universität Duisburg (1802 aufgehoben) Entdeckung des ersten Saturnmondes durch Huygens
1656			Christian Huygens (1629-95) erfindet die Pendeluhr und erklärt die Saturnringe
1657	Schotts Buch „De arte mechanica“ erscheint	Otto Christoph Freih. v. Sparr, brandenbg. Feldmarschall (1605-68)	William Harvey gest. (geb. 1678)
1658		1658-1705 Leopold I. röm.-dt. Kaiser	Entdeckung der roten Blutkörperchen durch Jan Swammerdam (1637-85)
1659			Gründung der Berliner Staatsbibliothek
1660	Gericke Schwiegertochter Katharina gest.	Friede von Oliva beendet den Krieg, an dem Brandenburg gegen Schweden teilgenommen	Untersuchung der Elastizität der Luft durch Robert Boyle (1627-91)
1661	Gericke erfindet das Manometer		
1662	Otto, der Sohn, heiratet Hedwig von Ulcken Enkel Leberecht geb.	Erzherzog Leopold Wilhelm gest. (geb. 1614)	Gründung der Royal Society in London Blaise Pascal gest. (geb. 1623)
1663	Gericke erfindet eine Elektriziermaschine Gericke beendet das Manuskript seines Buches „Experimenta Nova“ Otto, der Sohn, wird Brandenburgischer Rat und Resident in Hamburg	Der deutsche Reichstag wird zu einem Gesandtenkongreß, dem „immerwährenden“ Reichstag, an dem die Reichsstände persönlich nicht mehr teilnehmen; ständiger Tagungsort ist Regensburg	
1664	Schotts Buch „Technica curiosa“ erscheint		
1666	Gericke wird als Otto von Guericke vom Kaiser geadelt Guericke unterzeichnet den Klosterbergischen Vertrag Guericke Mutter gest.		

1670		1670-99 Christian V. von Dänemark	Vertreibung der Juden aus den österreichischen Erblanden
1671	Guericke korrespondiert mit Leibniz		Erfindung des Spiegelteleskops durch Isaac Newton (1643-1727)
1672	Guerickes „Experimenta Nova“ erscheinen in Amsterdam		Erfindung der Differential- und Integralrechnung durch Gottfried Wilhelm Leibniz (1646-1716)
1673		Johann Philipp von Schönborn, Kurerzbischof von Mainz, gest.	
1675			Der englische Astronom John Flamsteed (1646-1719) veranlaßt den Bau der Sternwarte zu Greenwich bei London
1676			Berechnung der Lichtgeschwindigkeit durch Ole Römer (1644-1710)
1678	Guericke scheidet auf eigenen Wunsch aus dem Rat aus		
1679			Edmund Halley (1656-1742) gibt das erste Verzeichnis des südl. Sternhimmels heraus
1680		Administrator August gest. Das Erzstift Magdeburg fällt an Brandenburg-Preußen	
1681	Die Pest in Magdeburg Guericke übersiedelt nach Hamburg	Ludwig XIV. besetzt Straßburg mitten im Frieden	
1685		Bürgerrevolte in Hamburg	
1686	11. 5. Otto von Guericke in Hamburg gest.		
1687	Frau Dorothea gest.		
1688			Erste Universitätsvorlesung in deutscher Sprache durch Christian Thomasius (1655-1728) in Halle

WORTERKLÄRUNGEN

<i>adhuc</i>	bisher
<i>Administrator</i>	Verwalter; hier: Titel des Verwalters eines evangelisch gewordenen Erzbistums (oder Bistums) – Nachfolger also eines weltlich regierenden Erzbischofs (oder Bischofs)
<i>à la mode</i>	nach der Mode, modisch
<i>Allemande</i>	alter „deutscher“ Tanz
<i>Assoziation</i>	Verbindung, Vereinigung; hier: Gedankenverbindung
<i>Axiom</i>	unumstößliche Tatsache, Grundwahrheit
<i>C'est malin! C'est fabuleux! Majestueux!</i>	Das ist pfiffig! Das ist fabelhaft! Großartig!
<i>Confidenz</i>	Vertrauen, Zuversicht
<i>Consiliarius</i>	Gutachter, Berater; Beratungsarzt
<i>Consul</i>	Ratsherr zu Magdeburg
<i>Magdeburgensis</i>	
<i>continuieren</i>	fortfahren (etwas zu tun)
<i>De arte mechanica hydraulico-pneumatica</i>	Über das Wesen wasser- und luftgetriebener Mechanik
<i>Debakel</i>	Niederlage
<i>de facto</i>	tatsächlich, „in Wirklichkeit“
<i>de jure</i>	nach den Rechtsgrundsätzen, von Rechts wegen
<i>Domkapitel</i>	Priesterkollegium eines Domes, das gemäß einer eignen Verfassung dem Stiftsherrn (Erzbischof, Bischof, Administrator) wie ein „Ministerrat“ zur Seite steht – mit unterschiedlicher Machtvollkommenheit

<i>Duc</i>	Herzog (frz. Adelsprädikat)
<i>Ego</i>	das Ich
<i>Elaborat</i>	Ausarbeitung, Schriftwerk; meist, auch hier, abfällig: Machwerk
<i>Episkopat</i>	Gesamtheit der Bischöfe; Bistum, Bischofswürde
<i>Erzstift</i>	hier soviel wie Erzbistum
<i>evakuieren</i>	einen Raum (luft-) leer machen
<i>febrilischer Paroxysmus</i>	heftige fieberhafte Erkrankung
<i>Ferdinando tertio</i>	Ferdinand III.
<i>Frongericht</i>	öffentliches, dem Gemeinwesen zugehöriges Gericht (Gerichthalten)
<i>Gerechtsame</i>	im älteren deutschen Recht an jeweils einen einzelnen verliehene Berechtigung
<i>Hanseatischer Rezeß</i>	gesetzförmiger Beschluß der „Generalversammlung“ der Hansestädte
<i>Ingredienzien</i>	Zutaten
<i>in nomine patris et filii et spiritus sancti</i>	im Namen des Vater und des Sohnes und des Heiligen Geistes
<i>in nomine Domini</i>	im Namen des Herrn
<i>Instrumentum pacis</i>	„Instrument des Friedens“, Einrichtung zur Herstellung des Friedens, schließlich der Friedensvertrag selbst
<i>intermittieren</i>	dazwischentreten lassen, unterbrechen, einschreiten
<i>interstellarer Raum</i>	Raum zwischen den Fixsternen
<i>Ius foederationis</i>	das Recht der „fürstlichen Libertät“, Herrschaft der Reichsstände nach eigenem Recht, Souveränitätsfeststellung der deutschen Staaten mit nur geringen Einschränkungen

<i>Jota subscriptum</i>	im Griechischen das kleine, unter einen andern Buchstaben geschriebne Jota (J); übertragen: „I-Tüpfelchen“
<i>Jurisdiktion</i>	Gerichtsbarkeit, Rechtsprechung
<i>Konfirmation der Innungen</i>	Bestätigung der Innungen (damit Aufsicht über diese)
<i>Konsens</i>	Zustimmung
<i>Kontroverse</i>	Streit, Streitfrage, Auseinandersetzung
<i>konvenieren</i>	übereinkommen; hier: zusagen, gefallen
<i>Legatus</i>	Gesandter
<i>Libertas, leges et pax sunt optima dona</i>	Freiheit, Rechtlichkeit und Frieden sind die höchsten Güter
<i>Libration</i>	Abweichung in der von der Erde aus einsehbaren Mondoberfläche, durch die wir noch Randteile der rückwärtigen Mondhälfte überschauen können
<i>Lumineszenz</i>	Leuchterscheinung
<i>Matrimonial- und Consistorial-Gerichtsbarkeit</i>	Gerichtsbarkeit in Ehesachen, Gerichtsbarkeit im Kirchenwesen (Oberaufsicht; auch Einsetzung der Geistlichen usw.)
<i>Metamorphose</i>	Verwandlung
<i>mi fili</i>	mein Sohn
<i>militant</i>	kriegerisch, kämpferisch
<i>mon ingenieur de la guerre</i>	mein Kriegssingenieur
<i>Monsieur le cabaretier et logeur</i>	Herr Schankwirt und Zimmervermieter
<i>Nova</i>	„Die Neue“, ein plötzlich an Helligkeit ungeheuer zunehmender Stern
<i>Novum und Unikum</i>	etwas Neuartiges und Einzigartiges zugleich

<i>Patricius et Reipublicae Magdeburgensis Consul, ejusdem ad Universalis Pacis Tractatus Monasteri et Osnabrugi Legatus</i>	Patrizier und Ratsherr zu Magdeburg, derselben (Stadt) Gesandter zur allgemeinen Friedensverhandlung in Münster und Osnabrück
<i>Patrizier</i>	bevorrechtigter, ratsfähiger Stadtbürger im Mittelalter und zu Beginn der Neuzeit (Gesamtheit der Patrizier = Patriziat; gesellschaftliche Oberschicht der Stadt)
<i>permettez, Monsieur le Duc?</i>	gestatten, Herr Herzog?
<i>Pikenier</i>	mit einer Pike (einem langschäftigen Speiß) bewaffneter Fußsoldat
<i>präsuntiv</i>	mutmaßlich, voraussichtlich
<i>primus inter pares</i>	der Erste unter Gleichen (rangmäßig)
<i>pro omnia in orbe</i>	um alles in der Welt
<i>Propädeutik</i>	Vorwissenschaft, vorbereitender Unterricht; in der damaligen Philosophie-Propädeutik wurde das später in Gymnasien vermittelte Wissen gelehrt
<i>Quintessenz</i>	nach Aristoteles die fünfte Wesenheit, der „Äther“ (daneben Feuer, Wasser, Luft, Erde)
<i>Relation</i>	hier: Mitteilung, Bericht
<i>Resident</i>	diplomatischer Geschäftsträger, Statthalter
<i>Res Magdeburg</i>	„Sache Magdeburgs“; Angelegenheit, Fall Magdeburg

<i>Restitutionsedikt</i>	Erlaß Kaiser Ferdinands II. (1629; 1648 aufgehoben), die konfessionellen Machtverhältnisse von 1552 wiederherzustellen
<i>Rezeß</i>	Vertrag; hier: siehe Hanseatischer Rezeß
<i>Royal Society</i>	Königliche Gesellschaft (Britische Akademie der Wissenschaften)
<i>Sacri Imperii Romani</i>	des Heiligen Römischen Reiches
<i>Salarium</i>	amtliches Gehalt, Vergütung
<i>Scholarchat</i>	Schulamt, Aufsicht über das Schulwesen
<i>Scholastik</i>	im Mittelalter entstandne Richtung der Philosophie, die sich die Aufgabe stellt, religiöse Glaubenssätze als Vernunftswahrheiten nachzuweisen; sie ist die „Magd der Theologie“; die Scholastik ist in einzelnen Teilen von Aristoteles beeinflußt
<i>Schöppenstuhl</i>	Schöppen-(Schöffen-)gericht
<i>Schultheiß</i>	Vorsitzender des Schöppenstuhls, oberster Richter
<i>Societas Jesu</i>	Gesellschaft Jesu, (katholischer) Orden der Jesuiten
<i>submisses</i>	untertänigst
<i>Subsidien</i>	Hilfsgelder eines Staates für einen andern (oft nimmt er durch Subsidien un-militärisch an einem Krieg teil)
<i>Subsistenzmittel</i>	Mittel, den Lebensunterhalt zu bestreiten
<i>Sukzeß</i>	Erfolg

*Technica curiosa
sive Mirabilia
naturae et artis
vite*

Votum

Winterkönig

Technische Merkwürdigkeiten und
wundersame Erscheinungen natür-
lichen und künstlichen Ursprungs
schnell

Meinungsäußerung; Stimme bei der
Abstimmung

Spottname Kurfürst Friedrichs V. von
der Pfalz, der nur für die Dauer eines
Winters König von Böhmen sein
konnte (1619/20)

Übersetzung des lateinischen Buchtitels auf Seite 222

Otto Gerickes (sogenannte) Magdeburger Versuchsreihen über den leeren Raum. Zuerst von R. P. Caspar Schott, Mitglied des Ordens der Jesuiten und Professor der Mathematischen Wissenschaften an der Universität Würzburg – nun aber vom Erfinder selbst vollkommener herausgegeben und um verschiedene Versuche bereichert. Hinzugekommen sind zugleich etliche Gewißeheiten über das Gewicht der die Erde umgebenden Luft, über die Weltkräfte und das Planetensystem sowie über die Fixsterne und jenen unermesslichen Raum, der sich innerhalb und außerhalb ihres Bereichs erstreckt. –

INHALT

<i>Erstes Kapitel</i>	
IM GROSSEN KRIEG	7
<i>Zweites Kapitel</i>	
EIN MANN BESINNT SICH	31
<i>Drittes Kapitel</i>	
BESUCHE IN ERFURT	47
<i>Viertes Kapitel</i>	
TRAUM VON MAGDEBURGS GRÖSSE	60
<i>Fünftes Kapitel</i>	
KURFÜRSTLICHE DURCHLAUCHT	73
<i>Sechstes Kapitel</i>	
INSTRUMENTUM PACIS	92
<i>Siebentes Kapitel</i>	
DEM LUFTLEEREN RAUM AUF DER SPUR ..	117
<i>Achstes Kapitel</i>	
HERREN VOM RAT	139
<i>Neuntes Kapitel</i>	
VOR KAISER UND REICH	151
<i>Zehntes Kapitel</i>	
SCHLIMME JAHRE	174
<i>Elftes Kapitel</i>	
WETTERMÄNNCHEN	189

<i>Zwölftes Kapitel</i>	
RENAISSANCE	211
<i>Dreizehntes Kapitel</i>	
EIN KLEIN SCHÖN LÜSTIKKEIT	227
<i>Vierzehntes Kapitel</i>	
EIN LEBEN GEHT ZU ENDE	245
ZEITTADEL	261
WORTERKLÄRUNGEN	267

QUELLENANGABE DER ABBILDUNGEN

Bildersaal Deutscher Geschichte
Zwei Jahrtausende deutschen Lebens in Wort und Bild
Herausgegeben von Adolf Bär und Paul Quensel
unter Mitwirkung von A. Großkopf und M. Merker
MDCCCXC

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig (8 Fotos)

*

Dr. Hans Schimank
Otto von Guericke, Bürgermeister von Magdeburg
(Magdeburger Kultur- und Wirtschaftsleben, Nr. 6)
(8 Fotos)

4., unveränderte Auflage
Copyright by Verlag Neues Leben Berlin 1957
Printed in the German Democratic Republic
Lizenz Nr. 303 (305/144/61)
Schutzumschlag und Einband: Eberhard Binder-Staßfurt
Satz und Druck: Karl-Marx-Werk, Pößneck, V 15/30
ES 8 C